


View metadata, citation and similar papers at core.ac.uk

brought to you by  **CORE**

provided by Directory of Open Access Books

V&R Academic

Bibliothek im Kontext

Band 2

Herausgegeben von

Stefan Alker, Murray G. Hall und Markus Stumpf

Die Bände dieser Reihe sind peer-reviewed.

Stefan Alker / Achim Hölder (Hg.)

Literaturwissenschaft und Bibliotheken

V&R unipress

Vienna University Press



universität
wien

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0454-4

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

**Veröffentlichungen der Vienna University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung der Universitätsbibliothek Wien.

© 2015, V&R unipress GmbH in Göttingen / www.v-r.de

Dieses Werk ist als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz BY-NC-ND International 4.0 („Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen“) unter dem DOI 10.14220/9783737004541 abzurufen. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: © Stefan Alker / Universitätsbibliothek Wien

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Zu diesem Buch	7
Dirk Werle Literaturtheorie als Bibliothekstheorie	13
Stefan Alker Die Bibliothek in literaturwissenschaftlichen Einführungen	27
Bernhard J. Dotzler Literaturwissenschaftliche Mediologie der Bibliothek	49
Wolfgang Adam Bibliotheksforschung als literaturwissenschaftliche Disziplin	67
Michael Pilz Wissenschaftliche Bibliotheken und Literaturvermittlung aus literaturwissenschaftlicher Sicht	93
Andreas Brandtner Bibliotheken als Laboratorien der Literaturwissenschaft? Innenansichten analoger, digitaler und hybrider Wissensräume	115
Peter Blume Bibliothekarische Systematiken und Fachsystematik(en) der Philologien – eine vielschichtige Beziehung	139
Daniel Syrový Berufsfeld Bibliothek: Literaturwissenschaftler und Schriftsteller als Bibliothekare	153

Achim Hölter	
Das Bibliotheksmotiv im literaturwissenschaftlichen Diskurs	167
Kurzbiographien der Autoren	195

Zu diesem Buch

Die beiden Begriffe, die im Titel dieses Bandes zusammengespannt werden, drücken auf den ersten Blick eine Konvergenz aus, die es zunächst erschwert, überhaupt genau zu markieren, worum es in den Beiträgen geht, wie ihr gemeinsamer Nenner lautet und an welchem roten Faden entlang sie sich anordnen: Jede Wissenschaft erbringt einen Teil ihrer Arbeit in Bibliotheken. Während aber viele andere Disziplinen auch im chemisch-physikalisch-technischen Labor stattfinden, im Museum, im »Feld«, also dort, wo ihr Gegenstand zu Hause ist (z. B. der der Soziologie auf den Straßen und in den Wohnungen), ist die Literaturwissenschaft, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich in Bibliotheken bei der Arbeit. Dort ist ihr Labor, ihr Museum und teilweise auch ihr Feld. Deshalb scheint in der Begriffspaarung zunächst eine Tautologie, mindestens aber eine Selbstverständlichkeit zu lauern. Die literarischen Texte, mit denen sich die Philologie befasst, sind substantiell in Institutionen und Gebäuden zu Hause, die als – meist öffentliche – Bibliotheken konzipiert wurden, und auch die Tatsache, dass viele Ausübende der Literaturwissenschaft selbst zahlreiche Bücher ihr eigen nennen, dass sie vielleicht sogar am liebsten mit eigenen Exemplaren arbeiten, führt wieder zum Phänomen der Bibliothek zurück, allenfalls einer privaten. Im Titel dieses Bandes konvergieren also Ort und Gegenstand der Literaturwissenschaft, aber auch eine theoretische Auffassung dieser selbst und eine Beobachtung des Wo und Wie ihrer täglichen Praxis. Damit ordnet er sich ein in die epistemologische und praxeologische Selbstbeobachtung der modernen Geisteswissenschaften.

Zugleich hat der Band einen Platz im bibliothekarischen Sprechen über Bibliothek und Literatur, der sich aus der Bibliothekstheorie selbst ergibt. Wo von bibliothekswissenschaftlicher Seite die Bibliothek als Phänomen theoretisch gefasst werden soll, wird immer wieder auch, in allen Schattierungen der Fortführung und Abgrenzung, auf Entwürfe der Literaturwissenschaft zurückgegriffen. Im Spannungsfeld zwischen allgemeinem Anspruch und dem Verhaftet-sein in der eigenen disziplinären Praxis, das bei der Beschäftigung mit der Bibliothek durch verschiedene Disziplinen neben der Bibliothekswissenschaft

entsteht, versucht der Band einen für beide Seiten gangbaren Mittelweg, der zu keinem abschließenden Ergebnis führen kann, aber ein Spektrum aktueller Bezugnahmen sichtbar macht.

Eröffnet wird der Band mit der fundamentalen Frage nach der möglichen Interdependenz von Literatur- und Bibliothekstheorie. Sie steht im Mittelpunkt des Beitrags von Dirk Werle, der die beiden möglichen Blickrichtungen erprobt und miteinander kreuzt. Wenn dabei auffällt, dass das Konzept »Bibliothek« in der Literaturtheorie bislang kaum eine Rolle gespielt hat, so könnte dies mindestens insofern überraschen, als jede Form der Selbstreflexion von Literatur das zugrundeliegende Produktionsdispositiv anspricht. Dass die Bibliothekswissenschaft lange nur begrenzt auf Ideen einer Literaturtheorie zurückgriff, die denn doch zunächst meist eine Theorie ästhetischer Gebilde ist und mit einer, nüchtern betrachtet, technischen Institution zur Bereitstellung von Informationen nicht viel gemein hat, wird weniger erstaunen. Spätestens, wenn in den Blick kommt, dass die Bibliothek eine mächtige Metapher darstellt, ist aber klar, wie sie als Kurzformel für eine Theorie dienen kann, die Literatur als unendliches Verweisnetz konzeptualisiert. Werles Beitrag setzt indes den Akzent jenseits dieser traditionellen Perspektive und bettet die Kopplung von Literatur- und Bibliothekstheorie ein in die aktuelle, oberhalb der Einzelwissenschaften angesiedelte Debatte über Formen und Praktiken des Wissens.

Einen zweiten Ansatz zur wissenspoetologischen und vor allem praxeologischen Aufarbeitung des Konzepts Bibliothek leistet Stefan Alker, der erstmals den Blick auf die Beschreibung von wissenschaftlichen Bibliotheken in philologischer Einführungsliteratur lenkt. Was der »practical turn« in den Geisteswissenschaften bereits teilweise beleuchtet hat, war speziell in der Literaturwissenschaft bisher noch unbeobachtet geblieben: dass zahlreiche propädeutische Texte, gerade, wenn sie in die Literaturwissenschaft einführen, die Bibliothek als natürliche Arbeitsumgebung der Studierenden in ihre vorbereitende Gesamtbeschreibung der disziplinären Praxis einbeziehen. Die Literaturwissenschaft scheint ein besonderes Interesse daran zu haben, dass die jeweiligen Fachbibliotheken nicht nur als technische Wissensspeicher wahrgenommen werden. Insofern ließe sich erwägen, ob das Wissen der Literaturwissenschaft gleichsam »bibliothekslastiger« oder »bibliotheksförmiger« ist als das anderer Disziplinen.

Bernhard J. Dotzlers Beitrag beschreibt systematisch, wie die Bibliothek als technischer Apparat die Speicherung und Verbreitung von Information ermöglicht. Der literaturwissenschaftliche Blick ist in diesem Fall ein dezidiert medienwissenschaftlicher, so dass die Frage nach der Besonderheit der physisch-technischen Beschaffenheit gestellt wird mit dem Ziel, die spezifische Episteme bereits im Medium angelegt zu finden. Die Bibliothek ist in diesem Horizont also ein Analogon zur Schreibmaschine etc. und lässt sich entsprechend in eine technikhistorische Genealogie integrieren.

Die Bibliotheksforschung, wie sie Wolfgang Adam skizziert, ist eine klar umrissene Teildisziplin der Literaturgeschichte, insofern namhafte Büchersammlungen namhafter Autoren aus Erwägung der Intertextualitäts- und Rezeptionsforschung, aber auch aus konservatorischen Motiven seit Jahrzehnten in spezifischen Forschungszusammenhängen (Wolfenbüttel, Marbach u. a.) Gegenstand gründlicher Dokumentation sind. Die Rekonstruktion historischer Dichterbibliotheken und die Analyse der rekonstruierten Bestände führen zu einem vertieften Einblick nicht nur in die jeweilige kulturhistorische Epoche, sondern gestatten eine Erkenntnis des auktorialen Subjekts im Spannungsfeld der dieses Subjekt in Gestalt seiner Bücher umstellenden diskursiven Erfahrungen.

Ein weiterer Blick auf das Wissen der Literaturwissenschaft im Modus des bibliothekarischen Zugriffs richtet sich im Beitrag von Peter Blume auf die jedem Gebiet zugewiesene Wissensordnung. Da es auch für das literaturwissenschaftliche Wissen keine metaphysisch garantierte Ordnung geben kann, sondern alle Klassifikationen der permanenten wissenschaftstheoretischen und fachinternen Debatte standhalten müssen, da jedoch jede bibliothekarische Praxis ein handhabbares und nachvollziehbares System zugrundelegen muss, stehen Stabilität und Flexibilität jedes Ordnungssystems in einem Dauerkonflikt. Die Frage nach dem perfekten oder wenigstens möglichst adäquaten Wissensordnungssystem ist gerade in den kulturwissenschaftlichen Fächern, die beispielsweise poetologische Genrebegriffe verhandeln, besonders heikel, weil die klassifizierten Artefakte sich nicht nur für sehr verschiedene Modelle der Unter- und Nebenordnung anbieten, sondern auf dem Sektor der Poetologie und Generologie zugleich metasprachliches Ordnungsinstrument und gegenständliches Produkt der literarischen Evolution sind. Auch die Frage nach der Universalität oder Transkulturalität solcher Ordnungsangebote wird heute erst teilweise angeschnitten, während in praktischen Untersuchungen sogar erst eine intrakulturelle Basis zu legen ist.

Michael Pilz lenkt die Aufmerksamkeit auf die beim Thema Literaturvermittlung gegenüber Öffentlichen oft unterrepräsentierten Wissenschaftlichen Bibliotheken – und auf ein Dilemma, das in deren Praxis des Bestandsaufbaus eine wichtige Rolle spielt, die insbesondere in der Philologie zu – auch kostenrelevanten – Entscheidungen zwingt. Wissenschaftliche Bibliotheken haben gemeinhin die Aufgabe, wissenschaftliche Literatur bereitzustellen, worunter in der Philologie zunächst alle theoretischen Werke, wenn auch im weitesten Sinn, zu subsumieren sind. Damit tritt automatisch die Frage nach dem idealen systematischen Ort bzw. nach den Grenzen der Vermittlungsaufgabe wissenschaftlicher Bibliotheken hervor, die einerseits sogenannte Primärliteratur in philologisch aufwendigen Editionen vorhalten müssen, andererseits Belletristik kaum in dem Spektrum bereitstellen können, wie dies allgemein informierende

Bibliotheken wie etwa Stadtbüchereien gemeinhin tun. Die Literaturwissenschaft befindet sich hier also in einem besonderen Dilemma, weil ihr Gegenstand selbst einen beträchtlichen Anteil an den Beständen nichtwissenschaftlicher Bibliotheken ausmacht.

Andreas Brandtner beleuchtet ein weiteres Problem der literaturwissenschaftlichen Bücherversorgung in historischer Perspektive. Wenn die Bibliothek als Raum der Produktion, Speicherung und Vermittlung von philologischem Wissen gelten kann, stellt sich im Verlauf der letzten zweieinhalb Jahrhunderte mehrfach neu die Frage nach der idealen Konfiguration. Was sich auf Aktantenebene an der zeitweiligen Personalunion von Professor und Bibliothekar zeigte, bedeutete auf der institutionellen und auch räumlichen Ebene die Herausbildung spezialisierter Universitäts- bzw. bald auch Seminarbibliotheken. Die Ausdifferenzierung zahlreicher separater Wissensräume wurde, wenigstens in zweischichtigen universitären Bibliothekssystemen, wiederholt als problematisch beschrieben, wobei Vor- und Nachteile, Tradition und Integration, schon geraume Zeit gegeneinander abgewogen werden. Die Entwicklung zur Digitalität scheint die Reform ererbter Strukturen literaturwissenschaftlicher Bibliotheken vielerorts zu überholen und mit einem bedarfsgerechten wie disziplinspezifischen Angebot sich neu ausrichtender universitärer Bibliotheken zugleich Lösungen zu offerieren.

In Daniel Syrowys Text geht es um die vergleichsweise häufige Verbindung zweier Handlungsrollen, nämlich wiederum der des Bibliothekars und der des Schriftstellers. Bekanntlich waren zahlreiche, gerade auch berühmte Autoren (später auch Autorinnen) als Berufsbibliothekare materiell abgesichert und zugleich mit einer Informations- und Inspirationsquelle versehen. Der Bibliothekar ist aus diesem Grund eine permanente selbstreflexive Referenzfigur der Poeten, wobei eine theoretische Komponente in den meisten Fällen durch das Arbeitsumfeld Bibliothek garantiert wird: Der Bibliothekar als Dichter ist zwangsläufig *poeta doctus* und verfasst Texte, in denen sich das Amt und die Bibliothek spiegeln.

Dementsprechend ist die Bibliothek in zahlreichen literarischen Texten, aber auch in Filmen, Comics, Jugendliteratur usw. ein häufig gewählter Schauplatz für Handlungen, die Spannung, Gelehrsamkeit, Erotik, Gelehrtsatire und nicht zuletzt Kulturgeschichte in einem faktualen oder auch fiktiven Bücherraum ansiedeln. Achim Hölter resümiert die schwerpunkthaft in den letzten drei Jahrzehnten entstandenen literaturwissenschaftlichen Studien und Sammelbände, die sich der Bibliothek als Sujet oder auch Metapher widmen. Dabei stellt sich naturgemäß nicht nur die Frage nach der Funktion und Semantik der zahlreichen innerliterarischen Bibliotheksszenen und auch Bibliotheksgedichte, sondern ebenso die nach Ursache und Berechtigung der Faszination, die von der Bibliothek für die Literaturwissenschaft ausgeht.

Wenn es im zweidimensionalen Grundriss eines idealen Lesesaals verlockend erscheint, das Wissen eines spezifischen Gebietes, ob groß oder speziell, im Kreis anzuordnen, so bietet sich sogar in einem so zielgenau ausgerichteten und angeordneten Projekt wie dem vorliegenden Band eine gewisse Zirkularität der Ordnung an. Mindestens aber ließe sich die Kette der neun Aufsätze umkehren, ist doch für die meisten Literaturwissenschaftler, insofern sie zuallererst Leser sind, die Erfahrung von Bibliotheken eine doppelte: die realer und die erlesener Bibliotheken. So ist die Belletristik nicht nur Gegenstand von Bibliotheken, wie sie hier verhandelt werden, sondern auch abstrakter Schauplatz dessen, was die Literaturwissenschaft erst ermöglicht. Wir hoffen, dass der hier ausgeschnittene Kreis sich auch im metaphorischen Sinn zu einer runden tour d'horizon schließt.

Wien, im April 2015
Stefan Alker / Achim Hölter

Literaturtheorie als Bibliothekstheorie

Abstracts

Das Forschungsfeld ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ wird vorgestellt. Zwei Richtungen des Forschungsfeldes lassen sich unterscheiden. Die eine Richtung zielt ab auf eine Literaturtheorie, die das Konzept, die Institution, den Begriff der Bibliothek als zentral setzt. Die zweite Richtung zielt ab auf eine (bibliothekarische) Theorie der Bibliothek, die Überlegungen aus der Literaturtheorie heranzieht und für ihre eigenen Zwecke nutzbar macht. Das Forschungsfeld ist bisher insbesondere aus der Perspektive der Intertextualitätsforschung und der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses in den Blick genommen worden. Beide Perspektiven bieten spezifische Chancen, aber auch Risiken. Die bisherigen Beiträge zu dem Forschungsfeld lassen sich unter dem Dach der interdisziplinären Wissensforschung integrieren.

The research area ›Literary theory as library theory‹ is introduced. Two directions of research can be distinguished. One direction aims at a literary theory focusing on the concept, the institution, the notion of the library. The second direction aims at a library theory using and adapting ideas developed in literary theory. The research area has first and foremost been taken into consideration from the perspective of intertextuality studies and of the study of cultural memory. Both perspectives offer specific chances and risks. Previous findings in the research area can be integrated under the umbrella of an interdisciplinary history and theory of knowledge.

Keywords

Literaturtheorie – Bibliothekstheorie – Intertextualität – kulturelles Gedächtnis
– Wissensforschung

Literary theory – library theory – intertextuality – cultural memory – history
and theory of knowledge

1. Allgemeines und Begriffliches

Als literaturtheoretischer Begriff, so lässt sich gleich zu Beginn eine erste, etwas ernüchternde Beobachtung formulieren, spielt ›Bibliothek‹ bislang keine zentrale Rolle. Versuche, das Konzept der Bibliothek literaturtheoretisch fruchtbar zu machen, sind bislang eher punktuell unternommen worden. Dabei wäre eine Verstärkung der Bemühungen in dieser Richtung dringend wünschenswert.¹ Denn erst verstanden als auf die Bibliothek bezogener Gegenstand lässt sich Literatur mit Blick auf eine Reihe zentraler Aspekte angemessen verstehen: 1.) Die Bibliothek ist gleichzeitig ein Ort, eine Institution und ein Ensemble von Medieneinheiten. In diesem Zusammenspiel von lokaler Situiertheit, institutioneller Bedingtheit und geordneter Zusammenstellung entfaltet sich Literatur als soziokulturelles Phänomen. 2.) Die Bibliothek besteht aus vielen Büchern, Texten, Werken. Literatur ist nicht als Einzeltext, -buch, -werk zu haben; der Begriff der Literatur basiert auf dem Prinzip der Fülle. 3.) In der Bibliothek stehen Bücher verschiedenster Provenienz nebeneinander. Das verweist auf die stets gegebene Pluralität und Heterogenität, in der sich Literatur ausprägt. 4.) Bibliotheken kommen durch planvolle Sammlung zustande. Literatur ist etwas, das auf verschiedenen Ebenen durch die Tätigkeit des Sammelns charakterisiert ist. 5.) Die Bibliothek ist unabgeschlossen und in ständigem Wachstum begriffen. Sie ist charakterisiert durch das Moment der Dynamik, das auch die Literatur kennzeichnet, die sich stetig weiterentwickelt, aufbauend auf und in Auseinandersetzung mit bereits vorhandener Literatur.

Diese Schlaglichter führen freilich unter der Hand ein weiteres Problem vor Augen: Wenn man von der Bibliothek als dem Ort, der Institution, dem Ensemble der Literatur spricht, dann muss man streng genommen mindestens drei Vorstellungen von ›Literatur‹ unterscheiden: ›Literatur‹ erstens als Menge der Texte, verstanden als Artefakte in Gestalt schriftlich niedergelegter sprachlicher Äußerungen, bestehend aus zu sinntragenden, kohärenten, gerahmten Einheiten zusammengefügt Buchstabenfolgen; ›Literatur‹ zweitens als Menge der Bücher, verstanden als materiale Erzeugnisse des Buchdruckzeitalters mit nummerierten Seiten aus Papier, einem Titelblatt und einem Einband, die in einer bestimmten Ausstattung vorliegen, an deren Zustandekommen nicht nur der Autor beteiligt ist, sondern auch Lektoren, Setzer, Buchdrucker, Verleger; Erzeugnisse, die sich als Handels- und Sammelobjekte beschreiben lassen, in bestimmten Ausgaben vorliegen, in unterschiedlichen Auflagen herausgebracht werden und in individuellen Exemplaren existieren; ›Literatur‹ schließlich als

¹ Viele interessante Anregungen bietet das – allerdings im Ganzen eher anekdotische – Buch von Alberto Manguel: *Die Bibliothek bei Nacht*. Aus dem Englischen von Manfred Allié und Gabriele Kempf-Allié. Frankfurt/Main: Fischer 2007 [Orig. Toronto: Knopf 2006].

Menge der Werke, verstanden als Ergebnisse des Schaffens einer Person, die im Falle von literarischen Werken unterschieden werden müssen in Einzelwerke (Opus) und Gesamtwerke (Œuvre).²

2. Richtungen

Der Titel vorliegenden Beitrags ist uneindeutig, oder besser: er deutet in zwei Richtungen. ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹, das kann einerseits abzielen auf eine Literaturtheorie, die das Konzept, die Institution, den Begriff der Bibliothek als zentral setzt. Es kann andererseits abzielen auf eine (bibliothekarische) Theorie der Bibliothek, die Überlegungen aus der Literaturtheorie heranzieht und für ihre eigenen Zwecke nutzbar macht.

Nicht mit diesen beiden Richtungen eines Verständnisses von ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ in eins zu setzen ist die Unterscheidung zwischen der Bibliothek als konkretem Phänomen, dessen Herausforderung weniger darin besteht, es theoretisch zu erfassen, sondern vielmehr darin, es technisch in den Griff zu bekommen, und der Bibliothek als abstrakter Konzeption, die vielleicht mit dem konkreten Phänomen nur marginal zu tun hat und die anschlussfähig ist für metaphorische Übertragungen und utopische Aufladungen aller Art. Die Bibliothek als vornehmlich technischen Gegenstand konzipiert die Bibliothekswissenschaft, die Bibliothek als Faszinosum die schöne Literatur. Die Perspektive von Literaturtheorie als Bibliothekstheorie bewegt sich irgendwo zwischen diesen beiden Polen.

Eine Literaturtheorie, die das Konzept, die Institution, den Begriff der Bibliothek als zentral setzt (Richtung 1), scheint manchen historisch gegebenen Konzeptionen von Literatur gemäßer als anderen, und zwar solchen Konzeptionen von Literatur, die in irgendeiner Weise mit der Möglichkeit vollständiger Sammlung und Erfassung rechnen, die alle Varianten eines Feldes erschöpft; Konzeptionen der Literatur, die auf den Prinzipien der Wiederholung und Rekombination beruhen und dem Bereich der Buchgelehrsamkeit affin sind – also etwa der Literatur des ›Barock‹ oder auch der ›Postmoderne‹. Weniger gemäß scheint eine solche Literaturtheorie auf den Konzepten von Mimesis oder auch genialer Autorschaft beruhenden Literaturkonzeptionen zu sein, wie sie in ›Aufklärung‹, ›Klassik‹, ›Romantik‹ oder auch ›Realismus‹ dominant waren. Sie scheint im Zusammenhang damit solchen Literaturkonzeptionen gemäßer zu sein, die Geschichte als Reservoir betrachten, als solchen, nach denen Geschichte als Entwicklungszusammenhang zu verstehen ist.

2 Vgl. zu Letzterem ausführlich Carlos Spoerhase: Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen. In: *Scientia Poetica* 11 (2007), S. 276–344.

Den in den letzten Jahren profundersten Beitrag zur erstgenannten Richtung von ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ hat im deutschsprachigen Bereich Nikolaus Wegmann im Jahr 2000 mit seiner grundlegenden Studie *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter* vorgelegt.³ Wegmann beschreibt das Phänomen der Bibliothek aus medien- und systemtheoretischer Perspektive. Er sucht einen »epistemologisch produktive[n] Begriff der Bibliothek« als ein kulturelles Konzept für die Literaturwissenschaft⁴ und gleichzeitig eine epistemologisch relevante Perspektive auf Bibliotheken selbst, und er findet sie in der Bestimmung der Bibliothek als makro-literarischem System, in dem sich technische, organisatorische, hermeneutische, epistemologische, soziale, politische, kulturelle und kommerzielle Elemente bündeln und das ständiger Veränderung ausgesetzt ist. Ein Vorteil einer solchen Sichtweise liegt darin, dass sie es erlaubt, die verschiedenen Beschreibungen der Bibliothek in ihrer je besonderen Verfasstheit zu betrachten, ohne ideologisch motivierte Entscheidungen über den Status dieser Beschreibungen zu treffen:⁵ Wegmann interessieren gerade die Momente der Bibliothek, die sich der Hoffnung auf Transparenz widersetzen. Seine Methode bezeichnet Wegmann als »mediophilologische[n] Zugriff«.⁶ Besonders geht es ihm im Kontext des größeren Projekts einer »Poetik des Lesens« um die Erfahrung der Bibliothek als Ort der komplexen Operation des Suchens und Findens, um den Gang in die Bibliothek, verstanden als »Erfinden findiger Zugriffe auf die Bestände«, um die Bibliothek als Feld, »wo konkrete Probleme der Wissens-Praxis auf hochkomplexe Formen des Wissens stoßen«.⁷ Die Lesepraxis ist für Wegmann der »Ort, wo sich Literaturwissenschaft und Medienwissenschaft treffen«.⁸ Eine der Hauptthesen des Buchs ist, dass die Bibliothek aus ihr inhärenten Gründen unergründlich und damit unkontrollierbar sei. Wegmann möchte zeigen, dass sich darüber hinaus das komplexe Medium Bibliothek in verschiedenen, je kontingenten Formen mit

3 Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2000. Im Folgenden übernehme ich Formulierungen aus Dirk Werle: *Copia librorum. Problemgeschichte imaginierter Bibliotheken 1580–1630*. Tübingen: Niemeyer 2007 (= *Frühe Neuzeit* 119), S. 18–20.

4 Wegmann: *Bücherlabyrinth* (Anm. 3), S. 29.

5 Was damit gemeint ist, zeigt beispielsweise ein Vergleich mit dem Beitrag von Josef Fürnkäs: *Die Bibliothek als Ort fiktiver Identitäten*. In: *Identitätskrise und Surrogatidentitäten. Zur Wiederkehr einer romantischen Konstellation*. Hg. von Cornelia Klinger und Ruthard Stäblein. Frankfurt/Main, New York: Campus sowie Paris: Editions de la Maison des Sciences de l'Homme 1989, S. 307–338. Fürnkäs glaubt als ›kritisch‹ und ›archäologisch‹ voreingenommener Forscher, eine Sichtweise der Bibliothek als ›humanistischer‹ Bildungsinstitution, wie sie von Paul Raabe in Anschlag gebracht wurde, lasse sich nicht mit der eigenen Sicht der Bibliothek als Möglichkeitsreservoir fiktiver Identitäten vereinbaren.

6 Wegmann: *Bücherlabyrinth* (Anm. 3), S. 282.

7 Ebd., S. 6f.

8 Ebd., S. X.

bestimmten, je unterschiedlichen Leistungen und Effekten realisieren kann. Weiterhin beschreibt er die Bibliothek als abstrakten Inbegriff eines Verständnisses von Literatur als einem Netzwerk von Verweisen. Das Problem, das der Bibliothek als der eigentlichen »Vollform des Buches« zugrunde liege, ist nach Wegmann der Umstand, dass die »sehr große Textkumulation« die Bibliothek zu einem »hermetischen Ort« mache.⁹ Der adäquate Modus, mit einem derart grenzenlosen Kontext umzugehen, ist seiner Ansicht nach die Überinterpretation. Wegmann versucht einen *nicht* an historischen Entwicklungen orientierten Zugriff auf das Phänomen der Bibliothek in der Literatur anhand von Fallgeschichten, die den »Problem-Raum« Bibliothek erkunden sollen.¹⁰ Damit verfolgt Wegmann ein aktualisierendes Anliegen: Er möchte mit literatur- beziehungsweise kulturwissenschaftlichen Mitteln das ›Wesen‹ der Bibliothek beschreiben. Wegmann will nicht in erster Linie die historischen Texte verstehen, in denen Bibliotheken beschrieben werden, sondern umgekehrt ›die Bibliothek‹ mit Hilfe der Texte begreifen und auf diesem Weg grundsätzlich etwas aktuell Relevantes über Literatur und Kultur aussagen. So kann man die *Bücherlabyrinth* als literaturtheoretischen Traktat lesen, der die Bibliothek als »Inbegriff der Literatur« versteht:¹¹ Wegmann möchte ›Bibliothek‹ als »Grundbegriff[] der Literaturwissenschaft« installieren, der ein makroliterarisches System bezeichnet, welches die Voraussetzung für Literatur wie Literaturwissenschaft selbst darstellt.¹² Literatur ist unter dieser Perspektive immer Bibliothekslektüre und behauptet sich als Bibliotheksliteratur im Suchen und Finden gegen die Konvention. Am Schluss der Untersuchung erhält das Unternehmen einen kulturdiagnostischen Anstrich, wenn die Gegenwart seit Nietzsche in einer zeitgeschichtlichen Lokalisierung als ›alexandrinisches Zeitalter‹ durch ihre Stellung zur Bibliothek beschrieben wird.

Die weitreichendsten Beiträge zur als Zweites genannten Richtung einer ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ hat Uwe Jochum vorgelegt. In einem Aufsatz von 1994 mit dem Titel *Hermeneutik, Dekonstruktion und Information* etwa wirft Jochum der Bibliothekswissenschaft vor, sie orientiere sich einseitig an informationswissenschaftlichen Modellen. Diesen lägen aber überholte Vorstellungen von Schrift als Teil eines Kommunikationsprozesses sowie von der Übermittlung präsenten, einheitlichen und eindeutigen Sinns durch Schriften zugrunde. Demgegenüber schlägt Jochum im Anschluss an die Hermeneutikkritik der Dekonstruktion der Bibliothekswissenschaft vor, sich als Wissen-

9 Ebd., S. 2f.

10 Ebd., S. 6.

11 Ebd., S. 318.

12 Ebd., S. 4.

schaft von der »Verwaltung von ›Büchern‹ genannten Sachen« zu verstehen.¹³ Ob Jochums Überlegungen letzten literaturtheoretischen Standards genügen, sei dahingestellt; sein im Jahr 1994 festgehaltener Befund ist in Zeiten, in denen Bücher gerade auch in der bibliothekarischen Praxis in erster Linie als Träger von *content* gesehen werden, höchst bedenkenswert. Darauf hat Jochum selbst aufmerksam gemacht: Die Bibliothek lässt sich, in diesem Punkt treffen sich Jochums Überlegungen mit denen Wegmanns, durch bibliothekarische Verfahrenstechniken nicht vollständig systematisieren und beherrschen. Die Utopie der Bibliothek nach Jochum sollte nicht eine vollständige, bibliothekarisch kontrollierte, immaterielle und enträumlichte ›virtuelle Bibliothek‹ in Gestalt eines (virtuellen) Datennetzes sein, sondern eine »räumlich geordnete konventionelle Bibliothek«, verstanden als »hermeneutische[r] Raum der Überlieferung«. ¹⁴ Die Utopie der ›virtuellen‹ Bibliothek beinhaltet nach Jochum nur scheinbar die Lösung der bibliothekarischen Probleme: Weder das Problem des Speicherplatzes noch das Problem der Orientierung angesichts der »unbegrenzten Wissensakkumulation« wird gelöst.¹⁵ Darüber hinaus macht Jochum darauf aufmerksam, dass Bibliotheken nicht, wie die Utopie der technischen Beherrschung der Bibliothek impliziert, in erster Linie durch Kataloge eingerichtet werden, sondern dass »die Einrichtung der Kataloge eine untergeordnete Funktion ihrer verwaltungstechnischen Einrichtung ist, die sich politisch legitimieren muß.«¹⁶ Die Bibliothek ist nach Jochum nur scheinbar ein »Tresor reinen Geistes«; sie hängt »wie jede andere Behörde von einem (öffentlichen) politischen Willen« ab.¹⁷

Die vorgestellten zwei Richtungen der ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ sollte man sich nicht als florierende Forschungsfelder vorstellen. In beiden Richtungen existieren eher punktuelle Einzelversuche als eine etablierte For-

13 Uwe Jochum: Hermeneutik, Dekonstruktion und Information. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 18 (1994), H. 1, S. 104–110, hier S. 110. In eine vergleichbare Richtung argumentiert Gary P. Radford: Positivism, Foucault, and the Fantasia of the Library: Conceptions of Knowledge and the Modern Library Experience. In: Library Quarterly 62 (1992), S. 408–424.

14 Uwe Jochum: Die Bibliothek als *locus communis*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 72 (1998), Sonderheft: Medien des Gedächtnisses. Hg. von Aleida Assmann, Manfred Weinberg und Martin Windisch, S. 15–30, hier S. 28.

15 Uwe Jochum: Bibliotheksutopien. In: Verband der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen e.V. Mitteilungsblatt N.F. 44 (1994), S. 279–292, hier S. 288.

16 Uwe Jochum: Das Archiv der Bibliothek. In: Bürokratische Leidenschaften. Kultur- und Mediengeschichte im Archiv. Hg. von Sven Spieker. Berlin: Kadmos 2004 (= copyrights 13), S. 45–59, hier S. 53.

17 Ebd., S. 59. Vgl. zur Unterscheidung von Bibliothek und Archiv in historischer Perspektive Uwe Jochum: Bibliotheken und Archive. In: Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen. Hg. von Thomas Anz. Bd. 1: Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart, Weimar: Metzler 2007, S. 326–336.

schungsdiskussion. Daneben lassen sich zwei weitere Gebiete der Literaturtheorie identifizieren, die eine gewisse Affinität zum Phänomen Bibliothek besitzen und gelegentlich auch artikulieren: die Intertextualitätsforschung und die Erforschung des kulturellen Gedächtnisses. Für beide Gebiete gilt jedoch, dass sie der Tendenz nach ›die Bibliothek‹ im Sinne der oben getroffenen Unterscheidung eher als abstrakte Konzeption denn als konkretes Phänomen begreifen. Dabei besteht die Gefahr, ›die Bibliothek‹ als Allegorie des für die jeweilige Forschungsrichtung zentralen Phänomens zu verstehen: die Bibliothek als Allegorie der Intertextualität beziehungsweise die Bibliothek als Allegorie des kulturellen Gedächtnisses.

3. Intertextualität

Ein solches allegorisches Szenario würde für das Intertextualitätskonzept etwa so aussehen: Alle Texte stehen innerhalb des Textuniversums mit allen möglichen anderen Texten in Verbindung, durch explizite und implizite Bezugnahmen, diskursive Gemeinsamkeiten, Textsortenzugehörigkeit, Formen von *imitatio* und *aemulatio*, ›Einflussangst‹,¹⁸ Assoziationen, die der Leser herstellt etc. Um das so verstandene abstrakte Textuniversum anschaulich werden zu lassen, nennt man es ›die Bibliothek‹. Diese ›Bibliothek‹ ist vorzustellen als der Supertext, den alle Texte im Sinne eines Netzes und Verweissystems virtuell gemeinsam bilden.¹⁹ Ein ›klassischer‹ literaturtheoretischer Referenztext für diese Sichtweise ist Michel Foucaults *Un »fantastique« de bibliothèque* von 1966. Darin beschreibt Foucault eine bestimmte Form ›gelehrter Phantastik‹, in der Bücher aus anderen Büchern entstehen: »Das Imaginäre konstituiert sich«, so Foucault, bei dieser Form von Literatur

nicht mehr im Gegensatz zum Realen, um es abzuleugnen oder zu kompensieren; es dehnt sich von Buch zu Buch zwischen den Schriftzeichen aus, im Spielraum des Noch-einmal-Gesagten und der Kommentare; es entsteht und bildet sich heraus im Zwischenraum der Texte. Es ist ein Bibliotheksphänomen.²⁰

18 Vgl. Harold Bloom: *Einflußangst. Eine Theorie der Dichtung*. Aus dem amerikanischen Englisch von Angelika Schweikhart. Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld 1995 (= nexus 4) [Orig. Oxford: Oxford UP 1973].

19 Vgl. dazu die essayistischen Ausführungen von Klaus Zeyringer: *Im Erzählreservoir. Netz, Verweissystem – Archiv, Bibliothek*. In: *Archiv am Netz*. Hg. von Melitta Becker. Innsbruck: StudienVerlag / Skarabaeus 2009 (= *Lesen am Netz. Bücher / Websites 2*), S. 165–174.

20 Michel Foucault: *Un »fantastique« de bibliothèque* [1966]. In: *Ders.: Schriften zur Literatur*. Aus dem Französischen von Karin von Hofer und Anneliese Botond. Frankfurt/Main: Fischer 1988 [zuerst München: Nymphenburger Verlagsanstalt 1974], S. 157–177, hier S. 160.

Nun täte man Foucault Unrecht, wenn man ihm unterstellen wollte, er habe in seinem Text den Begriff der Bibliothek voreilig ungenau verwendet, um mit Hilfe dieser Metapher etwas Allgemeines über die Theorie der Intertextualität zu sagen. Foucaults Text ist zuerst erschienen als Nachwort zu einer Neuausgabe von Gustave Flauberts Roman *Bouvard et Pécuchet*, und er möchte mit seinem Text in erster Linie etwas zur Eigenart dieses Romans beziehungsweise zu einer ganz bestimmten Form von Literatur sagen, die der Roman seiner Ansicht nach verkörpert. Es handelt sich um ein essayartiges Nachwort zu einer belletristischen Klassiker-Leseausgabe, nicht um einen allgemeinen Beitrag zur Literaturtheorie.

Zur Verwendung des Begriffs der Bibliothek zur Beschreibung des Konzepts der Intertextualität – ob im Gefolge Foucaults oder nicht – ist zu sagen, dass er die Dinge eher verunklart als klarer werden lässt. Das Konzept der Intertextualität ist etwas anderes als eine Super-Bibliothek, und eine Bibliothek ist etwas anderes als ein Super-Text. Bibliotheken speichern Bücher, nicht Texte, also etwas Materielles. Nur unter Berücksichtigung dieses Umstands kann die Interaktion von Intertextualitätsforschung und Bibliotheksforschung weiterführen, aber vielleicht nicht so sehr auf dem Gebiet der reinen Theorie, sondern vielmehr auf dem der Erforschung historisch-empirischer Gegebenheiten.²¹ Eines der Forschungsfelder, das sich hier auftut, skizziert B. Venkat Mani in seinem Beitrag *Borrowing Privileges: Libraries and the Institutionalization of World Literature*.²² Er macht darauf aufmerksam, dass ein Phänomen wie internationaler Literaturtransfer, der zu einem Konzept wie dem der ›Weltliteratur‹ führen kann, bedingt ist durch die Zugänglichkeit oder auch Unzugänglichkeit bestimmter Texte in Bibliotheken. Eine Erforschung von Bibliotheksbeständen mit Blick auf mit dieser Ausgangsüberlegung verbundene Fragen ist in der Lage, innovative Perspektiven auf die Geschichte der Literatur wie der Bibliotheken zu ermöglichen, Fragen wie: Welche Personengruppen hatten innerhalb eines bestimmten historischen Rahmens Zugang zu einer bestimmten Bibliothek beziehungsweise einer bestimmten Gruppe von Bibliotheken? Wie ist es um die Verbreitung und Zirkulation eines bestimmten Buchs beziehungsweise einer bestimmten Gruppe von Büchern in einer bestimmten Biblio-

21 Die im Folgenden gegebenen Empfehlungen zur Historisierung und ›Erdung‹ theoretischer Fragen sind nicht zu verwechseln mit der undifferenzierten Theoriekritik, die Thomas Steinfeld: General Stumm betritt die Bibliothek. Über Wissenschaft, Theorie und Methode in der Philologie. In: Merkur 68 (2014), H. 5, S. 387–399 artikuliert. Steinfeld assoziiert Literaturtheorie mit Ordnungswahn und Literaturfeindschaft beziehungsweise Leidenschaftslosigkeit gegenüber Literatur; die Bibliothek dient ihm dagegen als Sinnbild der empirisch gesättigten Liebe zur Literatur.

22 B. Venkat Mani: *Borrowing Privileges: Libraries and the Institutionalization of World Literature*. In: *Modern Language Quarterly* 74 (2013), S. 239–260.

thekslandschaft bestellt? Wie können bibliothekarische Praktiken das Bild der Literaturgeschichte prägen?

Ein zweites Forschungsfeld, das einer material ›geerdeten‹ Erforschung des Zusammenhangs von Intertextualität und Bibliothek offen steht, ist eines, das sich in Anlehnung an den Titel des Wolfenbütteler Graduierten-Sommerkurses des Jahres 2014 »Bibliotheken als Räume von Ideen« überschreiben lässt.²³ »Das dynamische Moment der Veränderung«, so Wolfgang Adam mit Blick auf dieses Forschungsfeld, »lässt Bibliotheken zu Seismographen für kulturgeschichtliche Entwicklungen werden. Bibliotheken bilden riesige Wissensreservoirs, in denen sich die Leitdiskurse einer Epoche kreuzen.«²⁴ Jede Bibliothek besitzt ein unverwechselbares intellektuelles Profil, das Resultat ideengeschichtlicher Situationen und Prozesse ist. Die Benutzung einer solchen Bibliothek kann wiederum auf spezifische Weise die Entstehung neuer Ideen generieren. Besonders aufschlussreich ist mit Blick auf dieses Ineinander von Bibliotheks- und Ideengeschichte die Erforschung von Autorenbibliotheken. Dieses vielversprechende Forschungsgebiet steckt jedoch bislang noch ein wenig in den Kinderschuhen. Es existieren einerseits verschiedene für die literaturwissenschaftliche Einzel- forschung äußerst verdienstvolle bibliographische Arbeiten, die die Privatbibliotheken von Autoren katalogförmig erfassen. Daneben gab es verschiedene

23 Vgl. URL: <http://www.hab.de/de/home/wissenschaft/nachwuchsprogramme/sommerkurs-2014.html> (Zugriff: 23.02.2015). Die »Bibliothek als Raum der Ideen« erforscht auch das von dem Leiter des genannten Sommerkurses, Wolfgang Adam, verantwortete interdisziplinäre Promotionsprogramm *Wissenspeicher und Argumentationsarsenal. Funktionen der Bibliothek in den kulturellen Zentren der Frühen Neuzeit*. Vgl. URL: <http://www.hab.de/de/home/wissenschaft/nachwuchsprogramme/promotionsprogramm.html> (Zugriff: 23.02.2015). Vgl. allgemein den programmatischen Beitrag von Wolfgang Adam in diesem Band. Zum Intertextualitätskonzept in diesem Zusammenhang Wolfgang Adam: Bibliotheksgeschichte und Frühneuzeit-Forschung. Bilanz und Perspektiven am Beispiel des Nachlaßverzeichnisses von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen. In: *Euphorion* 102 (2008), S. 1–38, hier S. 36: »Von Umberto Eco stammt der Satz, den man als Quintessenz der Intertextualität betrachten könnte: [...] Bücher sprechen immer von Büchern und jede erzählte Geschichte erzählt eine schon erzählte Geschichte. Für welche Institution würde diese Feststellung besser passen als für eine Bibliothek, die man als materialisierte Intertextualität auffassen kann. Die Bibliothek stellt ein ideales Experimentierfeld dar, um am konkreten Material kurrente kulturwissenschaftliche Modelle zu erproben. Diese Verifikation wird beiden Richtungen gut tun: sowohl einer von der Basis abgehobenen Theoriebildung als auch einer im Positivismus versinkenden Bibliotheksforschung, die sich nur mit dem Auflisten von Titeln und Auflagenhöhen begnügt.« Adam bezieht sich auf Umberto Eco: *Postille a »Il nome della rosa«* [1983]. In: Ders.: *Il nome della rosa*. Mailand: Bompiani 1988 [zuerst 1980], S. 505–533, hier S. 513: »[...] i libri parlano sempre di altri libri e ogni storia racconta una storia già raccontata.«

24 Wolfgang Adam: Bibliotheken als Speicher von Expertenwissen. Zur Bedeutung von Privatbibliotheken für die interdisziplinäre Frühneuzeit-Forschung. In: *Repräsentation, Wissen, Öffentlichkeit. Bibliotheken zwischen Barock und Aufklärung*. Hg. von Claudia Brinker-von der Heyde und Jürgen Wolf. Kassel: kassel university press 2011, S. 61–69.

hochinteressante punktuelle Bemühungen, die Bibliotheken literarischer und gelehrter Autoren ideenhistorisch zu rekonstruieren.²⁵ Was diesen Bemühungen aber weitenteils fehlt, ist eine anspruchsvollere theoretische Basis. Sie stünde bereit in Gestalt der Intertextualitätsforschung, deren Einbezug in die bibliotheksgeschichtlichen Forschungen zu Autorenbibliotheken das Niveau dieser Forschungen beträchtlich anheben könnte.

4. Memoria

Ein weiteres Feld der Literaturtheorie, innerhalb dessen häufiger die Rede von Bibliotheken im Plural oder ›der Bibliothek‹ im Singular ist, ist naheliegender Weise das Feld der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses. Auch hier liegt das wenig weiterführende allegorische Sprachspiel nahe, nach dem ›die Bibliothek‹ ein kulturelles Gedächtnis ist oder das kulturelle Gedächtnis eine Bibliothek.²⁶ Dieses Sprachspiel vermeidet Tanja Heber in ihrem Buch *Die Bibliothek als Speichersystem des kulturellen Gedächtnisses* von 2009. Die Lektüre dieses Buchs ist jedoch nicht geeignet, den Verdacht zu entkräften, dass ähnlich wie im Falle des Verhältnisses von Bibliothek und Intertextualität eine rein theoretische Perspektive wenig weiterführt. Das mag vielleicht auch an dem etwas unterkomplexen Untersuchungsdesign liegen. Die Studie geht aus von den folgenden Fragen:

Ist die Bibliothek ein Speichersystem, das die Funktion übernimmt die Vergangenheit mit der Zukunft zu koppeln, indem sie die gesellschaftliche Kommunikation anschlussfähig hält? Oder ist die Bibliothek ein Ort des kulturellen Gedächtnisses, weil sie Erinnerungen einer Gemeinschaft konserviert? Ist sie ein System, das tradiertes Wissen speichert, einen Erinnerungsraum erschafft und damit sozialisierend und identitätsstiftend wirkt?²⁷

25 Programmatisch dazu Ulrich Johannes Schneider: Kein Schreiben ohne Lesen. Über Autorenbibliotheken. In: Das Zwischen denken: Marx, Freud und Nishida. Für Toshiaki (Binmei) Kobayashi. Hg. von Martin Roth und Fabian Schäfer. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2014 (= Leipziger Ostasien-Studien 17), S. 29–35. Vgl. auch das Projekt des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel: Autorenbibliotheken. Materialität – Wissensordnung – Performanz (URL: <http://www.mww-forschung.de/forschungsprojekte/autorenbibliotheken/>, Zugriff: 23.02.2015). Vgl. außerdem das Themenheft »Autorenbibliotheken« der Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs Quarto 30/31 (2010) sowie *Bibliothecae selectae*. Da Cusano a Leopardi. Hg. von Eugenio Canone. Florenz: Olschki 1993 (= Lessico intellettuale europeo 58).

26 Die Metaphorik ist alt. Vgl. zur Geschichte Werle: *Copia librorum* (Anm. 3), S. 371–389.

27 Tanja Heber: *Die Bibliothek als Speichersystem des kulturellen Gedächtnisses*. Marburg: Tectum 2009, S. 8.

Wenig überraschend ist der Leser nach Lektüre der Studie geneigt, alle drei Fragen mit ›ja‹ zu beantworten – aber das ist auch bereits vor Lektüre der Studie der Fall gewesen. Erhellend ist Hebers Beobachtung, dass sich die Trennung von Funktionsbereichen großer Bibliotheken in den Lesesaal- und Freihandbereich einerseits und den Magazinbereich andererseits mit Aleida Assmanns Unterscheidung von Funktions- und Speichergedächtnis korrelieren lässt.²⁸

Auch der gedächtnistheoretischen Perspektive auf die Bibliothek täte eine Historisierung und empirische ›Erdung‹ gut. Leitfragen wären etwa: Welche Rolle spielen Bibliotheken für das kulturelle Gedächtnis in unterschiedlichen medienhistorischen Situationen? Innerhalb welcher metaphorologischer Konstellationen werden Gedächtnis und Bibliothek in unterschiedlichen historischen Situationen aufeinander bezogen? Welche Stereotype sind in unterschiedlichen geschichtlichen Zusammenhängen leitend? Welche Rolle spielen in diesem Rahmen auch fiktionale Entwürfe?²⁹ Zu welchen Zeiten sind welche Formen von »Wiedervergegenwärtigung« und »Sinnaktualisierung« aus dem Speichergedächtnis der Magazine in das Funktionsgedächtnis der Lesesäle zu verzeichnen?³⁰ In welchem Verhältnis stehen Bibliotheken zu unterschiedlichen Zeiten mit anderen Institutionalisierungsformen des kulturellen Gedächtnisses, mit Archiven, Museen, Ritualen und Festen? Was geschieht mit Schriften durch den Akt der Integration in eine Bibliothek?³¹ In welchem Verhältnis stehen Bibliothek und Kanon in unterschiedlichen historischen Situationen?

5. Wissensforschung

Die Explorationen zu bisherigen Versuchen, Literaturtheorie als Bibliothekstheorie zu konzipieren, ergeben, wie sich zeigt, einen ziemlich disparaten Befund. Angesichts dessen kann auch mit dem vorliegenden Artikel nicht *der* bahnbrechende Entwurf vorgelegt werden. Ziel war es zunächst, in dem wenig

28 Ebd., S. 185f. Vgl. zu der Unterscheidung Aleida Assmann: Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – Zwei Modi der Erinnerung. In: Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten. Hg. von Kristin Platt und Mihran Dabag unter Mitwirkung von Susanne Heil. Opladen: Leske + Budrich 1995, S. 169–185.

29 Vgl. zu diesen Fragen bereits Kirsten Dickhaut: Das Paradox der Bibliothek. Metapher, Gedächtnisort, Heterotopie. In: Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Hg. von Günter Oesterle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005 (= Formen der Erinnerung 26), S. 297–331.

30 Peter Strohschneider: Über das Gedächtnis der Bibliothek. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 44 (1997), S. 346–357, hier S. 352.

31 Skizzenhafte Überlegungen dazu bei Peter Strohschneider: Buchmuseum. Vom Umgang der Bibliothek mit der Magie der Schrift. In: Bibliotheken führen und entwickeln. Festschrift für Jürgen Hering zum 65. Geburtstag. Hg. von Thomas Bürger und Ekkehard Henschke. München: Saur 2002, S. 287–298.

kohärenten Forschungsfeld ein wenig Erfassungs- und Aufräumarbeit zu leisten. Der Artikel sollte aber nicht schließen, ohne wenigstens ein paar rudimentäre Hinweise auf die Frage zu geben: Was ist angesichts des Eindrucks großer Disparität mit Blick auf das Forschungsfeld über die Erschließung und Sortierung vorliegender Entwürfe hinaus zu tun? Gesucht ist eine integrierende Perspektive. Die Integration ist allerdings meines Erachtens nicht zu leisten auf dem Wege der strengen, systematischen Theoriearbeit. Die vorhandenen Beiträge zum Forschungsfeld ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ geben ja genau besehen sehr unterschiedliche Antworten, aber nicht nur das: Auch die Fragen, auf die sie Antworten geben, sind recht unterschiedlich. Gleichwohl ist es vermutlich sinnvoll, die unterschiedlichen Fragen und Antworten, die innerhalb des Forschungsfelds vorliegen, als Bestandteile eines übergreifenden, größeren Forschungsgebiets zu verstehen, nämlich als Bestandteile einer disziplinübergreifend angelegten Wissensforschung. Alle vier oben erörterten Richtungen des Forschungsfelds ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ passen sich an präzise zu benennenden Stellen in dieses größere Forschungsgebiet ein: Eine Literaturtheorie, die das Konzept, die Institution, den Begriff der Bibliothek als zentral setzt, versteht Literatur in erster Linie als auf Wissen bezogene Ausdrucksform. Eine Theorie der Bibliothek, die Überlegungen aus der Literaturtheorie heranzieht und für ihre eigenen Zwecke nutzbar macht, konzipiert die Bibliothek als »Werkmedium zweiter Ordnung«, das in »materiale[n] Werke[n] erster Ordnung« kodifiziertes Wissen »speichert und erschließt«. ³² Die empirisch-historische ›Erdung‹ der Intertextualitätsforschung in Gestalt einer Erforschung der Genese von Literatur in und vermittelt durch Bibliotheken zielt ab auf das Verständnis der Genese von Wissen durch gelehrte Praktiken. Die Erforschung der Bedeutung von Bibliotheken für die historischen Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses fragt nach der Kanonisierung und Institutionalisierung des Wissens, der Thematisierung von und dem Umgang mit Wissen. Eine interdisziplinäre Wissensforschung, die das disparate Forschungsfeld ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ umgreift, ³³ erforscht die Geschichte des Wissens und die Genese seiner Bedingungen, Formen der Ordnung und Unordnung des Wissens sowie Arten, wie die Ordnung der Texte beziehungsweise Werke ein Ordnungswissen erzeugen kann. Sie eruiert, wie Wissen im Spannungsfeld von kollektivem Erinnern und kollektivem Vergessen entsteht und tradiert wird. Und sie fragt danach, wie die konkreten Bedingungen dieser

32 Andreas Brandtner, Uwe Jochum: Bibliothek. In: Handbuch Medien der Literatur. Hg. von Natalie Binczek, Till Dembeck und Jörgen Schäfer. Berlin, Boston: de Gruyter 2013, S. 555–568, hier S. 555.

33 Im Sinne von Adam: Bibliotheksgeschichte und Frühneuzeit-Forschung (Anm. 23), S. 33: »Bibliotheksforschung ist par excellence interdisziplinäre Forschung, der Gegenstand erfordert geradezu die Zusammenarbeit der einzelnen Fächer.«

Prozesse durch Bibliotheken und die Handlungen von Bibliothekaren und Bibliotheksbenutzern hergestellt werden.³⁴ Dabei sollte sie auch die Perspektiven materialbezogener Fächer wie der Editionsphilologie und der Buchwissenschaft stärker einbeziehen, als das bisher der Fall gewesen ist.³⁵

Unter dem Dach der Wissensforschung lassen sich auch theoretische Perspektiven auf die Bibliothek als Ort, als Sammlung und als Medium integrieren. Autoren, die die Bibliothek im Zuge des *spatial turn* als Ort beziehungsweise Raum konturieren, beziehen sich häufig auf Michel Foucaults Essay *Andere Räume*.³⁶ Für die Beschreibung der Bibliothek als Sammlung lässt sich Walter Benjamin als Autorität zitieren.³⁷ Eine Perspektivierung der Bibliothek als Medium kann sich mit etwas Biegen und Brechen auf Niklas Luhmanns *Kommunikation mit Zettelkästen* berufen.³⁸ Diese Theorieklassiker haben aber, ähnlich wie Foucaults oben bereits zitierte ›Bibliotheksphantastik‹, die Eigenschaft, eher allgemeine, wenig detaillierte und differenzierte Ausführungen zu bieten, die sämtlich noch weiter aufgefächert und terminologisch präzisiert werden

34 Vgl. dazu Steve Fuller, David Gorman: *Burning Libraries: Cultural Creation and the Problem of Historical Consciousness*. In: *Annals of Scholarship* 4 (1986/87), S. 105–119.

35 Vgl. für die Perspektive der Editionswissenschaft Bodo Plachta: *Edition und Bibliothek*. In: *Bibliothek und Wissenschaft* 44 (2011), Themenband: *Digitale Edition und Forschungsbibliothek*. Beiträge der Fachtagung im Philosophicum der Universität Mainz am 13. und 14. Januar 2011. Hg. von Christiane Fritze u. a., S. 23–36. Carlos Spoerhase: *Perspektiven der Buchwissenschaft. Ansatzpunkte einer buchhistorisch informierten Literaturwissenschaft*. In: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 21 (2011), S. 145–152, hier S. 151, Anm. 26 moniert mit Blick auf die zwei Bände *Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch*. Hg. von Ursula Rautenberg. Berlin, New York: de Gruyter 2010, dass sie »den Gegenstandsbereich der Buchwissenschaft einengen und etwa die Bibliothekswissenschaft ausgliedern«.

36 Michel Foucault: *Andere Räume* [1967]. In: *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Hg. von Karlheinz Barck u. a. Leipzig: Reclam 1990, S. 34–46. Zum Thema *Bibliothek ebd.*, S. 43 die schönen, aber historisch fragwürdigen Sätze: »Es gibt [...] die Heterotopien der sich endlos akkumulierenden Zeit, z. B. die Museen, die Bibliotheken. Museen und Bibliotheken sind Heterotopien, in denen die Zeit nicht aufhört, sich auf dem Gipfel ihrer selbst zu stapeln und zu drängen, während im 17. und noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Museen und die Bibliotheken Ausdruck einer individuellen Wahl waren. Doch die Idee, alles zu akkumulieren, die Idee, eine Art Generalarchiv zusammenzutragen, der Wille, an einem Ort alle Zeiten, alle Epochen, alle Formen, alle Geschmäcker einzuschließen, die Idee, einen Ort aller Zeiten zu installieren, der selber außer der Zeit und sicher vor ihrem Zahn sein soll, das Projekt, solchermaßen eine fortwährende und unbegrenzte Anhäufung der Zeit an einem unerschütterlichen Ort zu organisieren – all das gehört unserer Modernität an. Das Museum und die Bibliothek sind Heterotopien, die der abendländischen Kultur des 19. Jahrhunderts eigen sind.«

37 Walter Benjamin: *Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln* [1931]. In: *Ders.: Gesammelte Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser*. Bd. IV.1. Hg. von Tillman Rexroth. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991 [zuerst 1972], S. 388–396.

38 Niklas Luhmann: *Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht*. In: *Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Für Elisabeth Noelle-Neumann*. Hg. von Horst Baier u. a. Opladen: Westdeutscher Verlag 1981, S. 222–228.

müssten. Diese Auffächerung und Präzisierung kann und sollte eine ›Literaturtheorie als Bibliothekstheorie‹ als Teil einer interdisziplinär konzipierten Wissensforschung leisten.

Stefan Alker

Die Bibliothek in literaturwissenschaftlichen Einführungen

Abstract

Die Bibliothek ist als wichtiger Faktor von Studium und Lehre fester Bestandteil literaturwissenschaftlicher Einführungswerke. Der Beitrag geht von einem schon öfter konstatierten »Boom« an Einführungsliteratur in den letzten zehn Jahren und ihrer Analyse in der Literaturwissenschaft aus. Er beschreibt Typen rezenter Einführungen und untersucht ihre Darstellungen von Bibliotheken als Institutionen, Literaturversorger und Arbeitsplatz sowie die in Einführungen transportierten Vorstellungen der Bibliothek und ihrer verschiedenen Aufgaben und Funktionen.

Since using the library is an important part of research and study, it is also an integral part of introductions to Literary Studies. This essay uses the recent boom of introductory literature and its reception in Literary Studies as a starting point. It goes on to describe the different types of recent introductions and examines its depictions of libraries as institutions, suppliers of literature and place of work as well as the underlying concepts of libraries and their purpose.

Keywords

Literaturwissenschaftliches Studium – Einführung – Lehrbuch – Wissenschaftliche Bibliothek – Bibliotheksbild – Bibliotheksbenutzung

Literary studies – introduction – textbook – research libraries – image of libraries – library usage

1. Warum Einführungen?

Einführungen und Lehrbücher haben in den letzten Jahren vermehrt das Interesse der Literaturwissenschaft gefunden.¹ Das liegt einerseits an einer wiederholt beschriebenen Konjunktur dieser Werke, die als Folge veränderter Studiengänge beschrieben wird, und andererseits daran, dass an diese Texte vermehrt ganz bestimmte Fragen gestellt werden: Am Zustand der Einführungen, so heißt es, könne man den Zustand des Faches, spezifische Inhalte und Verhaltensweisen ablesen. Eine solche Diagnose soll hier für das Feld der Bibliotheken fruchtbar gemacht werden, indem die in den Einführungen präsentierten spezifischen Verhaltens- und Vermittlungsweisen, die dort ausgewählten Inhalte und ihre Darstellung, nachgezeichnet werden. Ob, wo und wie Bibliotheken vorkommen, wie dort womit umzugehen ist, was wo zu bedenken ist – all das gibt zugleich ein Bild der Disziplin und ihrer kodifizierten Praktiken wie eines gegenwärtiger Bibliotheken im Spiegel der Literaturwissenschaft. Während Lehrbücher zuletzt wiederholt auf den Zustand des Faches hin gelesen wurden,² werden sie hier also auf den Zustand der Bibliotheken hin gelesen.

Es gilt dazu, an die Fragen der literaturwissenschaftlichen Reflexion der Lehrbücher anzuschließen. Wiederholt wurde aus praxeologischer Perspektive betont, dass es bei Lehrbüchern nicht nur um Inhalte und Reflexion ginge, sondern dass im Rahmen »einer mehr oder weniger intensiven wissenschaftlichen Sozialisation«³ ein ganzes Set an Werten, Haltungen und Arbeitsweisen, an Praktiken, Bräuchen und Normen vermittelt würde. Einführungstexte »entwerfen auch komplexe, prozedurales und implizites Praxiswissen vermittelnde Sozialisationsszenen«,⁴ und es braucht nicht den Hinweis auf die »gesamte institutionelle Lernumgebung der Einführungen (Lernorte und Leseorte, Lesezeiten, Lesematerialien usw.)«,⁵ um unter diesen Sozialisationsszenen auch aufschlussreiche Bibliotheksszenen zu vermuten. Von dem Befund ausgehend, dass sich »gerade anhand dieser Bildungsmedien eingespielte Praktiken einer

1 Vgl. literaturkritik.de Nr. 7/2010, Schwerpunkt: Einführungen in die Literatur- und Sprachwissenschaft, URL: <http://www.literaturkritik.de/public/inhalt.php?ausgabe=201007> (Zugriff: 30.06.2014); Literaturwissenschaftliche Lehrbuchkultur. Zu Geschichte und Gegenwart germanistischer Bildungsmedien. Hg. von Claudius Sittig und Jan Standke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013.

2 Vgl. z. B. Claudius Sittig, Jan Standke: ›Zur Einführung‹. Eine Problemskizze zur germanistischen Lehrbuchkultur. In: Literaturwissenschaftliche Lehrbuchkultur (Anm. 1), S. 7–23, hier S. 11.

3 Steffen Martus, Carlos Spoerhase: Eine praxeologische Perspektive auf ›Einführungen‹. In: Literaturwissenschaftliche Lehrbuchkultur (Anm. 1), S. 25–39, hier S. 25.

4 Ebd.

5 Ebd., S. 31.

disziplinären Wissenschaftskultur sichtbar machen und erschließen«⁶ ließen, gewinnt die Frage nach den präsentierten Praktiken gerade im Kontext von Auswahl und Auslassung an Relevanz. Einführungsliteratur legt, im Sinne ihrer spezifischen doppelten Adressierung an Studierende und Lehrende (d.h. Fachkollegen),⁷ aber auch im Kampf um Aufmerksamkeit und Absatz besondere Ansprüche an »Kriterien wie ›Relevanz‹, ›Vermittelbarkeit‹ oder ›Interessantheit‹«. ⁸ Die dort getroffene Auswahl an relevanten Inhalten und Praktiken hat eine besondere Bedeutung, vermittelt sie doch »bestimmte Vorstellungen darüber, wie an Universitäten und Hochschulen gelehrt und gelernt wird bzw. werden soll«. ⁹ Wenn Einführungsliteratur dergestalt an der »Selektion jener Inhalte beteiligt ist, die zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Fach für einen bestimmten Zweck gewusst werden«, ¹⁰ ist die Frage nach dem Vorhandensein und der Rolle von Bibliotheken in der gegenwärtigen Praxis wie im aktuellen Diskurs naheliegend.

Die früh konstatierte »Symptomatik von Einführungswerken für die Situation der Literaturwissenschaft«¹¹ macht diese zum wichtigen »Indikator zur Beschreibung von Entwicklungen und Umbrüchen in der Wissenschaftsgeschichte der Germanistik«. ¹² »Wir müssen mehr über die Bildungsmedien des Fachs wissen, wenn wir die dynamische epistemische Kultur der Literaturwissenschaft verstehen wollen«, ¹³ heißt die Folgerung für die Literaturwissenschaft, und es gilt, die aktuelle Rolle der Bibliothek in genau diesem dynamischen kulturellen Verbund zu beschreiben, die »Kultur der Literaturwissenschaft« bibliothekarisch bzw. bibliotheksspezifisch zu verstehen.

6 Jan Standke: Lehrbuch/Einführung. In: Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch. Hg. von Ute Frietsch und Jörg Rogge. Bielefeld: Transcript 2013 (= Mainzer historische Kulturwissenschaften 15), S. 250–255, hier S. 252.

7 Vgl. ebd., S. 253 und Martus/Spoerhase: Einführungen (Anm. 3), S. 31 f.

8 Claudius Sittig, Jan Standke: Lehren aus der Konjunktur. Beobachtungen zur aktuellen Lehrbuchkultur in der germanistischen Literaturwissenschaft. In: literaturkritik.de Nr. 7/2010 (Anm. 1), URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14605 (Zugriff: 30.06.2014).

9 Ursula Klingenböck: Literaturwissenschaftliche Einführung als Medium für die Literaturforschung? Zum Verhältnis von Fachwissenschaft, Literaturdidaktik und Didaktikforschung. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 21 (2011), H. 1, S. 60–76, hier S. 73.

10 Ebd., S. 63.

11 Herbert Jaumann: Tendenzen der Literaturwissenschaft im Spiegel der ›Einführungen‹. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 27 (1980), H. 3, S. 2–15, hier S. 11.

12 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

13 Ebd.

2. Einführungsliteratur heute

Die literaturwissenschaftliche Lehrbuchkultur ist Konjunkturen unterworfen, die im vorliegenden Zusammenhang interessant sind, besteht doch ein nicht zu unterschätzender Zusammenhang von Intention, historischer Platzierung und vermittelten Inhalten. Der Publikationstyp Einführung heutiger Prägung sei seit »gut 40 Jahren [...] für das Studium der Germanistik an deutschsprachigen Universitäten eingeführt«;¹⁴ zu beobachten sind in diesem Zeitraum zwei Phasen der Hochkonjunktur, nämlich eine »explosionsartige Vermehrung von Einführungen seit den späten 1960er Jahren« sowie »die neuerliche Konjunktur dieser Gattung seit Mitte der 1990er Jahre«.¹⁵ Das lässt sich historisch an zwei Reformphasen literaturwissenschaftlicher Studien bzw. des Fachdiskurses festmachen¹⁶ und bedeutet im Umkehrschluss etwa, dass »zwischen dem Beginn der 1980er Jahre und den frühen 1990er Jahren nicht viel Neues an ›Einführungen‹ und ›Grundkursen‹ veröffentlicht wurde«.¹⁷ Entscheidend scheint, dass die aktuelle »Konjunktur von Lehrbüchern«¹⁸ nicht nur aus Sicht der Studienplan-Umstellungen, sondern auch aus fachgeschichtlicher Sicht betrachtet wird und damit nicht nur das vielzitierte Bachelor- und Mastermodell, sondern auch eine »Konsolidierung des Faches durch Kodifikationen des Grundlagenwissens in Einführungen, Lexika und Handbüchern«¹⁹ vor dem Hintergrund von Veränderungen im Studienalltag, aber auch der gesellschaftlichen Verortung und Wertschätzung literaturwissenschaftlicher Disziplinen in Anschlag gebracht wird.

Einführungsliteratur hat es in der kritischen Fachöffentlichkeit traditionell schwer,²⁰ wiewohl sie derzeit auf Erfolge in die Breite verweisen kann – das zeigt, markant für das vorliegende Thema, weil sie damit umgekehrt zum Gradmesser

14 Jörg Schönert: Es muss nicht immer ein ›turn‹ sein. Typen und Funktionen kodifizierender Publikationen in der Germanistik 1970–2010. In: literaturkritik.de Nr. 7/2010 (Anm. 1), URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14584 (Zugriff: 30.06.2014).

15 Martus/Spoerhase: Einführungen (Anm. 3), S. 28.

16 Jörg Schönert beschreibt als historische Phasen des Fachdiskurses: Reformphase (1965–1975), Überlast- und Stagnationsphase (1975–1985), Krisenphase (1985–1995), Stabilisierungsphase (1995–2005) und Umbau im Zeichen von Bologna (seit 2005). Vgl. Jörg Schönert: Zur ›ersten Generation‹ von ›Einführungen in die Literaturwissenschaft‹. In: Literaturwissenschaftliche Lehrbuchkultur (Anm. 1), S. 123–145, hier S. 126.

17 Jörg Schönert: »Einführung in die Literaturwissenschaft«. Zur Geschichte eines Publikationstypus der letzten 50 Jahre. In: literaturkritik.de Nr. 1/2007, Schwerpunkt: Literaturwissenschaft – Lehrbücher, Nachschlagewerke, Überblicke I, URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10335 (Zugriff: 30.06.2014).

18 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

19 Schönert: Typen (Anm. 14).

20 Vgl. Sittig/Standke: Einführung (Anm. 2), S. 7–9.

werden – »ein Blick in die Lehrbuchsammlungen der Universitätsbibliotheken.«²¹ Weitgehend unbestritten ist, dass die Verbreitung, aber auch Gestaltung gegenwärtiger Einführungen in engem Zusammenhang mit der Einführung modularer Studiengänge des BA-MA-Modells stehen: »Die offensichtlichste Ursache für die aktuelle Konjunktur ist sicherlich in der jüngsten Reform der universitären Studienorganisation zu sehen.«²² Die Konsequenzen für die neuen Studiengänge und die dort verwendete Literatur wurden mit folgenden Stichworten beschrieben: Modularisierung des Studiums, Segmentierung und Standardisierung der Inhalte, studienbegleitende Leistungsevaluation, Ausrichtung auf allgemeine Kompetenzen und potenzielle Berufsfelder.²³ Mit einer neuen Orientierung »auch auf allgemeine Kompetenzen«²⁴ und Berufsfelder spielen auch Bibliotheken in den Einführungen eine neue Rolle. Ein Studienumfeld, in dem »der Student« »nicht als potentieller Wissenschaftler angesprochen« wird, »sondern als jemand, der sein Wissen im Bereich Literatur vermehren möchte«,²⁵ und das in den Lehrveranstaltungen wenig »didaktische Mühe« zulasse, müsste auch veränderte Einführungsbücher produzieren (»Sie reagieren also auf einen Mangel in der Lehre«²⁶). Ähnliches gilt für den Themenbereich selbstorganisierter Lernformen und selbstständiger Lernzielkontrollen²⁷ bei gleichzeitiger Spekulation mit den »begrenzten Arbeitskapazitäten«²⁸ der Studierenden. Und auch wenn die Umsetzung des Bologna-Modells alles andere als homogen vonstatten geht und damit die »Realität [...] das Konzept des BA-Studiums längst ausgehebelt hat«,²⁹ schlagen sich die daraus abgeleiteten Annahmen über die gegenwärtige Studienpraxis in den Lehrbüchern nieder.

»Viele Lehrbücher reagieren mit ihrer Konzeption [...] auf die zeitlichen Verläufe und Anforderungen, die das Studium gegenwärtig auszeichnen.«³⁰ Die Konsequenz wäre eine mehrfach beschriebene »entschiedene Didaktisierung«,³¹ eine »strukturelle Ähnlichkeit einführender Bücher mit Schulbüchern«³² und ein gesteigertes Bemühen, »Hilfestellungen bei der Organisation und Bewältigung des

21 Ebd., S. 14.

22 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

23 Vgl. Ebd.

24 Sittig/Standke: Einführung (Anm. 2), S. 15.

25 Alexander Nebrig: Stichwort und Formatvorlage. Die Reihe »Studienbuch Literaturwissenschaft«. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 21 (2011), H. 1, S. 52–59, hier S. 55.

26 Ebd., S. 56.

27 Vgl. Klingeböck: Literaturforschung (Anm. 9), S. 72f.

28 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

29 Klingeböck: Literaturforschung (Anm. 9), S. 61.

30 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

31 Schönert: Publikationstypus (Anm. 17); vgl. auch Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8) und Standke: Lehrbuch/Einführung (Anm. 6), S. 251.

32 Nebrig: Stichwort (Anm. 25), S. 52.

Studiums zu geben sowie zentrale Arbeitstechniken zu vermitteln«. ³³ In einem größeren Zusammenhang sind eine neue »pragmatische Lehrbuch-Kultur« ³⁴ seit Ende der 1990er Jahre, ja das systematische Abstellen auf »pragmatisch akzeptable Konzepte« ³⁵ zu konstatieren. »An die Seite der rein fachwissenschaftlichen Einführungen [...] ist ein praxisbezogener Ratgeber getreten«. ³⁶ Für das Thema der Bibliothek bedeuten Didaktisierung, die Konzentration auf praktische Ratschläge im Kontext von Zeitknappheit und Selbststudium und die Neuausrichtung auf »praktische Anwendbarkeit und Berufsperspektiven« ³⁷ eine Neubewertung. Anders als in »rein fachwissenschaftlichen« Einführungen spielen sie hier als Studienort, als praktisches Hilfsmittel zum Studienerfolg, als Ort zu beherrschender Arbeitstechniken und nicht zuletzt als mögliches Berufsfeld nach dem Studienabschluss eine neue Rolle.

3. Welche Einführungen?

Ausgehend von der Beobachtung, dass es »gerade in Massenfächern wie Germanistik« ³⁸ vergleichsweise viel Einführungsliteratur gibt und dass die beschriebene Konjunktur »eine ständig wachsende Zahl von akademischen ›Lehrbüchern«, ›Einführungen«, ›Grundrissen«, ›Orientierungskursen« oder ›Studienbüchern« ³⁹ mit sich bringt, stellt sich die Frage nach dem zu untersuchenden Textkorpus. Zunächst sind verschiedene Einführungs-Typen zu unterscheiden, gibt es doch »bemerkenswerte Differenzen« auf dem »florierenden Markt der Einführungsliteratur«. ⁴⁰ Eine elementare Frage für den hier untersuchten Gegenstand ist die Thematisierung von praktischen Arbeitstechniken des Studiums. »In vielen Einführungsbüchern fehlen Hinweise zu Arbeitstechniken völlig«, haben sich doch »die Gattungen ›Einführung in die Arbeitstechniken der Literaturwissenschaft« und ›Einführungen in die Literaturwissenschaft« schon früh ausdifferenziert«. ⁴¹ Die Konsequenzen für gegenwärtige

33 Sittig/Standke: Einführung (Anm. 2), S. 251.

34 Ebd., S. 13.

35 Schönert: Publikationstypus (Anm. 17).

36 Ursula Kligenböck: Orientierungs(ver)suche Germanistik. Neuere Tendenzen germanistischer Einführungsliteratur. In: Didaktik Deutsch 12 (2002), S. 86–91, hier S. 86.

37 Nebrig: Stichwort (Anm. 25), S. 57.

38 Standke: Lehrbuch/Einführung (Anm. 6), S. 250.

39 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

40 Steffen Martus, Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft. In: Geschichte der Germanistik (2009), H. 35/36, S. 89–96, hier S. 92.

41 Ebd.; vgl. die Hinweise von Schönert: Publikationstypus (Anm. 17) auf die ursprünglich vereinte »Darstellung des Teilfaches ›Neuere deutsche Literaturwissenschaft« [...] mit einem Ratgeber für das Studium, mit Hinweisen zu Arbeitstechniken in der Literaturwissenschaft«.

Einführungen: »Die ›praktischen‹ Aspekte literaturwissenschaftlichen Arbeitens« – und damit eines der großen Themenfelder der Bibliothek – »werden entweder auf den letzten Seiten der globalen Einführungen platziert und dort auf knappem Raum abgehandelt oder in eigene Einführungsbücher zu Arbeitstechniken ausgelagert«. ⁴² Mit der aufschlussreichen Zerteilung der Einführungen zur Literaturwissenschaft und ihren Arbeitstechniken ist das Feld der Einführungsbücher aber noch nicht durchmessen. Neben Einführungen zur Textinterpretation gibt es solche zur Textanalyse, auch einzelner Gattungen, zur Literaturgeschichte oder zu Einzelepochen, zu bestimmten Arbeitsweisen (wie Editions-, Computerphilologie) ⁴³ und schließlich oft, zumindest historisch gesehen, als einleitend firmierende Sammelbände zur Wissenschafts- und Methodengeschichte, Diagnosen zur »Lage der Germanistik«, Diskussionstexte und Berichte aus der Praxis, wissenschaftskonzeptionelle, literaturtheoretische und methodologische Kompendien sowie Einführung in Teildisziplinen. ⁴⁴

Für die folgenden Überlegungen wurden Einführungen in die Allgemeine und Neuere deutsche Literaturwissenschaft herangezogen, wie das inzwischen fast schon Tradition ist. ⁴⁵ Untersucht wurden die beiden oben umrissenen Typen, nämlich allgemeine Einführungen mit Einbezug praktischer Arbeitstechniken sowie Einführungen speziell zu solchen Arbeitstechniken. Ausgangspunkt waren zwei rezente Bibliographien, nämlich die Zusammenstellung *Einführungen: Literaturwissenschaft allgemein* im Rahmen der Schwerpunktausgabe Nr. 7/2010 von literaturkritik.de sowie der Abschnitt *Literaturwissenschaft allgemein* der *Auswahlbibliographie: Literaturwissenschaft heute* von 2013. ⁴⁶ Diese Textauswahl, die einen aktuellen und nachvollziehbaren Fokus sicherstellen soll, wurde um Fundstellen, die den gleichen Kriterien genügen, ergänzt, um ein möglichst umfassendes Bild der entsprechenden Einführungen aus der schon beschriebenen Phase seit Ende der 1990er Jahre bzw. Anfang der 2000er Jahre zu geben.

42 Martus/Spoerhase: Praxeologie (Anm. 40), S. 92.

43 Vgl. Schönert: Generation (Anm. 16), S. 126.

44 Vgl. Jaumann: Tendenzen (Anm. 11).

45 Vgl. Schönert: Generation (Anm. 16), S. 125; Klingeböck: Literaturforschung (Anm. 9).

46 Vgl. literaturkritik.de Nr. 7/2010 (Anm. 1), URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14590 (Zugriff: 30.06.2014); Literaturwissenschaft heute. Gegenstand, Positionen, Relevanz. Hg. von Susanne Knaller und Doris Pichler. Göttingen: V&R unipress 2013, S. 295; vgl. auch die Auswahl bei Klingeböck: Literaturforschung (Anm. 9).

4. Erstinformationen über Bibliotheken oder: Himmel und Hölle

Nun aber zur zentralen Frage: »Was ›wissen‹ Einführungen eigentlich?«⁴⁷ – über Bibliotheken.⁴⁸ Die Darstellung folgt dabei nicht dem Aufbau der einzelnen Einführungen, sondern gruppiert Beobachtungen und Informationen zu Bibliotheken thematisch. Zunächst gilt das Augenmerk, dann doch der Erzähllogik der einzelnen Einführungen folgend, den Erstinformationen, die diese über Bibliotheken geben. Manche Einführungen, gerade wenn sie einen eigenen Abschnitt über Bibliotheken oder das Recherchieren in Bibliotheken enthalten, heben einleitend zu bemerkenswerten Narrativen ab und nähern sich der Bibliothek mit markanten Erst- und Vorabinformationen.

Als Beispiel zunächst die *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft* von Matthias Luserke-Jaqui, die als eine von wenigen Einführungen ins Fach (nicht in die Arbeitstechniken) einen eigenen Abschnitt über Bibliotheken enthält. »Je früher Sie eine Orientierung in Ihrer Bibliothek bekommen, desto sicherer werden Sie sich fühlen«, heißt es dort einleitend, um auf das Angebot von Bibliotheksführungen hinzuweisen, damit die Bibliotheken der Hochschule »bald vertraute Orte werden«. Abschließend gibt der Autor Studierenden noch zwei knappe Hinweise mit auf den Weg: »Lassen Sie sich nie durch eine womöglich unfreundliche Auskunft entmutigen«, heißt es da, und: »Für Bibliotheken gilt grundsätzlich die Binsenweisheit: Was nicht am Standort ist, gibt es trotzdem!«⁴⁹ Der knappe Absatz mit Erstinformationen, der hier fast komplett wiedergegeben ist, hat es in sich: Zunächst erscheint die Bibliothek als potenziell verwirrend (Stichwort Orientierung) und verunsichernd, jedenfalls als (im Rahmen von Führungen) erklärungsbedürftig, dann als vermutlich unfreundlich und entmutigend, schließlich als jedenfalls unvollständig. Während der abschließende Hinweis wohl die Überleitung zu Recherche und Bibliographie intendiert, bleiben die vorhergehenden trotz ihres positiven Impetus doch als Warnungen vor der Bibliothek präsent.

Es ist die hier angedeutete scheinbare Vollständigkeit, die Materialfülle der Bibliothek, die wiederholt zum Ausgangspunkt ambivalenter einleitender Beschreibungen wird. Besonders markant in der »praxisorientierten Einführung« *Germanistik studieren* von Stefan Scherer und Simone Finkle. Sie beginnen ihre

47 Sittig/Standke: Konjunktur (Anm. 8).

48 Vgl. auch Stefan Alker: Was weiß Literatur(wissenschaft) über Bibliotheken? Fundstellen und Leerstellen. In: Sprache – Literatur – Erkenntnis. Hg. von Wolfgang Hackl, Kalina Kupczyńska und Wolfgang Wiesenmüller. Wien: Praesens 2014 (= Stimulus 2012), S. 182–192.

49 Matthias Luserke-Jaqui: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. 2., überarb. und ergänzte Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007 (= UTB 2309), S. 103.

Ausführungen zur Bibliothek mit der berühmten Formulierung Jorge Luis Borges⁷, er hätte sich das Paradies immer als eine Art Bibliothek vorgestellt, und schaffen damit einiges an Fallhöhe. Die wird im Folgenden nicht voll ausgemessen, dennoch das Bibliotheksparadies relativiert:

Betritt man als Studentin oder als Student der Germanistik eine Bibliothek, weil man im Rahmen des Studiums Literatur zu einem Thema recherchieren muss, so kann man tatsächlich leicht vom Gefühl befallen werden, dass man hier alles zur Fragestellung findet, die es zu bewältigen gilt – als Wissenschaftler ist man hier im Wissensparadies. Dieser Eindruck soll im Folgenden keineswegs entzaubert, sondern vielmehr bekräftigt werden. Dennoch ist Recherche gerade aufgrund der zunächst unüberschaubar vielfältig erscheinenden Informationen eine spezifische Herausforderung im Germanistik-Studium.⁵⁰

Bemerkenswert ist die Abfolge der Erzählung: Zunächst wird die vermeintlich paradiesische Bibliothek betreten, erst dann über den Arbeitsauftrag und sinnvolle Rechenschritte nachgedacht. Das mag die Realität von Studienanfängerinnen und -anfängern wiedergeben, ist aber für einen Einführungstext dann doch nicht so naheliegend. Eine ähnliche Bewegung des In-die-Bibliothek-Stolperns mit abschließendem Hinweis auf Recherchekompetenz vollzieht der entsprechende Abschnitt im Studienbuch *Literaturwissenschaft. Studium – Wissenschaft – Beruf* von Ursula Kocher und Carolin Krehl in einer noch viel bemerkenswerteren, detailreichen Erzählung:

Bücher sind ein Hort der Weisheit, man muss nur die richtigen finden, wenn man etwas Bestimmtes sucht. Oder man fragt jemanden, der sich damit auskennt – den Buchhändler in Neu-Delhi, der die Bücher kunstvoll und, nebenbei erwähnt, unsortiert gestapelt hat, oder den Bibliothekar, der dann aber vielleicht wie derjenige in Umberto Ecos Roman ›Der Name der Rose‹ (1980) die Bücher eher versteckt, als die herauszugeben. Diese beiden Herren verfügen über eine entscheidende Kompetenz: Sie wissen, wo welches Wissen zu finden ist.⁵¹

Vielleicht aus persönlicher Erfahrung mit einem indischen Buchhändler, jedenfalls aber aus der Belletristik wird hier an die Literaturrecherche herangeführt, nicht ohne den Bibliothekar als wohl kompetent, aber nicht unbedingt vertrauenswürdig zu markieren. Studierenden bleibt nur, eigene Kompetenz zu entwickeln, die Bibliothek muss mit ihrem scheinbar unbegrenzten Potenzial immer wieder auch zur Warnung erhalten, wird sie doch zunächst unbedarft betreten. Die Warnung bleibt auch nicht aus, wenn Studierende aus Lehrveranstaltungen präpariert in die Bibliothek kommen. Im Lehrbuch *BA-Studium*

50 Stefan Scherer, Simone Finkle: Germanistik studieren. Eine praxisorientierte Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011 (= Einführung Germanistik), S. 58.

51 Ursula Kocher, Carolin Krehl: Literaturwissenschaft. Studium – Wissenschaft – Beruf. Berlin: Akademie 2008 (= Akademie Studienbücher: Literaturwissenschaft), S. 82.

Germanistik von Klaus-Michael Bogdal, Kai Kauffmann und Georg Mein beginnt die Literatursuche mit den »eigenen Mitschriften aus den Seminaren und Vorlesungen« sowie mit Vorlesungsskripten, die Lehrende »in einen Semesterapparat der Bibliothek oder gleich ins Internet« stellen. So geht es also in die Bibliothek, und da heißt es achtsam sein:

Der nächste Weg führt in der Regel zum Schlagwortkatalog der Universitätsbibliothek. Hier ist allerdings Vorsicht geboten, denn die Verschlagwortung von Literatur kann in Bibliotheken nur nach einem groben Muster erfolgen. Dennoch bietet sie eine erste Orientierung, muss aber unbedingt durch weitere Recherchen ergänzt werden. Wenn die Universität über eine Freihandbibliothek verfügt (eine Bibliothek also, deren Bestände frei zugänglich sind), dann lohnt sich immer auch der Blick nach rechts und links im Regal vom gesuchten Buch aus, da in der Regel die Bücher nach Sachgruppen aufgestellt sind.⁵²

Es scheint kein Zufall, dass das Lehrbuch fürs Bachelorstudium mit vergleichsweise konkreten Informationen von den Mitschriften und Skripten über die Buchaufstellung und -zugänglichkeit bis hin zum geschickten Verhalten am Bibliotheksregal aufwartet. Durchaus vergleichbar ist die Annäherung in Claudius Sittigs *Arbeitstechniken Germanistik*, wo ebenfalls von der Lehrveranstaltung ausgegangen wird, um anschließend zur Bibliothek zu kommen: »Man lernt an der Universität in den Lehrveranstaltungen, also in den Seminar Diskussionen oder beim Hören von Vorlesungen. Aber es gibt noch einen weiteren wichtigen Ort für Ihr Studium, fast wichtiger noch als alle anderen: die Bibliothek.« Bemerkenswert ist der nicht nur vergleichsweise positive Zugang, der auch durch die weiteren Passagen des Textes nicht zurückgenommen wird: »Im Folgenden sollen Sie einen Eindruck davon bekommen, was Sie in einer wissenschaftlichen Bibliothek finden können und wie Sie die Bibliothek am besten benutzen, damit sie auch finden, was sie suchen.«⁵³ Die Positivformulierungen, hier noch im Bereich der einleitenden Informationen, wiederholen sich. Im Germanistikstudium gehe es »um Texte in allen Variationen« heißt es da, um klarzustellen: »Der Ort, wo Sie all das finden, ist Ihre Universitätsbibliothek«,⁵⁴ oder anders formuliert: »Als Studentin oder Student an einer Universitätsbibliothek haben Sie also Zugang zu einem riesigen ›Wissensspeicher‹.«⁵⁵ Doch in den dort vorgehaltenen Texten erschöpft sich die Leistung der Bibliothek nicht, sie bietet »alles, was Sie brauchen: Informationen im Überfluss und Raum zum

52 Klaus-Michael Bogdal, Kai Kauffmann, Georg Mein: BA-Studium Germanistik. Ein Lehrbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2008 (= rowohlts enzyklopädie 55682), S. 308.

53 Claudius Sittig: *Arbeitstechniken Germanistik*. Überarb. und verb. Aufl. Stuttgart: Klett Lerntraining 2013 (= Uni-Wissen: Germanistik), S. 17.

54 Ebd.

55 Ebd., S. 18.

Arbeiten«. ⁵⁶ Die konkreten Angebote der Bibliothek sprengen den Rahmen der einleitenden Beobachtungen; zugleich bleibt festzuhalten, dass das hier gebotene Positivbild nur möglich scheint, weil es auf ein größeres Set an Eigenschaften der Bibliothek als die oft der Recherche kontrastierte und vorgelagerte Büchermasse zurückgreift und damit über den erhobenen Zeigefinger vermeintlicher Materialfülle und unterlassener Recherche hinausgeht.

Einen ganz eigenen Weg der Hinführung zur Bibliothek geht die *Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft* von Mario Klarer. Hatte es in der *Einführung in die neuere Literaturwissenschaft* betitelten Fassung 1999 noch geheißen: »Für die Literatursuche zu Proseminar- und Seminararbeiten genügt in der Regel die im Schlagwortkatalog [...] der Institutsbibliothek angeführte monographische [...] Sekundärliteratur zu einem bestimmten Thema«, ⁵⁷ ist der Autor 2011 den einfachen Lösungen gegenüber wesentlich skeptischer. Auf neue technische Möglichkeiten und vielleicht auch studentische Routinen reagierend, beginnt er mit einer Warnung vor vorrangiger Internetnutzung und stellt klar, dass der »Großteil wissenschaftlicher Publikationen« weiterhin nur in gedruckter Form bzw. elektronisch über Campuslizenzen der Universität zugänglich sei und folgert: »Dies bedeutet für den Literaturwissenschaftler, dass er weiterhin den Großteil der Quellen außerhalb des Internets, d. h. in Bibliotheken zu suchen hat.« Der Weg in die Bibliothek, ob physisch oder im elektronischen Fernzugriff, wird hier nicht durch abstrakte Warnungen oder eindrucksvolle Bilder von Materialfülle und Gefahr hergeleitet, sondern durch ganz handfeste Konsequenzen im Studium:

Wenn also Professoren Arbeiten mit Quellenangaben, die überwiegend aus dem Internet stammen, als dilettantisch und unseriös beurteilen, dann liegt dies nicht unbedingt daran, dass sie sich dem Zeitgeist entgegenstellen. Eher wird in diesen Fällen die mangelnde wissenschaftliche Fundierung der Arbeit und unzureichende Sekundärliteraturrecherche für eine negative Beurteilung ausschlaggebend sein. ⁵⁸

Der Warnung vor der Bibliothek ist mit diesem Beispiel die überraschend seltenere Warnung vor zu wenig Bibliothek(snutzung) zur Seite gestellt. »Wissenschaftliche Fundierung«, so die starke Ansage dieser ungewöhnlichen Heranführung an die Bibliothek, sei eben nur in der Bibliothek zu bekommen.

56 Ebd., S. 19.

57 Mario Klarer: *Einführung in die neuere Literaturwissenschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999 (= *Literaturwissenschaft*), S. 104.

58 Mario Klarer: *Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft. Theorien, Gattungen, Arbeitstechniken*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011 (= *Einführung Literaturwissenschaft*), S. 92.

5. Bibliothekseinführungen

Größere, eigens prunkvoll narrativ eingeleitete Abschnitte zur Bibliothek sind in der Einführungsliteratur eher die Ausnahme als die Regel. Oft verbergen sich Hinweise zur Bibliotheksnutzung in Abschnitten zu bestimmten Studienpraktiken, etwa zum Recherchieren. Zum stehenden Inventar der Bibliothekshinweise gehört dabei der auf einführende Bibliotheksveranstaltungen oder Führungen. Der Hinweis, schon von Luserke-Jaqui bekannt, findet sich nicht nur als Tipp, Einführungsveranstaltungen zu besuchen, Fachreferenten zu fragen und Anschaffungsvorschläge zu machen in Sittigs ausführlicher Darstellung,⁵⁹ sondern auch in der in Bibliotheksfragen sehr zurückhaltenden Darstellung von Burkhard Moennighoff und Eckhardt Meyer-Krentler: »Gerade im ersten Semester ist es angebracht, an einer Bibliotheksführung teilzunehmen.«⁶⁰ Was hier in einem knappen Satz postuliert wird, wird an anderer Stelle zumindest ansatzweise begründet und mit dem Studienumfeld der Lehrveranstaltungen in Verbindung gebracht: »In der eigenen Bereichs- oder Universitätsbibliothek sollte man sich so früh wie möglich auskennen, um sich Rückschlüsse und Zeitdruck zu ersparen. Wenn Sie Ihre Bibliotheken nicht über ein Seminar im ersten Semester kennenlernen, sollten Sie sich nach Bibliothekseinführungen selbst erkundigen« – von besonderem Interesse sei dabei zu »wissen, wie die Kataloge der Bibliotheken funktionieren, in denen man arbeitet.«⁶¹ Besonders Ralf Klausnitzers Darstellung stellt auf die Verbindung von Recherche und Bibliothekseinführung ab und begründet das mit einer Reihe von Informationen zum Vorgehen der Bibliothek:

Um sich mit den vielfältigen Möglichkeiten der Arbeit mit Datenbanken und Internet-Quellen vertraut zu machen, erweist sich die Teilnahme an Bibliothekseinführungen als günstig – denn in nahezu allen Bibliotheken finden sich Computer mit entsprechenden Zugangsmöglichkeiten. Die Einführung in die computergestützte Bibliotheksbenutzung erweist sich auch deshalb als notwendig, weil Universitäts-, Landes- und Staatsbibliotheken ihre Bestände elektronisch in lokalen OPAC (Online Public Access Catalogue) katalogisieren und so die rasche Ermittlung und Bestellung von Primärtexten und Sekundärliteratur erlauben.⁶²

Die gebrauchten Formulierungen erscheinen hier ebenso auffällig wie die Begründungszusammenhänge: Weil es Computerarbeitsplätze vor Ort gäbe, wäre die Arbeit mit Internet-Quellen (dort) zu erlernen, und erst lokale Online-Ka-

59 Vgl. Sittig: Arbeitstechniken (Anm. 53), S. 21.

60 Burkhard Moennighoff, Eckhardt Meyer-Krentler: Arbeitstechniken Literaturwissenschaft. 16., aktualisierte Aufl. München: Fink 2013 (= UTB 1582), S. 73.

61 Kocher/Krehl: Literaturwissenschaft (Anm. 51), S. 92.

62 Ralf Klausnitzer: Literaturwissenschaft. Begriffe – Verfahren – Arbeitstechniken. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Berlin: de Gruyter 2012, S. 415.

talage der Bibliotheken machten »computergestützte Bibliotheksbenutzung« erforderlich. In Summe bilden die Erwähnungen bibliothekarischer Einführungsveranstaltungen das Spektrum dieser Angebote ab: Soll die Bibliothek einmal Orientierung vor Ort vermitteln, wo das in Lehrveranstaltungen nicht erledigt wird, soll sie das andere Mal ins elektronische Recherchieren über Kataloge und Datenbanken hinaus einführen. Die Begründungen, warum die Bibliothek dafür prädestiniert ist, variieren vermutlich wie der Studienalltag verschiedener Universitäten.

6. Recherche und Literaturbeschaffung

Der Bereich Recherche und Literaturbeschaffung scheint jedenfalls das Kernthema der Bibliotheksbezüge in den Einführungen. Weil die oft kurzen Nennungen zahlreich sind, sollen drei markante Beispiele die unterschiedlichen Zugänge zur Recherche in der Bibliothek veranschaulichen. Den Anfang machen die *Arbeitstechniken Literaturwissenschaft* von Moennighoff und Meyer-Krentler mit einer überraschenden Rechercheoption:

Die Literaturrecherche kann auf konventionelle Weise in den herkömmlichen Zettel- oder Bandkatalogen der Universitätsbibliotheken vorgenommen werden. (Nach meinen Beobachtungen kommt das aber immer seltener vor.) Man wird von dieser Möglichkeit dann Gebrauch machen, wenn in der Bibliothek sämtliche PCs für die OPAC-Recherche wieder einmal besetzt sind oder wenn noch nicht alle Bestände der Bibliothek im OPAC nachgewiesen sind.⁶³

Die Formulierung, die subtil von schlechten Erfahrungen berichtet (»wieder einmal besetzt«), muss als teilweise irreführend bezeichnet werden, werden doch Zettelkataloge kaum wo aktuell gehalten, sodass sie wohl für die zweite beschriebene Funktion dienen können, kaum aber als Auswechoption. Doch an anderer Stelle kommt die »Bibliotheks- und Literaturrecherche im Internet« zu ihrem Recht und die Autoren erläutern das Grundkonzept des Online-Katalogs: »Um in den OPAC der lokalen Universitätsbibliothek zu gelangen, muss man nicht die Bibliothek selbst aufsuchen. Das kann auch per Internet von einem externen Standort aus geschehen. Dazu muss man nur die lokale Universitätsbibliothek ansteuern.«⁶⁴ In Kombination mit den Erläuterungen zur Katalognutzung vor Ort scheinen diese dürren Hinweise doch einigen Abstand zum Thema des elektronischen Recherchierens nahezulegen.

Auch Claudius Sittigs Darstellung konzentriert sich zunächst vor allem auf die Frage des richtigen Einsatzes des Katalogs. »Wenn Sie erfolgreich suchen

63 Moennighoff/Meyer-Krentler: *Arbeitstechniken* (Anm. 60), S. 73.

64 Ebd., S. 80.

wollen, sollten Sie lernen, ihn kompetent zu benutzen«,⁶⁵ heißt es früh, bevor ein »verbreitetes Missverständnis« ausgeräumt wird: »Der Bibliothekskatalog Ihrer Universität ist kein geeignetes Instrument zur Recherche, welche Forschungsbeiträge es zu einem Thema überhaupt gibt.«⁶⁶ Um das zu recherchieren wären »spezielle ›bibliographische‹ Hilfsmittel« erforderlich, wie etwa Datenbanken, für die die Bibliothek »oft die Nutzungsrechte gekauft« hätte.⁶⁷ Doch Sittig unterscheidet präzise zwischen der Ermittlung von Forschungsliteratur und der anschließenden Literaturbeschaffung, wodurch auch die Rolle des Bibliothekskatalogs differenziert wird: »Wie man dann anschließend tatsächlich an die Texte kommt, ist eine andere Frage: Hier ist das zentrale Hilfsmittel tatsächlich der Bibliothekskatalog.«⁶⁸

Den größten erzählerischen Anlauf zum Thema nimmt wiederum das Akademie-Studienbuch von Ursula Kocher und Carolin Krehl. »Das richtige Suchen aber ist, wie auch der Literaturwissenschaftler und Autor Umberto Eco festgestellt hat, eine Kunst«, beginnen sie, um mit Eco darzulegen, dass der Lehrer dem Schüler auch beibringen müsse, Mikrofiche-Lesegeräte und Kataloge zu benutzen sowie sich mit pflichtvergessenen Bibliothekaren herumzuschlagen – »Die rechte Benutzung der Bibliothek ist eine subtile Kunst«. Unvermittelt an diese Überlegungen, die sich und ihr nicht selbstverständliches Bibliotheksinventar aus Mikrofiche-Geräten und pflichtvergessenem Personal (inkl. Auseinandersetzungen) durch das direkte Zitat immunisieren, schließt die (weiterführende?) Bemerkung an: »Neben der Bibliothek können Zeitungen, Zeitschriften und das Internet Quellen für Informationen sein«,⁶⁹ sodass auch dort kompetent zu suchen wäre. Insgesamt wären die entscheidenden Informationsquellen des literaturwissenschaftlichen Studiums in den meisten Fällen Texte. »Daraus folgt, dass eine der am häufigsten genutzten Methoden die systematische Recherche in Literaturverzeichnissen und ähnlichen Arten von Buchkatalogen sein wird«,⁷⁰ heißt es in einer überraschenden und unselbstständig Erschienenes ausblendenden Engführung von Literaturverzeichnis und Buch(!)-Katalog. Zur Literaturbeschaffung schließlich gibt es zwei zentrale Hinweise. Einerseits wäre wichtig, »alle für die Aufgabe relevanten Quellen zu sammeln, auch wenn Sie sie nicht alle in den Ihnen zugänglichen Bibliotheken finden«,⁷¹ andererseits würden sich gerade die in der Bibliothek vorhandenen Bestände qualitativ (und pragmatisch-quantitativ) von anderen unterscheiden;

65 Sittig: Arbeitstechniken (Anm. 53), S. 20.

66 Ebd., S. 64.

67 Ebd., S. 65.

68 Ebd., S. 71.

69 Kocher/Krehl: Literaturwissenschaft (Anm. 51), S. 82.

70 Ebd., S. 84f.

71 Ebd., S. 86.

anders als Quellen im Internet wären die Bestände einer Bibliothek nämlich »bereits Ergebnis einer durch Fachkräfte getroffenen Vorauswahl – das kann einengend, meistens aber Zeit sparend wirken«. ⁷² Der Hinweis auf die zu treffende Auswahl und die zu reduzierende Literaturmenge verbindet sich schließlich scheinbar von selbst mit der in einleitenden Bemerkungen häufigen Warnung vor dem Bibliotheksmoloch mit seinen Büchermassen:

Da es weder möglich noch effizient ist, den gesamten Bestand einer bzw. mehrerer Bibliotheken zu studieren, der Kauf aller Bücher vermutlich das monatliche Budget sprengt und niemand je das gesamte Internet durchforsten kann, muss man verschiedene Recherchemethoden und -systeme kennen und nutzen, um die Anzahl potenzieller Informationsquellen einzugrenzen. ⁷³

7. Studienpraxis in der Bibliothek

Die abschließende Bemerkung im Spannungsfeld von Bibliotheksbenützung, Internet und Bücherkauf geht über das Themenfeld der Recherche hinaus und verweist auf einen anderen Bereich von Bibliothekswissen, das die Einführungstexte bereitstellen. Die Rede ist von ganz praktischen Fragen des Studiums in der Bibliothek.

Dass die Bibliotheksbenützung eine praktische Alternative zum Bücherkauf ist, findet sich immer wieder als elementare Arbeitstechnik des Studiums. Spezielle Forschungsliteratur wie Dissertationen »sollte man sich nicht kaufen, da sie von einer guten Universitätsbibliothek ohnehin angeschafft werden oder über sie leicht zu beziehen sind«, ⁷⁴ meint etwa Stefan Neuhaus, und Ralf Schnell empfiehlt, die in seiner *Orientierung Germanistik* genannten, vor allem bibliographischen Einführungen »in einer Universitätsbibliothek oder einer Buchhandlung einmal in die Hand zu nehmen und sie durchzublättern – nur zu dem schlichten Zweck, sie auf ihre Brauchbarkeit und Handhabbarkeit zu prüfen«. ⁷⁵ Walter Delabars *Literaturwissenschaftliche Arbeitstechniken* resümieren, sich regelmäßig Forschungsliteratur anzuschaffen »übersteigt also die Möglichkeiten von Studierenden, Lehrenden und Forschenden. Wissenschaftliche Bibliotheken [...] haben also eine wichtige Funktion. Sie versorgen Sie mit Ihrem

72 Ebd.

73 Ebd., S. 89.

74 Stefan Neuhaus: *Grundriss der Literaturwissenschaft*. 3., überarb. und erw. Aufl. Tübingen: Francke 2009 (= UTB 2477), S. 269.

75 Ralf Schnell: *Orientierung Germanistik*. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2000 (= rowohlts enzyklopädie 55609), S. 108.

wichtigsten Arbeitsmittel, mit Literatur«⁷⁶ und bringt als Faustregel für die Literaturbeschaffung: »Forschungsliteratur wird in der Regel in der Bibliothek benutzt oder kopiert, nicht gekauft.«⁷⁷ Die praktischen Instruktionen der Einführungen gehen aber mitunter noch einen Schritt weiter. Nach der Erarbeitung des Primärtextes und dem Bibliographieren »leiht man Bücher aus, kopiert Aufsätze. Forschungsliteratur liest man langsam, systematisch, intensiv und mit Bleistift.«⁷⁸ Diese Anleitung zum Verfassen einer studentischen Hausarbeit verkürzt an zwei Stellen: Nicht nur, dass ausgeliehene Bibliotheksbücher vom Lesen mit Bleistift auszunehmen wären, blendet sie auch die Vor-Ort-Nutzung von Literatur in der Bibliothek gänzlich aus.

Diese Nutzung der Bibliothek als Ort des Studiums ist eine in den untersuchten Einführungen selten präsentierte Praxis. Ausführlich zu Wort kommt sie bei Claudius Sittig, der dieses Wissen von der Bibliothek stark macht – sie sei »nicht nur ein Magazin oder Informationsportal, sondern auch ein realer Ort zum Lesen und zum Lernen«⁷⁹ und durch Präsenznutzung von Literatur sowie die örtlichen Angebote wie Lesesäle, Computer- und Einzelarbeitsplätze schließlich »ein wichtiger Arbeitsraum«.⁸⁰ Sittig nimmt die Bibliothek als Ort und Arbeitsraum so wichtig, dass er seine Ausführungen mit Grundsätzen zum richtigen Verhalten vor Ort versieht und explizit auf die pflegliche Behandlung anderer Benutzerinnen/Benutzer (»das heißt: leise sein«) und der Bibliotheksbücher (»das heißt auf jeden Fall: nichts anstreichen«) verweist.⁸¹

8. Berufsfeld Bibliothek

Die Bibliothek als Arbeitsplatz kommt in den Einführungswerken auch an anderer Stelle zu Ehren, wenn es um die Berufsperspektiven zukünftiger Absolventinnen und Absolventen geht. Die (zumindest) programmatische Orientierung der Bachelor- und Masterstudiengänge an potenziellen Berufsfeldern schlägt sich in den Einführungen nieder und wo auf mögliche Berufe eingegangen wird, finden sich meist auch Hinweise zur Karriere in der Bibliothek.

Wenn es um die Berufsperspektiven in Bibliotheken geht, wird oft auf die nötigen Ausbildungswege hingewiesen, seltener gibt es Informationen zu den

76 Walter Delabar: *Literaturwissenschaftliche Arbeitstechniken. Eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009 (= *Einführungen Germanistik*), S. 36.

77 Ebd., S. 37.

78 Benedikt Jeßing, Ralph Köhnen: *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*. 3., aktualisierte und überarb. Aufl. Stuttgart: Metzler 2012, S. 373.

79 Sittig: *Arbeitstechniken* (Anm. 53), S. 18.

80 Ebd., S. 19.

81 Ebd.

Inhalten möglicher Tätigkeiten. Oft kommen Bibliotheken wegen der erforderlichen Zusatzqualifikationen unter ferner liefen oder mit Einschränkungen zur Sprache: »Hinzuzufügen wäre schließlich die Beschäftigung in Bibliotheken und Archiven, obwohl diese Berufe im Allgemeinen Zusatzausbildungen erfordern«,⁸² heißt es etwa exemplarisch, oder: »Wenn Sie sich auf eine Stelle im Bibliothekswesen bewerben wollen, müssen Sie in der Regel nach dem Examen eine zusätzliche Ausbildung für den höheren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken absolvieren.«⁸³ Das bunteste Bild des Berufes gibt Inga Lüders in *Und in fünf Jahren schreib ich Buchkritiken. Was man wissen muss, bevor man Germanistik studiert*, was aber auch der Textsorte einer bewusst flotten Vorab-Einführung geschuldet ist. »Auch die germanistischen Fachbereiche von Bibliotheken müssen betreut werden«, heißt es da plausibel, und weiter naheliegend wenn auch nicht selbstverständlich: »und als Germanisten sind wir dafür prädestiniert«. Anschließend folgt der Versuch, die Tätigkeiten germanistischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare zu umreißen: »Als wissenschaftlicher Bibliothekar liegt die Verantwortung darin, den Bestand von Büchern ständig zu aktualisieren, zu systematisieren und instand zu halten. Außerdem fallen einem verschiedene Verwaltungsaufgaben zu«, bevor auch hier auf die für die Laufbahn des wissenschaftlichen Bibliothekars erforderlichen Voraussetzungen eingegangen wird (»mindestens der Master, wenn nicht sogar eine Promotion« bzw. mit Blick auf Deutschland »ein Referendariat und ein zweites Staatsexamen«). Abschließend wird der Beruf von verwandten wie DokumentarIn oder ArchivarIn abgegrenzt, wobei »Archivare und Bibliothekare eher auf formaler Ebene für die Systematisierung von Dokumenten zuständig« seien.⁸⁴

Einen ganz anderer Ansatz, Studium und Bibliothek als Berufsvorbereitung zu verstehen, vertritt Matthias Bickenbachs Aufsatz im »Wegweiser für Germanisten« *Texte, Wissen, Qualifikationen*. Er argumentiert, die im Rahmen des Studiums speziell im Umgang mit der Bibliothek erworbenen Fähigkeiten wären auf besondere Weise berufsqualifizierend. Während der Umgang mit Literatur »in den engen vorgegebenen Seminar-Rahmen [...] geordnet und beschnitten«⁸⁵ verlaufe, ermögliche der selbstständige und aktive Umgang mit den Möglich-

82 Rainer Grübel, Ralf Grüttemeier, Helmut Lethen: BA-Studium Literaturwissenschaft. Ein Lehrbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2005 (= rowohlts enzyklopädie 55667), S. 203.

83 Germanistik. Sprachwissenschaft – Literaturwissenschaft – Schlüsselkompetenzen. Hg. von Heinz Drügh u. a. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 25.

84 Inga Lüders: *Und in fünf Jahren schreib ich Buchkritiken. Was man wissen muss, bevor man Germanistik studiert*. Hamburg: Edel 2013, S. 166f.

85 Matthias Bickenbach: Das Internet als Arbeitsplatz. In: *Texte, Wissen, Qualifikationen. Ein Wegweiser für Germanisten*. Hg. von Thomas Rathmann. Berlin: Schmidt 2000, S. 208–215, hier S. 214.

keiten und der Informationsfülle der Bibliothek die Herausbildung bestimmter Fähigkeiten, die gerade im Internetzeitalter von hoher Relevanz wären: »wo der User erlahmt, sind LiteraturwissenschaftlerInnen aufgerufen, ihre im Umgang mit Bibliotheken erworbene Erfahrung, ihre Kompetenz, komplexe und umfassende Zusammenhänge zu recherchieren, multimedial einzusetzen.«⁸⁶ Hier wird ein ganz bestimmtes Wissen von der Bibliothek stark gemacht, das quer zum Vorgehen anderer Einführungen steht, die Inhalte auf einzelne Lehrveranstaltungseinheiten herunterbrechen, während hier argumentiert wird, dass besonders Berufsrelevantes erst in der Auseinandersetzung mit Unerwartetem, auch den Unwägbarkeiten der Bibliothek und dort gemachter Erfahrung, erworben würde.

9. Veränderungen der Bibliothek – alte und neue Rollen

Der zuvor beschriebene Aufsatz zum »Internet als Arbeitsplatz« im *Wegweiser für Germanisten* aus dem Jahr 2000 mag auch als Beispiel dafür dienen, dass Einführungen »ein spezifisches eigenes Wissen«⁸⁷ produzieren, weil sie sich im Unterschied zu Lehrbüchern auch zu Themengebieten äußern, »deren langfristige Bedeutung für eine Fachkultur noch nicht absehbar ist«⁸⁸ und damit eher hypothetisch oder mit normativer Intention vorpreschen.

In diesem Sinne scheinen Einführungstexte als sensibler Indikator für den Zustand und die Entwicklungen von Bibliotheken. Der typische Ort dafür sind Abschnitte, in denen entweder im Rahmen einer Medien- und Institutionsgeschichte der Literatur auf die historische und aktuelle Rolle von Bibliotheken verwiesen wird, oder auch historisch geprägte eigene Abschnitte zur Bibliothek. Im ersten Fall kommen Bibliotheken als zentrale Elemente literarischer Kommunikation und »literaturvermittelnde Institution«⁸⁹ sowie als Teil der Voraussetzungen des literarischen Lebens zur Sprache,⁹⁰ was sowohl im Themenkomplex »Literatur und Schriftmedien«⁹¹ geschehen kann, wie auch im Rahmen einer »Kleinen Literaturgeschichte«.⁹² Im zweiten Fall geht es im Rahmen eigener Abschnitte zur Bibliothek mehr ins Detail, und hier entwickeln die Einführungen einen scharfen Blick auf Veränderungen und Zustände der Biblio-

86 Ebd., S. 211f.

87 Standke: Lehrbuch/Einführung (Anm. 6), S. 251.

88 Ebd., S. 250.

89 Klausnitzer: Literaturwissenschaft (Anm. 62), S. 334.

90 Vgl. ebd., S. 348.

91 Germanistik. Sprachwissenschaft – Literaturwissenschaft – Schlüsselkompetenzen (Anm. 83), S. 203–209.

92 Ebd., S. 224.

thek. Exemplarisch etwa Walter Hömbergs Aufsatz *Verlag, Buchhandel, Bibliothek* im wiederholt aufgelegten Band *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hömberg liefert darin, rund um eine kleine Bibliotheksgeschichte, auch Diagnosen zur Lage der Literaturwissenschaft und Bibliothek. Die Literaturwissenschaft, so führt er aus, hätte »die materielle Seite der literarischen Produktion und Distribution meist ignoriert« sodass erst »in jüngerer Zeit [...] die damit zusammenhängenden kommunikativen Prozesse mehr Beachtung« fänden und Institutionen der Literaturvermittlung »in einem neuen Licht gesehen« würden.⁹³ An diese Diagnose eines traditionellen Defizits an Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft für Institutionen wie die Bibliothek schließt scheinbar naheliegend ein ähnliches, gesellschaftliches wie politisches Problem an: »Die politischen Entscheidungsgremien wenden sich mit Vorliebe den repräsentativen und publizitätsträchtigen Objekten zu, eine stille Institution wie die Bibliothek erfährt kaum öffentliche Aufmerksamkeit.«⁹⁴ Während Hömberg das Aufmerksamkeitsdefizit der Literaturwissenschaft selbst schon relativiert sieht, scheint seine zuletzt 2004 aufgelegte Diagnose der mangelnden Beachtung durch politische EntscheidungsträgerInnen durch die Entwicklungen der 2000er Jahre etwa mit ihren »repräsentativen und publizitätsträchtigen« Bibliotheksneubauten inzwischen fraglich. Umso mehr aber wird der Einführungstext zum Indikator von Veränderungen der Bibliothek und ihrem Verhältnis zur Literaturwissenschaft, bietet sie doch die doppelte Diagnose der »Sprachlosigkeit« der Bibliothek⁹⁵ in Literaturwissenschaft und Politik als historische Folie.

Während hier Veränderungen der Bibliothek im Verhältnis zu ihrem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Umfeld diagnostiziert werden, stehen an anderer Stelle Veränderungen konkreter Bibliotheken vor Ort und ihre Auswirkungen auf literaturwissenschaftliche Benutzerinnen und Benutzer im Mittelpunkt. Das Kapitel *Bibliotheken* im Studienbuch *Literaturwissenschaft* des Akademie Verlags kommt am Ende einer Bibliotheksgeschichte, die über Kloster-, Stadt-, Schul- und Hofbibliotheken berichtet, schließlich zum Zustand der Bibliotheken der Gegenwart, zur Deutschen Nationalbibliothek, den Verbundkatalogen und schließlich den Universitätsbibliotheken. Speziell eine Entwicklung des Bibliothekswesens wird kritisch beschrieben: die von den neu gegründeten Universitätsbibliotheken ausgehende Umstellung vom zweischichtigen Bibliothekssystem (mit Zentral- und Institutsbibliotheken) auf das

93 Walter Hömberg: *Verlag, Buchhandel, Bibliothek*. In: *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hg. von Helmut Brackert und Jörn Stückrath. 8., erw. und durchges. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2004 (= rowohlts enzyklopädie 55523), S. 392–406, hier S. 392.

94 Ebd., S. 404.

95 Vgl. Paul Raabe: *Die Bibliothek als humane Anstalt betrachtet. Plädoyer für die Zukunft der Buchkultur*. Stuttgart: Metzler 1986, S. 7.

einschichtige mit einer alles versorgenden Universitätsbibliothek. Dadurch »entstehen für Lehre und Forschung erhebliche Nachteile«,⁹⁶ durch Ausleihen gerissene Lücken konterkarierten die systematische Freihandaufstellung und lange Geschäftsgänge und Ausleihswege erschwerten das Leben. Die Schilderung von den nun wegbrechenden Möglichkeiten gibt ein Bild von den traditionellen Funktionen der Bibliothek für die Literaturwissenschaft, wie es in dieser Klarheit in der Einführungsliteratur selten ist:

Lehrveranstaltungen mit unverzüglichem Zugriff auf die Bücherbestände sind ebensowenig möglich wie spontane Begegnungen von Lehrenden und Lernenden bei der Arbeit in der Seminarbibliothek, die in den geisteswissenschaftlichen Fächern als Kern des Seminars dieselbe Funktion erfüllt wie das Labor in naturwissenschaftlichen Disziplinen.⁹⁷

So definiert Einführungsliteratur die Funktionen der Bibliothek nicht nur für die Praxis der Studierenden, sondern auch für die eingangs erwähnte kodifizierte Praxis der Disziplin. Die Veränderungen, die sie dabei diagnostiziert, werden aber nicht immer als defizitär beschrieben, schließlich weiß die Einführungsliteratur auch über die Vorteile des Medienwandels und neuer Rollen der Bibliothek zu berichten. Dazu gehören mit der Einrichtung von Publikationsservern und der Unterstützung der WissenschaftlerInnen bei elektronischen Publikationen und langfristiger Archivierung⁹⁸ Funktionen, die gleichermaßen verblüffend früh und wenig nachhaltig Eingang in Einführungstexte gefunden haben, vor allem aber neue Services der Literaturversorgung. Auch die Positivbilder neuer Entwicklungen stehen in engem Rückbezug zu den traditionellen Bildern der Bibliothek und verweisen auf schon Bekanntes: »Die zentrale Rolle der Bibliothek gilt übrigens auch für Informationen aus dem Internet«, führt etwa Claudius Sittig aus – »Und so ist sie nicht nur der Ort, an dem Bücher im Magazin lagern, sondern sie ist zugleich auch ein Ort, an dem Sie Zugang zu wertvollen Informationen über das Internet bekommen. Auch in dieser Hinsicht gilt also: Sie haben Zugang zu einem riesigen ›Wissensspeicher«, der beständig wächst.«⁹⁹ Und auch Jochen Vogt meint in seiner *Einladung zur Literaturwissenschaft*, die neuen Medien wären nicht nur Gegenstand der Literaturwissenschaft, sie hätten auch ihre alltägliche Praxis verändert: »Besonders einschneidend haben sich die neuen Medien auf die Geschwindigkeit und den Komfort von Rechercharbeiten ausgewirkt. Vorbei sind die Zeiten des Zettelkastens und

96 Kocher/Krehl: Literaturwissenschaft (Anm. 51), S. 157.

97 Ebd., S. 158; zum Modell des Labors der Philologen vgl. auch den Beitrag von Andreas Brandtner in diesem Band.

98 Vgl. Hans-Werner Ludwig, Thomas Rommel: Studium Literaturwissenschaft. Arbeitstechniken und Neue Medien. Tübingen, Basel: Francke 2003 (= UTB 2332), S. 142.

99 Sittig: Arbeitstechniken (Anm. 53), S. 18.

des mühsamen Stöberns in papierenen Bibliothekskatalogen.«¹⁰⁰ Die Veränderungen der Bibliotheken, die Art, wie sie neue und traditionelle Aufgaben wahrnehmen und mit der literaturwissenschaftlichen Praxis zusammenwirken, scheinen nur über den Vergleich mit ihrer Vergangenheit beschreibbar.

10. Bibliothek, Kanon und Gedächtnis

Literaturwissenschaftliche Einführungen wissen um die Bedeutung der Bibliothek für Literatursuche und -beschaffung sowie die praktische Arbeit der Studierenden vor Ort, sie wissen um ein mögliches Berufsfeld für Absolventinnen und Absolventen genauso wie um die Veränderungen, denen die Arbeit an und mit Bibliotheken im Lauf der Zeit unterworfen sind. Sie wissen um die Rolle der Bibliotheken in Geschichte und Gegenwart der Schriftkultur, um ihre Rolle in der Literatur- und Mediengeschichte und schließlich um ihre Bedeutung als Instanz der Literaturvermittlung und Kanonbildung. Dabei sind sie zunächst ein Faktor unter vielen:

Die Aufnahme in das Programm eines großen Verlags, Buchbesprechungen, die Aufnahme in Bestände von Büchereien und Bibliotheken, Vorträge und Aufsätze von Literaturwissenschaftlern – dies und noch mehr kann helfen, einem Text den Weg zumindest zur mittelbaren Unsterblichkeit zu ebnet.¹⁰¹

Steht die Bibliothek hier gleichberechtigt neben anderen Instanzen der Aufmerksamkeitslenkung und Kanonisierung, wird ihre Funktion an anderer Stelle deutlich differenziert. Im *BA-Studium Literaturwissenschaft*, das sich solitär unter den Einführungen mit der »Analyse literarischer Institutionen« beschäftigt und mithin ungewöhnlich früh eine analytische Auseinandersetzung mit der Bibliothek als Institution forciert, wird hingegen hinsichtlich der Auswahl- und Vermittlungsfunktionen stark differenziert – und verglichen mit der Literaturkritik, Verlagen oder dem Literaturunterricht teilen die Institutionen Literaturpolitik, Buchhandel und Bibliotheken »die Eigenschaft, bei der Verteilung symbolischer Anerkennung weniger wählerisch zu sein.«¹⁰² Gerade dieser Aspekt des wenig Wählerischen, der die Fülle und Nachhaltigkeit von Bibliotheksbeständen bedingt, bringt diese in der Einführungsliteratur an anderer Stelle ins Spiel, beschäftigt sich doch etwa die Einführung *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft* genau vor diesem Hintergrund von Textfülle, Kanon und

100 Jochen Vogt: *Einladung zur Literaturwissenschaft. Mit einem Vertiefungsprogramm im Internet*. 6., erw. und aktualisierte Aufl. Paderborn: Fink 2008 (= UTB 2072), S. 283.

101 Neuhaus: *Grundriss der Literaturwissenschaft* (Anm. 74), S. 2f.

102 Grübel/Grüttemeier/Lethen: *BA-Studium Literaturwissenschaft* (Anm. 82), S. 187f.

Speicherung mit literarischen Texten über Bibliotheksphantasien¹⁰³ und Jochen Vogt illustriert seine Definition von Literatur als Menschheitsgedächtnis und Literaturwissenschaft als Gedächtnistraining nicht zufällig mit dem Foto eines berühmten historischen Bibliothekssaals als »Menschheitsgedächtnis«.¹⁰⁴ Zu den praktischen Aspekten der Bibliothek treten also schon früh, in den Einführungstexten, auch theoretische und analytische, die eine Auseinandersetzung mit der Bibliothek auf mehreren Ebenen als Teil literaturwissenschaftlicher Arbeit verorten.

11. Gemischtes Bild, notwendige Aktualität

Literaturwissenschaftliche Einführungen informieren über Bibliotheken sehr unterschiedlich – sowohl im Hinblick auf Umfang und Inhalte, als auch im Hinblick auf Erzähllogik und Herangehensweise. In ihrer Summe enthalten sie mitunter detaillierte wie aufschlussreiche Informationen zu Funktionen und Aufgaben von Bibliotheken im Studium – von Einführungsveranstaltungen über Literaturrecherche/-beschaffung bis zur Studienpraxis vor Ort –, aber auch über das Studium hinaus, d.h. als potentielles Berufsfeld sowie als Institution der Archivierung, Kanonisierung und des Medienwandels. Dabei führen Einführungstexte Studierende an die Bibliothek als ambivalentes Phänomen heran. Sie klären nicht nur, was Anfängerinnen und Anfänger in Bibliotheken führen sollte, nämlich die erwähnten vielseitigen Funktionen im Studium und eine nützliche Bestandsfülle, sondern problematisieren zugleich anfängliche Unsicherheiten, potentielle Zugangshürden, unzureichende Recherchen oder unhinterfragte Benutzung. Die Bandbreite vom völligen Fehlen von Bibliotheksinformationen bis zu konkretesten Anweisungen zum Umgang mit dem einzelnen Bibliotheksbuch sowie die von aktuellster Reflexionen gegenwärtigen Studienalltags und Medienwandels bis zum Abdriften zu Zettelkatalog und veralteten Topoi macht die Notwendigkeit des gegenseitigen Verständnisses auf einem aktuellen Stand evident.

103 Vgl. Franziska Schößler: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen: Francke 2006 (= UTB 2765), S. 216–218.

104 Vogt: Einladung zur Literaturwissenschaft (Anm. 100), S. 31.

Bernhard J. Dotzler

Literaturwissenschaftliche Mediologie der Bibliothek

Abstract

Die Bibliothek ist ihrem Namen nach ein Bücherbehältnis. Mediologisch ist sie als ein System der Informationsspeicherung, aber auch ihrer Verarbeitung und Übertragung sowie entsprechender Schnittstellen zu beschreiben. In historischer Perspektive geht es dabei um die Frage, wann welche Funktion technologisch wie erfüllt oder verändert wurde – bis hin zur technologischen Veränderung und Auflösung der Bibliothek selber.

In Greek a library is called βιβλιοθήκη which literally means bookcase. In mediological terms it can be described as a system performing the storage of information as well as its processing and transmission, proper interfaces included. From a historical point of view the question than is when which performance characteristic was implemented by which technology – and when technology, that is to say computer technology has started to replace libraries.

Keywords

Bibliothek – Mediologie – Literaturwissenschaft – Bibliothekstheorie – Mediengeschichte – Medienwandel – Informationstechnologie – Mediennutzung

Library – mediology – literary studies – library theory – history of media – digitization – information technology – media usage

1. Bücherbehältnis

Eine literaturwissenschaftliche Mediologie der Bibliothek muss nicht erst entwickelt werden. Man kann sie schlicht nacherzählen, und zwar aus einer nicht mehr jungen, aber auch noch nicht alten Quelle mit dem reduktionistisch-schlicht-schönen Titel *Vergessen*.

Da allein schon ihr Name die Bibliothek als Ort der Bücher definiert¹ – was sollte eine Mediologie der Bibliothek damit anders denn grundsätzlich literaturwissenschaftlich sein? Besagte Quelle handelt vom Vergessen als dem Gegenteil dessen, was Bibliotheken sind: gespeicherte und wieder abrufbare Information, Gedächtnis. *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE* hat Alain Resnais (1922–2014) seinen Film über die Bibliothèque Nationale de France genannt. Nicht nur, aber zumal um etwa etwas darüber zu schreiben, »wo und wie die Gedächtnisse funktionieren«,² war und ist daher gängige Praxis, so zu handeln, wie es der Verfasser jener Quelle beschreibt:

Ich lese, um diese Seiten zu schreiben, *Die Ordnung des Diskurses* wieder. Aber alle Ordnung und alle Diskurse bewahren nicht vor den schönen Zufällen und Stimmen, die auch Wiedergelesenes vergessen machen. Also entsteht eine kleine Apparatur. Striche an den Rand zitierfähiger Sätze (mit Bleistift, um sie wieder löschen zu können); Seitenzahlenquerverweise von einer Anstreichung zur anderen; abgeschriebene Stellen [...], beigefügte Kommentare – all das sind Handhaben, um ein paar närrische Einfälle einem Büchercorpus einzuschreiben, all das sind Speicher, um nicht zu vergessen, was ich über Vergessen schreiben wollte.

Ich gehe, um hinterm Forschungsstand zur philologischen Hermeneutik nicht zurückzubleiben, in eine Präsenzbibliothek. Die neue Bibliographie erst einmal bibliographieren und dann durchgehen, die verzeichneten Bücher in einschlägigen Rezensionen empfohlen oder verrissen finden, den Stand des einen gepriesenen Buchs im Bibliothekskatalog ermitteln – für diesmal ist es umsonst: der Band fehlt an seinem Platz. Ich ahne ihn, den eigennützig und listigen Leser vor mir, der den Band wahrscheinlich gar nicht gestohlen hat, sondern einfach anderswohin gestellt. Das eine wäre ein Delikt, das andere ist schwer zu pönalisieren.³

Die Bücherwelt, lässt sich dieser Beschreibung entnehmen, ist eine vernetzte Welt. »Das fehlende Buch und seinen Platz verketteten (auch wenn die Eisenketten an Folianten nicht mehr üblich sind) andere Bücher und Archive, die ihrerseits mit anderen verkettet sind.«⁴

1 Vgl. Andreas Brandtner, Uwe Jochum: Bibliothek. In: Handbuch Medien der Literatur. Hg. von Natalie Binczek, Till Dembeck und Jörgen Schäfer. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. 555–568, hier S. 555: gr. βιβλιοθήκη – »Bücherbehältnis«.

2 Friedrich A. Kittler: *Vergessen*. In: *Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik*. Hg. von Ulrich Nassen. Paderborn: Schöningh 1979 (= UTB 961), S. 195–221, hier S. 197.

3 Ebd., S. 200.

4 Ebd., S. 200f.

Dass Bücher »angekettet auf Pulten untergebracht« wurden (entweder »liegend auf den Pultdeckeln« oder »stehend unterhalb der Pultplatte«), war die typische Aufbewahrungsform der ersten Universitätsbibliotheken als der »fortschrittlichste[n] Bibliotheksgattung des späten Mittelalters.«⁵ Deren Bestände an Pergamentkodizes waren freilich noch bescheiden genug, um solcher Art bewältigt zu werden. Die andere Art der Verkettung durch Katalog und Signatur, die den Platz definieren, an dem, »wenn ein Band in der Bibliothek verloren gegangen ist«,⁶ dieser Band nicht einfach nicht da ist, sondern *fehlt* – diese Art der Verkettung entwickelte sich erst allmählich ab Beginn der Neuzeit, als die Masse des Geschriebenen und, mehr dann noch, auf Papier Gedruckten wuchs und wuchs.

Eine Mediologie der Bibliothek, als »Speicherplatz der Schrift«, wäre so auch entlang ihrer historischen Achse zu entfalten: als Geschichte der einander ablösenden »Schriftträger« und der »Rolle der Schrift in der jeweiligen historischen Formation«.⁷ Die legendäre Große Bibliothek von Alexandrien mit ihren womöglich 700.000 Papyrusrollen, verzeichnet auf ihrerseits allein 120 Rollen, funktionierte anders als die Präsenzbibliotheken an die Kette gelegter Kodizes, inventarisiert in gleichfalls einem dieser Kodizes; und wiederum anders funktionierten die katalogisierten und (ob zur Findbarkeit oder zur Feststellung ihres Fehlens) mit Signaturen versehenen Bücher in den Universalbibliotheken seit Erfindung des Buchdrucks wie schließlich das moderne Bibliothekswesen in seinem Ringen mit der Bücherflut nach der Entwicklung von Schnellpresse, Rotationsdruck und Linotype.

In systematischer Hinsicht zählt aber vorab die symbolische Vernetztheit von Bibliotheken und Archiven (die unter diesem Aspekt funktional gleichzusetzen sind, auch wenn man sonst zwischen beiden Einrichtungen unterscheiden mag), gleich welcher Zeit. Die legendäre Zerstörung der Bibliothek von Alexandrien nach dem Willen des Kalifen ʿUmar ibn al-Khaṭṭāb (586–644), nachdem dessen Krieger im Jahr 640 die Stadt erobert hatten, war nichts als die radikalste

5 Joris Vorstius, Siegfried Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte. 8. Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz 1980, S. 17f. Vgl. auch Brandtner/Jochum: Bibliothek (Anm. 1), S. 560, sowie Uwe Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte. Stuttgart: Reclam 1993, S. 73f. – Zur näheren Beschreibung solcher Kettenbücher und ihrer Rolle erstens bei der Herausbildung von Gebrauchs- und Studienbibliotheken sowie zweitens für die Bestandssicherung unter Bedingungen der Handschriftlichkeit s. ferner Ladislaus Buzas: Deutsche Bibliotheksgeschichte des Mittelalters. Wiesbaden: Reichert 1975 (= Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 1), S. 81, 110, 143 und 154.

6 Jacques Lacan: Schriften I. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1975, S. 24.

7 So das erklärte Programm von Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 8; zu den folgenden Andeutungen s. ebd. S. 26f., 82f. und 130f. sowie – zur Bibliothek von Alexandrien – Vorstius/Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 4, und Luciano Canfora: Die verschwundene Bibliothek. Berlin: Rotbuch 1988, S. 177.

Konsequenz, die jemals aus diesem biblionomen Sachverhalt, dass Bücher auf Bücher verweisen, gezogen wurde. Es braucht die vielen Bücher nicht, wenn diese bloß redundant mit dem einen Buch übereinstimmen; oder die vielen Bücher sind Verrat an dem einen Buch, indem sie, als auch eine Bezugsform, ihm widersprechen. Daher Umars Befehl an seinen General ‘Amr ibn al-‘Āṣ (um 585–663): »Stimmen die Bücher mit dem Koran [überein], dem Worte Gottes, dann sind sie überflüssig und brauchen nicht erhalten zu werden; stimmen sie nicht, dann sind sie gefährlich, lasse sie also verbrennen!«⁸ Ganze sechs Monate sollen die Bäder Alexandrias durch diesen Brennstoff ihre angenehme Wärme erhalten haben.

Dass Information dergestalt in Flammen, also Energie, aufgehen kann, bezeugt die Materialität der Speichermedien im Speichermedium Bibliothek nicht anders als der alltäglichere Fall des verstellten Bandes. Weil Bücher eine Handgreiflichkeit haben und sind, kann man jedes einzelne von seinem Platz entfernen und etwa einfach »auf dem Regal oder im Fach nebenan« deponieren. Dass es dann aber »an seinem Platz fehlt« und damit vor anderen Leseraugen und -händen versteckt und verborgen ist, definiert die Bibliothek oder ihr Büchercorpus als symbolische Ordnung, so real die Buchkörper auch sind.⁹ Und weil zugleich gilt: »Le monde symbolique, c’est le monde de la machine«,¹⁰ sind damit auch Bibliotheken und Archive als Maschinen ansprechbar und beschreibbar, und ihre Mediologie, in zeitgemäße Termini gefasst, liest sich wie folgt:

Archive sind mit anderen Archiven verschaltet, direkt oder über Interfaces, und in anderen Archiven archiviert. Archive brauchen Eingabe- und Ausgabe[schnitt]stellen (und seien es auch nur Sinne und Gehirne). Archive enthalten Einrichtungen für und/oder gegen das Löschen ihrer Daten. Die Entwicklung elektronischer Rechner hat nur zu genauen Namen und Schaltplänen für Instanzen geführt, die bei allem Archivieren im Spiel sind.¹¹

Der Bibliothekskatalog ist ein RAM (Random Access Memory), das neue Daten (gekaufte Bücher) einschreiben und überholte Daten (gestohlene, verschollene Bücher) löschen kann. Die Bibliographie und das Rezensionsorgan sind PROMs (Programmable Read Only Memories), die platzsparender, aber dafür ohne Löschemöglichkeiten sind. Die Signaturen sind Interface-Schaltungen zwischen zwei RAMs, Katalog und Regalsystem. Der listige Leser, um auch ihn nicht zu vergessen, ist ein Adressenwähler

8 So der in Friedrich Nietzsches *Geschichte der griechischen Literatur* tradierte Wortlaut, hier nach Kittler: *Vergessen* (Anm. 2), S. 201. Vgl., jeweils mit dem Hinweis, dass die auf diesen Befehl hin zerstörte Bibliothek schon nicht mehr *die* Bibliothek von Alexandrien – die Große Bibliothek – gewesen sein kann, auch Canfora: *Die verschwundene Bibliothek* (Anm. 7), S. 92f. und 103f., sowie Jochum: *Kleine Bibliotheksgeschichte* (Anm. 5), S. 37.

9 Lacan: *Schriften I* (Anm. 6), S. 24.

10 Jacques Lacan: *Le séminaire II*, zit. n. Kittler: *Vergessen* (Anm. 2), S. 200.

11 Kittler: *Vergessen* (Anm. 2), S. 200.

des Typs, der den [seinerzeit] neuen Generationen der IBM-Computer vorgeschaltet wurde. Damit auch Programmierer an die Daten (keine harmlosen Bücher, sondern Konzernbilanzen oder Fingerabdrücke) nicht herankommen, schickt der Adressenwähler mit Zufallsgenerator die eingehenden Daten auf freie Rechenstellen, deren Adresse an keinem der vielen Ausgänge erscheint.¹²

Wenn hier der Bibliothekskatalog kurzerhand als RAM bezeichnet wird, in dem man neue Einträge vornehmen und (ver)alte(te) entfernen kann, bleibt offen, ob von einem in den späten 1970er Jahren (als dem Zeitpunkt dieser IT-terminologischen Umschrift bibliothekarischer Grundfunktionen und -elemente) noch typischen Zettelkatalog oder von einem elektronischen Katalogsystem die Rede ist, wie sie ab 1963 in den Universitätsbibliotheken in Deutschland Einzug zu halten begonnen hatten.¹³ OPACs (Online Public Access Catalogues) jedenfalls, die nicht nur als lokale Netzwerke bestanden, sondern sich im heutigen Sinne von *online* zum Teil des Internet machten, taten dies definitiv erst später, ab den 1990er Jahren.

2. Datenverarbeitung

Eine Mediologie der Bibliothek stellt damit – nach erstens der Frage der Schriftgeschichte – zweitens die weitere historische Frage, wann welche der in den aktuellen (oder womöglich finalen) Begriffen der Informationstechnologie benennbaren Funktionen wie realisiert wurden. So kann man etwa noch im Mittelalter, nämlich erstmals 1260 in Canterbury, die Weiterentwicklung vom Pultsystem der Kettenbücher zum sogenannten *stall*-System erkennen, bei dem die Pulte durch Regalreihen aufgestockt wurden, welche Art der Aufbewahrung »schon dem späteren Magazinsystem« ähnelt.¹⁴ Dessen Prinzip, genauer: die komplexere Architektur einer ebenso komplexere Informationsflüsse implementierenden »Dreiteilung der Bibliothek in Magazine (Aufbewahrung), Leseräume (Benutzung) und Personalräume (Verwaltung)«, wurde 1816 in einer Denkschrift *Della costruzione e del regolamento di una pubblica universale biblioteca* ausformuliert.¹⁵ Ab dem ausgehenden 14. Jahrhundert, flächendeckend ab dem 15. Jahrhundert verbreitete sich die Signatur, die einen festen Bezug zwischen den (ob in Band- oder Zettelkatalogen) verzeichneten Büchern und ihren Standorten herstellt. Aber wie für das Magazinsystem wurde auch in dieser Hinsicht erst das 19. Jahrhundert zur entscheidenden Phase der praktischen

12 Ebd., S. 201.

13 Vgl. Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 190.

14 Vorstius/Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 18.

15 Brandtner/Jochum: Bibliothek (Anm. 1), S. 564.

Bibliotheksmodernisierung. Wichtige theoretische Grundlagen schufen Gabriel Naudés (1600–1653) *Advis pour dresser une bibliothèque*, 1627, und Gottfried Wilhelm Leibniz' (1646–1716) Denkschriften an der Wende vom 17. ins 18. Jahrhundert, deren Anregungen in Richtung einer »moderne[n] wissenschaftliche[n] Gebrauchsbibliothek« jedoch »erst im 19. Jahrhundert in die Praxis umgesetzt wurde[n]«. ¹⁶ Dies vorbereitende markante Ereignisse der Bibliotheksgeschichte waren etwa das Verwaltungsstatut der neuen Wiener Universitätsbibliothek, das 1778 die Erfassung der Bestände in einem Zettelkatalog anordnete, sowie die Abhandlung des Regensburger Hofbibliothekars Albrecht Christoph Kayser (1756–1811) *Ueber die Manipulation bey der Einrichtung einer Bibliothek und Verfertigung der Bücherverzeichnisse*, 1790, die für das folgende Jahrhundert maßgeblich wurde, indem sie explizierte, was in den Jahren zuvor durch Jeremias David Reuß (1750–1837) an der Göttinger Universitätsbibliothek erstmals etabliert worden war: »ein fester Zusammenhang zwischen Aufstellung und Katalog durch Signaturen und damit zugleich ein geregelter Gang des Buches durch die Bibliothek«. ¹⁷

Rund 200 Jahre später ereilte die »Mehrzahl der kulturellen Archive der Gegenwart« das Ereignis eines Verschwindens der Art, wie es 1998 in der Österreichischen Nationalbibliothek geschah. In diesem Jahr wurde die Digitalisierung ihres Nominalkatalogs abgeschlossen, und 84 Kästen mit 3.024 Laden für rund 2,6 Millionen Zettel, »an denen Bibliothekare mehrerer Generationen gearbeitet« hatten und »welche auf sämtliche Druckwerke der Nationalbibliothek von 1501 bis 1989« verwiesen, erstarrten zur bloßen »Skulptur im Raum«, bevor sie »in der Geschichte verschw[an]de[n]«. Seitdem »kann der Buchbestand nur noch per Computer abgerufen werden«. ¹⁸ Und so geht die Entwicklung seitdem in Richtung jenes ›Remakes‹ von TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE, das Nina Fischer (*1965) & Maroan el Sani (*1966) 2006 der Videokunstszene bescherten.

Renais' ›Original‹ von 1956 dokumentiert – und poetisiert – selbstredend noch den bibliotheksgeschichtlich erreichten Stand vor Anbruch ihrer EDV-

16 Vorstius/Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 47; s.a. S. 31 und 33. Beachte indes auch Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 104f., über die ›vormoderne‹ Seite Leibniz'. Zu deren Kontextualisierung ausführlichst: Helmut Zedelmaier: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1992 (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 33).

17 Vorstius/Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 51; vgl. zu den übrigen Angaben ebd., S. 46, sowie Ladislaus Buzas: *Deutsche Bibliotheksgeschichte der Neuzeit*. Wiesbaden: Reichert 1976 (= *Elemente des Buch- und Bibliothekswesens* 2), S. 116 und 147.

18 Hans Petschar, Ernst Strouhal, Heimo Zobering: *Der Zettelkatalog. Ein historisches System geistiger Ordnung*. Wien, New York: Springer 1999, S. 7 und 9.

Postmoderne.¹⁹ Zentrales Thema dieses, sein *sujet* durchaus schon dezentrierenden, Dokumentarfilms ist jener die Moderne der Bibliothek kennzeichnende geregelte Gang des Buches durch ihre Abteilungen, vom Moment der Anschaffung (oder des Eingangs eines Pflichtexemplars) über die Inventarisierung und Signierung bis hin zur mehr oder weniger häufigen Anforderung, Entleihe, Nutzung. Herausgehoben durch die Auffälligkeit, dass für einmal über eine längere Strecke ein Büchereinzelschicksal verfolgt wird – kein anderes Requisit ist häufiger und länger im Bild als das Buch: »*Mars par Jeannine Garane aux éditions du seuil (Collection Petite planète, 25)*«²⁰ –, erzählt eine lange Sequenz in der Mitte des Films von allen Stationen, die dieses Buch vom Posteingang bis zu seiner Magazinierung durchläuft. »Ohne einen Katalog«, hatte die *Voice over* davor schon erklärt, wäre die Bibliothek nichts als »ein Labyrinth«. Nun lassen die Bilder ausgedehnter Kamerafahrten eben dieses Regal-Labyrinth vor den Augen des Zuschauers erstehen, bis erneut der Zettelkatalog oder genauer jetzt: der ganze Katalogsaal in den Mittelpunkt rückt, über welchen die Stimme sagt, er sei nicht weniger als »das Gehirn« der Bibliothek.²¹ – Nicht lange nach dem Film erklärt auch die Medien-Anthropologie: »Das 18. und ein großer Teil des 19. Jahrhunderts lebten noch von Notizbüchern und Buchkatalogen. Dann begann man mit der Dokumentation auf Karteikarten, die sich erst richtig zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchsetzte. Schon in der rudimentärsten Form entspricht sie der Herausbildung eines echten äußeren Kortex [...]«.«²²

Die dem korrespondierende Sequenz folgt einem anderen Buch den umgekehrten Weg: vom Magazin in den Lesesaal. Das vorelektronisch-mediale Innere der Bibliothek wird hier in weiteren Aspekten aufgezeigt. Der Katalog hat einen Titelwunsch erfüllt, oder vielleicht auch erst induziert, und so zur Ausfüllung eines Bestellscheins geführt, der über ein Rohrpost-System an die zur Herbeischaffung des gewünschten Buches richtige Stelle geschickt wird. Von heute aus betrachtet: atavistische Welt.

Aber die Rohrpost war einst das Modernste vom Modernsten! (Und Paris war berühmt dafür, wie ganz Frankreich dann einst für *Minitel*, wo der deutsche *Bildschirmtext* ein Mauerblümchendasein führte.) Und worum es eigentlich geht, ist der Übergang des Buches, seine *passage* (mit oder ohne Ritus?) vom Bibliotheks- in den Leser-Besitz. Angekommen im Lesesaal (oder gar zur Ausleihe nach Hause), ist das angeforderte Buch nicht mehr dasselbe wie das im Magazin. Dort war es Teil eines abstrakten, der Idee nach universalen und da-

19 Vgl. Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 190, zur Charakterisierung des EDV-Einsatzes in Bibliotheken als deren Postmoderne.

20 *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE* (F 1956, R: Alain Resnais, 21 Min.), Timecode: 09:40–13:10.

21 Ebd., Timecodes: 06:34 und 11:17.

22 André Leroi-Gourhan: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst [1964/65]. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1980, S. 329.

durch gleichgültigen Gedächtnisses, gleich gültig für all seine Schätze, schlicht sie bewahrend und rubrizierend – »Stell dir Ordnung vor.«²³ Beim Leser angekommen, ist dasselbe Buch jedoch mit einem Mal ein bevorzugtes Buch, erwählt vor allen anderen, unentbehrlich (und sei es nur bis zu dem Augenblick oder der Autopsie, der oder die es denn doch als überflüssig entlarvt), und das für jeden einzelnen, für all die vielen verschiedenen Leser, deren gemeinsame Emsigkeit, wie der Film sie in seinen Schlussbildern vom berühmten Lesesaal der alten Bibliothèque Nationale dokumentiert, diesen zu einem utopischen Ausblick (ver)führt. All diese ABC-Meisen, sagt die *Voice over*, ließen eine Zukunft erahnen, in der »alle Rätsel gelöst« sein würden. Eine Zeit, die uns »die Schlüssel zu diesem und anderen Universen« bringt, indem all diese Leser an Fragmenten des universalen Gedächtnisses sitzen, welche Fragmente zusammen am Ende ein einziges Geheimnis aufzudecken bestimmt sind, das Geheimnis nämlich mit der schönen Bezeichnung: »das Glück«.²⁴

Resnais, mit anderen Worten, demonstriert die Bibliothek als genau den »Raum des Wissens«, den Michel Foucault (1926–1984) kurz darauf als jenen »Raum der Imagination« identifizierte, wie ihn das 19. Jahrhundert für sich entdeckte – in einer »Stärke«, schreibt Foucault, die »die vorherigen Jahrhunderte noch nicht einmal geahnt haben dürften«. Als Monument, das andere »Monument[e] akribischer Wissenschaft« ermöglicht, basierend auf »gelehrter Akribie«, auf einer schier unendlichen »Geduld des Wissens«, auf einem »gelehrte[n] Eifer«, der seine Früchte trägt »in der lärmgedämpften Bibliothek mit ihren Büchersäulen, ihren aufgereihten Titeln und ihren Regalen, die sie von allen Seiten einschließen, auf der anderen Seite jedoch auf unmögliche Welten hin öffnen«.²⁵

Aber öffnen sie damit auch auf das Glück als die Frucht der Früchte hin? Das Wissen, notierte Foucault auch, »ist nicht dazu bestimmt, uns zu trösten: es enttäuscht, beunruhigt, schneidet, verletzt«.²⁶ Das Glück, so provozierte schon Friedrich Nietzsche (1844–1900), läge, wenn schon, eher im Gegenteil: im Vergessen.²⁷ Nicht zufällig gibt es daher genauso wie die erschlagenden Phantasmagorien einer totalen Bibliothek die heiteren Gegenutopien der Bibliothek als

23 Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 464.

24 *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE* (F 1956, R: Alain Resnais, 21 Min.), Timecode: 20:16–Filmende.

25 Michel Foucault: Un »fantastique« de bibliothèque (Nachwort zu Gustave Flaubert: *Die Versuchung des Heiligen Antonius*). In: Ders.: *Dits et Ecrits*. Schriften. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001–2005. Bd. I, S. 397–433, hier S. 400–403.

26 Michel Foucault: *Wachsen und vermehren*. In: Ders.: *Dits et Ecrits* (Anm. 25), Bd. II, S. 123–128, hier S. 123.

27 Vgl. Kittler: *Vergessen* (Anm. 2), S. 195.

eines verwunschenen Orts des scheiternden Zugriffs. Hier die Bibliothek, die alles Wissen der Welt bereithält, da die Bibliothek, die nichts herausgibt.

3. Die totale Bibliothek

Bevor Jorge Luis Borges (1899–1986) *Die Bibliothek von Babel* (datiert auf 1941) als eine seiner *Ficciones* (1944) veröffentlichte, bekannte er erstens ebendort, im ein paar Dutzend Seiten vorangehenden Vorwort, »nicht der erste Verfasser [dieser] Erzählung«²⁸ zu sein, wie man Heft 59 der Zeitschrift *Sur* (1939) entnehmen könne, worin nämlich zweitens bereits ein Essay über *Die Totale Bibliothek* zu finden sei und in der Tat zu finden ist: seinerseits von ihm selbst verfasst (was Borges an jener Stelle nur ironisch verschweigt), aber eben seine Vordenker betreffend. Früher schon hatte man also festgestellt, »daß sämtliche Bücher, wie verschieden sie auch sein mögen, aus den gleichen Elementen bestehen: dem Spatium, dem Punkt, dem Komma, den zweiundzwanzig Lettern des Alphabets«.²⁹ Eine Bibliothek wäre demnach *die* Bibliothek, oder *die* Bibliothek wäre so schlicht wie ergreifend *total*, wenn gälte:

daß ihre Regale alle irgend möglichen Kombinationen der zwanzig und soviel orthographischen Zeichen (deren Zahl, wenn auch außerordentlich groß, nicht unendlich ist) verzeichnen, mithin alles, was sich irgend ausdrücken läßt: in sämtlichen Sprachen. Alles: die bis ins einzelne gehende Geschichte der Zukunft, die Autobiographien der Erzengel, den getreuen Katalog der Bibliothek, Tausende und Abertausende falscher Kataloge, den Nachweis ihrer Falschheit, den Nachweis der Falschheit des echten Katalogs, das gnostische Evangelium des Basilides, den Kommentar zu diesem Evangelium, den Kommentar zum Kommentar dieses Evangeliums, die wahrheitsgetreue Darstellung deines Todes, die Übertragung jeden Buches in sämtliche Sprachen, die Interpolationen jeden Buches in allen Büchern, der Traktat, den Beda hätte schreiben können (und nicht schrieb), über die Mythologie der Sachsen, die verlorenen Bücher des Tacitus.³⁰

Es ist, leuchtet unmittelbar ein, »ein überwältigendes Glücksgefühl«, das eine solche Bibliothek oder diese eine totale Bibliothek bescheren müsste. Sie ganz gewiss würde der Resnaisschen Verheißung gerecht: Es gäbe »kein persönliches,

28 Jorge Luis Borges: Gesammelte Werke. Bd. 3/I: Erzählungen 1935–1944. München, Wien: Hanser 1981, S. 91.

29 Jorge Luis Borges: Die Bibliothek von Babel. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 3/I: Erzählungen 1935–1944. München, Wien: Hanser 1981, S. 145–154, hier S. 149; Übersetzungsfehler (»Raum« statt »Spatium«) korrigiert.

30 Ebd., S. 149.

kein Weltproblem, dessen beredte Lösung nicht existierte«; es eröffneten sich die »schrankenlosen Dimensionen der Hoffnung«.³¹

Aber der Essay über *Die Totale Bibliothek* beansprucht für sich (wie damit die *Bibliothek von Babel*) zugleich, eines der Ungeheuer (nach)gezeichnet zu haben, wie nicht bloß die schlafende Vernunft, sondern zumal auch der wache Geist sie gebiert:

Eine der Gepflogenheiten des Geistes ist das Aushecken schrecklicher Vorstellungen. Der Geist hat die Hölle erfunden, die Prädestination zur Hölle, er hat die platonischen Ideen erdacht, die Chimäre, die Sphinx, abnorme transfinite Zahlen (deren Teile nicht kleiner sind als das Ganze), Masken, Spiegel, Opern, die monströse Dreifaltigkeit: der Vater, der Sohn und der Geist, unlösbar vereint in einem einzigen Organismus ... Ich habe versucht, dem Vergessen ein minderes Grauen zu entreißen: die weitläufige, widersprüchliche Bibliothek, deren vertikale Einöden aus Büchern unaufhörlich Gefahr laufen, sich in andere zu verwandeln, die alles bestätigen, leugnen und verwirren wie eine wahnsinnige Gottheit.³²

Dem Glück und der Zuversicht angesichts der totalen Bibliothek müssten nämlich bald genug Verzagtheit und Elend folgen. Wenn oder weil die Bibliothek von Babel *alle irgend möglichen Kombinationen* aus Buchstaben und Satzzeichen enthielte, das Spatium inbegriffen, enthielte sie auch »Meilen sinnloser Kakophonien, sprachlichen Plunders, zusammenhanglosen Zeugs«.³³ Das ist die eine Enttäuschung (oder, für Nihilisten wie Anarchisten, Bestätigung). Vor allem aber wären all die wertvollen Bände der Bibliothek nicht nur umgeben von all dem bloßen, litteralen Rauschen, sondern auch je für sich nicht gezielt auffindbar. Das ist die andere ernüchternde Einsicht, um nicht zu sagen, das von dieser Bibliothek heraufgebrachte Leid: »Die Gewißheit, daß irgendein Regal [...] kostbare Bücher barg, daß aber diese Bücher unzugänglich waren, erschien nahezu unerträglich«,³⁴ berichtet Borges' Bibliothekar.

Denn, wie ein anderer Verfasser derselben Geschichte bereits über *Die Universalbibliothek* (so die von ihm gewählte Bezeichnung) ausphantasierte: Diese Bibliothek wäre mit Notwendigkeit vollkommen dysfunktional. Sie enthielte zwar »auch ihren eigenen Katalog«, aber neben diesem auch lauter irrige Kataloge mit »alle[n] möglichen falschen Titel[n] und Signaturen darin«³⁵ (und

31 Ebd.

32 Jorge Luis Borges: *Die Totale Bibliothek*. In: Ders.: *Eine neue Widerlegung der Zeit und 66 andere Essays*. Frankfurt/Main: Eichborn 2003, S. 165–169, hier S. 168f.

33 Borges: *Die Bibliothek von Babel* (Anm. 29), S. 147.

34 Ebd., S. 150.

35 Kurd Laßwitz: *Die Universalbibliothek* [1904]. In: Ders.: *Nie und Immer*. Hg. von Dieter von Reeken. Lüneburg: Dieter von Reeken 2009 (= Kollektion Laßwitz I/6), S. 230–238, hier S. 233. – Falsche Titel, um genau zu sein, kann es freilich in dieser exhaustiv kombinatorisch gedachten Bibliothek gar nicht geben.

dazu noch, wie Borges im zitierten Passus ergänzte, all die Traktate, die diese für richtig, jenen für falsch erklären). Hinzu kommt der Faktor Zeit. Selbst wenn man wüsste, welches Buch wo zu finden ist (so niemand es verstellt hat), es könnten leicht Jahre vergehen, um es zu holen. So unermesslich groß, wie die Universalbibliothek wäre, würde auch ein mit Lichtgeschwindigkeit umherirender Bibliothekar wenig verrichten können: »Man kann sich die Zahl der Jahre, die das Licht braucht, an der Bibliothek entlang zu laufen, ebenso wenig vorstellen, wie die Zahl der Bände selbst.«³⁶

4. Die verschwundene Bibliothek

So erweist sich die Bibliothek, die alles Wissen der Welt bereithält, die totale Bibliothek, am Ende als dieselbe, die nichts (gezielt) herausgibt, die Verweigerungsbibliothek. Wie man das Ideal einer funktionierenden Bibliothek vielleicht am besten aus dem »Negativmodell« all ihrer denkbaren Dysfunktionalitäten herleiten kann, korrespondiert dem Topos der Bücher in Allpräsenz der inverse Topos des allenthalben entzogenen Buchs, also eben der Bibliotheken, deren Zweck es sei, »das Lesen *nicht* zu ermöglichen, die Bücher unter Verschluss zu halten, sie zu verbergen.«³⁷ Zwar, sagt dieser andere Topos, sei die Bibliothek im Prinzip verpflichtet, »das Nachschlagen in jenen Büchern zu gestatten, die ihr Eigentum sind, ihr Ruhm, ihre Mitgift und ihr Schatz, und die sie in der düsteren Stille der Magazine unaufhörlich liebkost, betrachtet und bewundert«. Dessen ungeachtet gelte ihr ganzes Sinnen und Trachten indes »Verteidigungsstrategien«, die es ermöglichen sollen, die Bücher *nicht* herausgeben zu müssen, um sie vielmehr vor den »entwürdigenden Blicken« aller »Unwissenden« zu bewahren, von denen sich ohnehin nur argwöhnen ließe, »daß es ihre geheime Absicht sei, sie zu besudeln, zu zerfetzen, zu verkratzen, zu beschädigen oder ganz einfach zu stehlen.«³⁸

Auch die Verweigerungsbibliothek stellt auf ihre – spiegelbildliche – Weise aber den Zugang zu ihren Schätzen als das Herz der bibliothekarischen Finsternis heraus. Soweit es um Präsenzbestände alias Freihandmagazine geht, besteht das Glück, das eine Bibliothek entweder bietet oder verweigert, zum einen im Warburg-Prinzip, dass die bedeutendere Lektüre häufig genug neben dem gezielt aufgesuchten Band zu finden ist, oder zum anderen schlicht in der »Möglichkeit zur Entdeckung von Büchern, deren Existenz wir gar nicht ver-

36 Ebd., S. 236.

37 Umberto Eco: Die Bibliothek. München: Hanser 1987. S. 12 und 15; hier dann im weiteren »das Modell einer schlechten Bibliothek in 19 Punkten« von 1) »Die Kataloge [...]« bis 19) »Zugang zu den Bücherregalen«.

38 Jacques Roubaud: Die schöne Hortense. München: Hanser 1989, S. 107f.

mutet hatten«. ³⁹ Aber vor ihren Beständen insgesamt, ob freihändig aufgestellt oder streng magaziniert, steht der Zugriff bei jeder größeren, also ›richtigen‹ Bibliothek im Zentrum. Das gewünschte Buch zu finden, erst im Katalog, dann am angegebenen Standort (ob selbst oder durch Bibliotheksbedienstete), ist, mediologisch gesehen, die Bibliothek. Und es ist trotzdem oder deshalb zugleich das Moment, das nach der totalen und der sich verweigernden Bibliothek das dritte Extrem heraufgebracht hat: die verschwundene Bibliothek.

Schon Resnais inszeniert in eins mit der Feier der Bibliothek, die sein Film vordergründig darstellt, deren ironische Destruktion. Nicht genug damit, dass er gleich zu Beginn die Bibliothek als Festung und Gefängnis bezeichnet (und einmal das Buch, dessen Schicksal er so ausführlich verfolgt, buchstäblich hinter Gittern zeigt), ⁴⁰ mehr noch ist ein weiteres seiner durchgehenden Themen, dass die Bibliothèque Nationale noch viele andere Schätze als allein Bücher hegt und pflegt. Auch Karten, Münzen, Photographien sind Teil ihrer Sammlungen. Die *Voice over*, also die Ton-Spur des Films, preist dabei den Fortschritt durch das unaufhörliche Wachstum der Bestände – bis hin zu jener Kulmination im Schlusswort, das nicht weniger als das Glück verheißt. Seine Bild-Spur jedoch ironisiert oder dekonstruiert ebendieses Glücksversprechen wie das Versprechen unendlicher Anreicherung. »Wer weiß, was morgen unsere Zivilisation am sinnfälligsten bezeugen wird?« fragt der off-Kommentar als Begründung dafür, dass die Bibliothek nicht nur dem Ideal nach jedwedes Buch, sondern unterschiedslos *alles*, auch Manuskripte, auch Photographien etc. aufzubewahren hat. Und wenn der Film an späterer Stelle einige der kostbarsten Kostbarkeiten der Bibliothèque Nationale Revue passieren lässt, lautet die Frage ähnlich: Welcher dieser Schätze mag der wertvollste sein? ⁴¹ Unterschiedslos werden hierzu aber etwa Sebastiano Cabotos (um 1476–1557) *mappa mundi* (nur in einem einzigen Exemplar erhalten, welches eben die Bibliothèque Nationale ihr eigen nennt), das Manuskript der *Pensées* von Blaise Pascal (1623–1662) wie das *pulp fiction*-Beispiel gewisser *Harry Dickson*-Memoiren gezeigt, ganz wie zur ersten der beiden genannten Fragen eine Comic-Sammlung ins Bild gerückt wird, in der die französische Ausgabe von *Mandrake the Magician* (Episode: *Guerre dans le monde a X dimensions*) und *Dick Tracy* zu erkennen sind.

Nun sind zwar Comics als printmediale Objekte durchaus bibliothekskonform (wenn auch ihre ostentative Wertschätzung in den 1950er Jahren noch ein Angriff auf das kulturkonservative Wertesystem gewesen sein mag). Dennoch setzt ihr Gebrauch im gegebenen Kontext ein Signal. Als Film über die Bibliothek ist *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE* zugleich ein Film gegen die Bibliothek, indem

39 Eco: Die Bibliothek (Anm. 37), S. 24.

40 *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE* (F 1956, R: Alain Resnais, 21 Min.), Timcode: 10:34.

41 Ebd., Timecodes: 08:50 ff. und 13:36 ff.

seine Botschaft heißt: Selbstverständlich wir, die Bilder, oder ich, dieser Film, bezeugen unsere Zeit am sinn- oder jedenfalls augenfälligsten. Weniger Bibliotheken als vielmehr Cinema- oder allgemein Mediatheken sind oder wären das adäquate Gedächtnis der Welt – jener Zeit.

Denn erstens war die Liebe zum Comic der Katalysator für Resnais' eigenen Zugang zum Film, seinen Einstieg in die Laufbahn als Filmemacher.⁴² Und zweitens ist da der Anfang des Films. Die ersten Minuten sind nahezu ausschließlich Bewegung, und zwar nicht der gezeigten Dinge, sondern der Kamera. Weil die Stapel von Drucksachen, die anfangs zu sehen sind, dann die Reihen gebundener Bücher, die Regalwände, das Bibliotheksgebäude allesamt starr sind, machen nur diese Kamerafahrten den Film zum *motion picture*, also Film, im Unterschied zu einer bloßen Abfolge von *stills*. Zudem beginnt die Bild-Spur mit Aufnahmen der Aufnahmetechnik, der sich ebendiese Bild- wie die Tonspur verdanken. So zeigt der Film die Bibliothek wie im Studio, oder gleichsam die Bibliothek auf dem Set, oder jedenfalls *zuerst* sich, *dann* seinen Gegenstand. Damit aber noch nicht genug, hat es im Weiteren aber sogar noch mit diesem Gegenstand seine eigene Bewandnis. Ausgerechnet »Mars par Jeannine Garane aux éditions du seuil (Collection Petite planète, 25)«, dieses seinen ganzen Weg von der Poststelle bis ins Magazin filmisch begleitete Buch, ist nämlich ein *fake*. Den Verlag und die Buchreihe gab es (letztere 1954–1981, begründet von niemand anderem als Chris Marker, 1921–2012). Den speziellen Titel gab und gibt es jedoch gerade nicht. Frei nach Jacques Lacan (1901–1981) gilt hier also: *Le livre n'existe pas!*

So bewahrt *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE* einerseits das Andenken an die Bibliothek und derealisiert in gewisser Weise ihr Kernelement. Der Film artikuliert damit zugleich den immer weiter wachsenden Schatz sich vermehrenden Wissens, den Fortschritt, *und* die Einbrüche im Wissen, die Konkurrenz der Medien um das Wissen. Diese hat erst andere als schriftliche und printmediale (»buchartige«) Datenträger zu zusätzlichen Sammelgebieten der immer noch so genannten Bibliotheken werden lassen,⁴³ um sodann ihre Auflösung zu betreiben, wie sie im Videokunst-»Remake« gleichen Titels ins Bild gesetzt wird. Mit anderem als mit Büchern gefüllte Magazine sind hier schon gar nicht mehr das Thema, sondern die Regale sind schlicht und ergreifend leer:⁴⁴ Ende der Bibliothek.

42 Vgl. unlängst das arte-Feature: »HARRY DICKSON« VON ALAIN RESNAIS (<http://www.arte.tv/de/harry-dickson-von-alain-resnais/3482046,CmC=7822184.html>, Zugriff: 12. 06. 2014).

43 Wobei um der historischen Genauigkeit willen anzumerken ist, dass die Vielfalt der Sammlungen, wie Resnais' Film sie für die BN dokumentiert, sich weniger schon der Medienmoderne verdankt, als vielmehr zurückgeht auf den »Zeitgeschmack« des (späten) Barock; s. Vorstius/Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 43.

44 *TOUTE LA MÉMOIRE DU MONDE – ALLES WISSEN DIESER WELT* (D 2006, R: Nina Fischer &

5. Inherent Vice

Dieses Ende wird auf sich warten lassen, und ist doch auch schon Realität. Es war »nur« eine Schulbibliothek, aber immerhin eine echte Bibliothek, von der und über die im September 2009 gemeldet wurde, dass sie ihre Bücher gegen E-Book-Reader, Computer und Internetzugänge vertauscht, wodurch sie zu dem Kommentar herausforderte:

Eine Bibliothek ohne Bücher wäre vor gerade mal zwanzig Jahren undenkbar gewesen; heute scheint eine solche Nachricht beinahe überfällig zu sein. In den letzten Jahren habe ich eine große Anzahl von Bibliotheken besucht. Jedes Mal sah ich mehr Leute auf Computerbildschirme starren als durch Bücher blättern. Die wichtigste Rolle, die Bibliotheken heute spielen, scheint sich bereits vom Zugänglichmachen gedruckter Werke zur Zugangsverschaffung zum Internet gewandelt zu haben.⁴⁵

Dieser mithin schon als vollzogen erahnte Wandel resultiert aus der Konfluenz beider bereits genannter Entwicklungslinien.

Da ist zum einen die Ergänzung der Buchbestände um andere Datenträger, seien es VHS-Bänder für das Film-Gedächtnis, sei es die Compact Disk (CD) für Digitalisate aller Art, oder sei es die VHS wie CD ablösende Digital Versatile Disk (DVD). Vom Hort der »Bücherschätze« verwandelte sich die Bibliothek hierdurch in einen Ort der Sammlung von »Medieneinheiten«.⁴⁶ Dabei wurden durch CD wie DVD bereits die Bücher ersetzt und damit aufgelöst. Älteren Datums ist die, auch von Resnais in seinen Film integrierte, Mikroverfilmung von Bandkatalogen und Zeitungsbeständen. Auch der Mikrofilm (Mikrofiche genannt, wenn es sich um Mikroplanfilm handelte) ist ein anderer Datenträger als das Buch. Zugleich war er es, der zum ersten Mal die Vision einer die Bibliothek ersetzenden je privaten Arbeitsumgebung nährte: Vannevar Bushs (1890–1974) berühmte Vision eines »Memory Extender« oder »Memex«, die 1945 die personalisierten Archive eines »future device for individual use, which is a sort of mechanized private file and library«⁴⁷ entwarf, und das eben noch

Maroan el Sani, 7 Min.). Vgl. Ronald Hirte: Der (Nach-)Geschmack des Raumes. In: Schnitt. Das Filmmagazin 42/2006, S. 18–21, hier S. 19. Wiedermum der Genauigkeit halber sei ergänzt: Die hier gezeigte Leere der (alten) BN verdankt sich historisch-empirisch schlicht deren Umzug (in die neue BN), und Thema des Videos ist laut Selbstausage der Video-Macher (http://www.fischerelsani.net/texts/toute_text.html, Zugriff: 14.06.2014) auch nicht eine mediale Verschiebung und Transformation des Wissens, sondern dessen Verlust (was freilich als eine These über die besagte Verschiebung aufgefasst werden könnte).

45 Nicholas Carr: Die Bibliothek ohne Bücher. In: Wie hat das Internet Ihr Denken verändert? Hg. von John Brockman. Frankfurt/Main: Fischer 2011, S. 32–35, hier S. 32f. Vgl. David Abel: Welcome to the library. Say Goodbye to the books. Cushing Academy embraces a digital future. In: The Boston Globe, 04.09.2009.

46 Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 198.

47 Vannevar Bush: As We May Think [1945]. In: From Memex to Hypertext: Vannevar Bush and

ganz auf der Basis der alten (analogen) Medien Stift, Papier (und/oder Papierersatz), Photographie und Film. Erst zwanzig Jahre später, 1965, zog eine Revision derselben Idee die Möglichkeit elektronisch-digitaler Datenverarbeitung in Betracht.⁴⁸

Zum anderen ist da aber eben diese zweite Entwicklungslinie der EDV. Weil Bushs »Memex« der Entwurf eines, wie man dergleichen inzwischen nennt, hypertextuellen Informationssystems war, »fil[ing] material by association«,⁴⁹ wurde er im Nachhinein zu einer Art Vorstufe späterer Web-Entwicklungen (v)erklärt, in denen die Bibliothek zu verschwinden bestimmt scheint. »Das Web sind die alten Medien[einheiten], die in das neue Medium [Internet] eingegliedert sind.«⁵⁰ Den Auftakt in der »Anwendung der EDV zu Bibliothekszwecken«⁵¹ aber machten die Kataloge und nicht irgendwelche prototypischen Netz-Ideen – abgesehen von den *Local Area Network*-Vorstellungen jeder Bibliothek für sich, und abgesehen davon, dass die Text- und Bücherwelt *eo ipso* ein Netz oder Gewebe darstellt, weshalb sie eben so nahezu widerstandslos von »dem Netz« heutiger Tage aufgesogen werden kann.

Die Kataloge also, siehe obiges Beispiel der Österreichischen Nationalbibliothek, wurden vorab elektrifiziert, verbunden mit der Hoffnung, dadurch dem Kernproblem, im »unendlichen Bücherschatz immer das richtige Buch zu finden«,⁵² sowohl beschleunigend als auch sonst erleichternd beizukommen. Diese Anstrengungen dauerten Jahre. Parallel zu ihnen konnten deshalb zum einen solche anderen Medieneinheiten wie Digitalisate nicht nur von Literaturangaben, sondern der Literatur selber auf CD-ROM Einzug in die Bibliotheksbestände halten: erstes Anzeichen ihrer Umspeicherung von der Physik papierener in die Physik elektronisch lesbarer Datenspeicher. Zum anderen hatte die Digitalisierung mit den Katalogen am »Allerheiligsten der Bibliothek«⁵³ angesetzt. Sie hatte also – zweites Anzeichen – durchaus mit deren Zersetzung

the Mind's Machine. Hg. von James M. Nyce und Paul Kahn. Boston u. a.: Academic Press 1991, S. 85–110, hier S. 102.

48 Vannevar Bush: Memex revisited [1965/67]. In: From Memex to Hypertext (Anm. 47), S. 197–216; s. z. B. S. 201 die Erwähnung der »ingenious elements of electric and magnetic circuits« und weitere Andeutungen nähnlicher Art wie den Hinweis auf den Magnetkernspeicher, S. 208.

49 Bush: As We May Think (Anm. 47), S. 87; s.a. S. 101 und 103. Zur Umbenennung der »new types of documents« in »hypertexts« und ihrer Überführung in den Zusammenhang eines »library network of digital feeder machines« (also des gerade entstehenden Internet) s. dann Theodor H. Nelson: As We Will Think [1972]. In: From Memex to Hypertext (Anm. 47), S. 245–260, hier S. 245 und 249.

50 Danny Hillis, zit. nach dem Vorwort zu: Brockman: Wie hat das Internet Ihr Denken verändert? (Anm. 45), S. 24.

51 Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 191.

52 Musil: Der Mann ohne Eigenschaften (Anm. 23), S. 461.

53 Ebd.

von innen heraus schon begonnen, wie sie dabei doch noch das Grundprinzip ihres Bestands wahrte: »Die ›Information‹ jedoch, die man an einer Bibliothek erhält, ist nichts weiter als die Auskunft über den Standort eines Buches in den Regalen«⁵⁴ – wenn es denn gut läuft.

Genau dies jedoch sollte sich mit dem Siegeszug zuerst des Internet, dann des World Wide Web (WWW) noch einmal grundstürzend ändern. Die wachsende Menge an Volltext-Digitalisaten im Netz hat die Bühne, auf der sich Wissensaneignung ereignet, gänzlich umstrukturiert – nicht ohne die Ironie, das utopisch-dystopische Ideal der allumfassenden Bibliothek erneut an die Wand zu malen:

Seit der Antike plagte die Menschen im Abendland der Widerspruch zwischen dem Traum von einer universalen Bibliothek, in der alle jemals geschriebenen Texte und veröffentlichten Bücher versammelt sein sollten, und der zwangsläufig enttäuschenden Wirklichkeit der tatsächlich existierenden Bibliotheken [...]. Das Abendland hat dieser Sehnsucht nach der unmöglichen, aber begehrten Vollständigkeit durch zwei exemplarische Mythen Ausdruck verliehen: die Bibliotheken von Alexandria und Babel. Die Elektronik [...] macht den alten Traum vorstellbar, verheißt ihn neu. Von seinen materiellen Bindungen und ehemaligen Ortsbeschränkungen losgelöst, vermag der Text in seiner elektronischen Darstellung theoretisch jeden beliebigen Ort und Leser zu erreichen. Vorausgesetzt, alle existierenden handgeschriebenen oder gedruckten Texte wären in elektronische Texte umgewandelt, würde die universelle Verfügbarkeit des Schriftbestandes möglich. Jeder Leser wird, gleich wo er sich befindet, jeden beliebigen Text [...] einsehen, lesen, studieren können, wenn er nur zu einem Leseplatz mit Anschluß an das Netz Zugang hat, das die Verteilung der elektronisch aufbereiteten Dokumente gewährleistet.⁵⁵

Darum können sogenannte Bibliotheken heutzutage ihre Bücherschätze kurzerhand wegräumen. Schon parallel zur Errichtung des Internet war das Buch in seiner Rückständigkeit gegenüber den Möglichkeiten elektronischer Informationsverarbeitung als ein »Engpaß menschlicher Kommunikation« bezeichnet und mit diesem Argument prognostiziert worden, dass der Bibliotheksbenutzer der Zukunft »nicht mehr fragt ›Wo ist die Antwort ...?‹, sondern ›Wie lautet die Antwort ...?‹«.⁵⁶ Seit immer mehr ganze Bibliotheken ›dem Netz‹ in die Falle gehen, werden weder die Standorte der Bücher noch diese selber, sondern gleich die erhoffte Auskunft gesucht. Eine Mediologie der Bibliothek aber kommt damit an ihr Ende. Vor reinem Bildschirmtext (auch wenn nicht BTX, sondern

54 Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte (Anm. 5), S. 198.

55 Guglielmo Cavallo, Roger Chartier: Einleitung. In: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Hg. von Guglielmo Cavallo und Roger Chartier. Frankfurt/Main, New York, Paris: Campus 1999, S. 9–57, hier S. 47.

56 Heinz von Foerster: Bibliothekare und Technik: eine Mesalliance? [1971]. In: Ders.: Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie. Braunschweig, Wiesbaden: Friedr. Vieweg & Sohn 1985, S. 43–62, hier S. 62 und 44.

das Internet und WWW die Zukunft geworden sind) ist nur noch festzustellen:
Keine Bibliothek, nirgends.

Wolfgang Adam

Bibliotheksforschung als literaturwissenschaftliche Disziplin

In Memoriam Paul Raabe

Abstract

Eine Büchersammlung, die den Namen Bibliothek verdient, ist immer mehr als eine zufällige Ansammlung von Büchern. Geboten wird in dem Beitrag eine Übersicht über die verschiedenen Formen der Überlieferung historischer Buchbestände. Neben noch existierenden Sammlungen am Originalstandort oder als Deposita in großen Speicher-Institutionen gibt es nur über Kataloge oder Inventare dokumentierte Bibliotheken; eine wichtige Quelle für die Bibliotheksgeschichte und Literaturwissenschaft bilden ab dem 17. Jahrhundert Versteigerungskataloge. Am Beispiel der Bibliothek von Michel de Montaigne kann gezeigt werden, welches Erkenntnispotential der reflektierte Einsatz der Analyseinstrumentarien der Bibliotheksforschung und der Literaturwissenschaft für die geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung bietet.

A book collection that deserves the name library is always more than a random accumulation of books. The article surveys the different ways in which historic book collections can be passed on through the centuries. In addition to collection still existing at their sites of origin or as deposits in great repository institutions there are libraries that are documented only by catalogues or inventories. Since the 17th century auction catalogues have been an important source for library history and literary studies. The example of Michel de Montaigne's library shows the cognitive potential for basic research in the humanities which can be obtained from the application of the analytical instruments of library science and literary studies.

Keywords

Bibliotheksforschung – Literaturwissenschaft – Kataloge – Inventare – Auktionskataloge – Michel de Montaigne

Library science – literary studies – catalogues – inventories – auction catalogues – Michel de Montaigne

Gegenstand der Literaturwissenschaft sind Texte, die in der Regel in handschriftlicher oder gedruckter Form vorliegen und in Bibliotheken gesammelt sind. Bibliotheken bilden neben Archiven und Museen exponierte Speicher des kulturellen Gedächtnisses einer Gesellschaft.¹ Die Bibliotheksforschung untersucht die Geschichte solcher Bücherspeicher, sie beschreibt die Entstehung der Sammlungen, präzisiert die thematischen Schwerpunkte und analysiert die Prinzipien der Ordnung. Der Fokus der Literaturwissenschaft liegt auf den einzelnen Objekten der Sammlung und dem Kontext ihrer Überlieferung. Der Philologe versucht, die Herkunft und Autorschaft eines Manuskripts oder Buches zu klären, er kommentiert und deutet über das Verfahren des Vergleichs mit anderen literarischen Zeugnissen die spezifischen Wertvorstellungen und ästhetischen Qualitäten, welche durch einen bestimmten Text vermittelt werden. Neben der Produktion und der Interpretation finden seit Jahrzehnten die Distribution und Wirkungsgeschichte eines literarischen Werks große Beachtung in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Die historische Leserforschung untersucht mit Hilfe noch bestehender Büchersammlungen über handschriftliche Eintragungen und Notate in den einzelnen Exemplaren das Lektüerverhalten vergangener Epochen.² Historische Buchbestände aus unterschiedlichen Schichten und Kommunikationsräumen fungieren als unentbehrliches Quellenmaterial für sozial- und mentalitätsgeschichtlich orientierte Recherchen. Eine Literaturwissenschaft, die kulturgeschichtliche Aspekte in ihre Fragestellung einbezieht und nach den materiellen Voraussetzungen für die Produktion und Rezeption eines poetischen Werkes fragt, wird immer wieder zurückgeführt werden auf die konkrete Form der Überlieferung eines Textes. Das komplexe Forschungsfeld der Kanonierungsprozesse von Texten kann seriös nur analysiert werden mit Blick auf eine »Literaturgeschichte des Gelesenen«, wie sie Paul

-
- 1 Neben den grundlegenden Studien von Maurice Halbwachs und Aleida und Jan Assmann (Maurice Halbwachs: *Les cadres sociaux de la mémoire*. Paris: Alcan 1935; Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck 1992; Aleida und Jan Assmann: *Das Gestern in Heute. Medien und soziales Gedächtnis*. In: *Studienbrief zur Studieneinheit 11 des Funkkollegs Medien und Kommunikation*. Weinheim: Beltz 1991, S. 41–82), sei auf folgende Spezialuntersuchungen verwiesen: Günther Stocker: *Schrift, Wissen und Gedächtnis. Das Motiv der Bibliothek als Spiegel des Medienwandels im 20. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen und Neumann 1997 (= *Epistemata* 210); *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive*. Hg. von Moritz Csáky und Peter Stachel. Teil I: *Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust*. Wien: Passagen 2000; *Bibliothek als Archiv*. Hg. von Hans-Erich Bödeker und Anne Saada. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007 (= *Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte* 21); Tanja Heber: *Die Bibliothek als Speichersystem des kulturellen Gedächtnisses*. Marburg: Tectum 2009.
- 2 Georg Jäger: *Historische Lese(r)forschung*. In: *Die Erforschung der Buch- und Bibliotheksgeschichte in Deutschland*. Festschrift Paul Raabe. Hg. von Werner Arnold, Wolfgang Dittrich und Bernhard Zeller. Wiesbaden: Harrassowitz 1987, S. 485–507.

Raabe vor mehr als dreißig Jahren zu Recht gefordert hat.³ Eine schier erschöpfliche Fundgrube für die literaturwissenschaftliche Forschung bilden die privaten Büchersammlungen einzelner Autoren.⁴ Bibliotheken sind nach Urteil eines Kenners des 18. Jahrhunderts »Vorrathskammern der Seele.«⁵ Ihre Analyse gewährt dem Literarhistoriker intime Einblicke in die Biographie, die sozialen Kontakte, Lektüregewohnheiten und im günstigsten Fall in die Schreibprozesse eines Autors.⁶

Schon dieser Abriss verdeutlicht, dass fundierte, durch Quellen abgesicherte Antworten in zentralen Arbeitsfeldern der Literaturwissenschaft nur möglich sind über Einbeziehung der Ergebnisse der bibliotheksgeschichtlichen Forschung. Die folgenden Überlegungen versuchen das Erkenntnispotential aufzuzeigen, welches der reflektierte Einsatz der Analyse-Instrumentarien beider Disziplinen für geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung bietet.

In einem ersten Arbeitsschritt sind die signifikanten Merkmale der Bibliothek als kultureller Institution festzuhalten. Dabei werden nicht allein noch heute bestehende Buchbestände auf ihre Relevanz für die Literatur- und Kulturgeschichte befragt, sondern auch in einer Art Quellenkunde nur sekundär überlieferte Büchersammlungen, welche qua Auktions- und Bestandsverzeichnisse sowie Nachlassinventare dokumentiert sind, in die literatur- und kulturhistorische Analyse miteinbezogen. Aus pragmatischen Gründen konzentrieren sich die Ausführungen auf die Makroepoche der Frühen Neuzeit (15. bis 18. Jahrhundert), die entscheidend durch das Aufkommen und die Verbreitung der Print-Medien geprägt wurde. Nach diesem Überblick über den Stellenwert von

3 Paul Raabe: Bibliotheksgeschichte und historische Leserforschung. Anmerkungen zu einem Forschungsthema. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 7 (1982), S. 433–441, hier S. 435.

4 Wolfgang Adam: Privatbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Fortschrittsbericht 1975–1988. In: IASL 15 (1999), S. 123–173; Horst Gronemeyer: Bibliophilie und Privatbibliotheken. In: Die Erforschung der Buch- und Bibliotheksgeschichte in Deutschland (Anm. 2), S. 461–472. Wegweisend noch immer die frühen Studien von Paul Raabe, z. B. Öffentliche und Private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten? Hg. von Paul Raabe. Bremen, Wolfenbüttel: Jacobi 1977 (= Wolfenbütteler Forschungen 2); Bücher und Bibliotheken im 17. Jahrhundert in Deutschland. Hg. von Paul Raabe. Hamburg: Hauswedell 1980 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 6); Paul Raabe: Gelehrtenbibliotheken im Zeitalter der Aufklärung. Paderborn 1987 (= Paderborner Universitätsreden 11).

5 Johann Christoph Stockhausen: Critischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für den Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften. In einigen Sendschreiben an einen Freund. Berlin 1752, Vorrede, unpag.

6 Noch immer unentbehrlich: Roland Folter: Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge. Stuttgart: Eggert 1975 (= Bibliographien des Antiquariats Fritz Eggert 6). Sehr anregend sind die Beiträge in der Nummer 30/31 (2010) der Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Quarto 30/31 (2010): Autorenbibliotheken. Verantwortlich für diese Nummer: Ursula Ruch, Magnus Wieland und Christa Baumberger.

historischen Buchbeständen innerhalb der literaturwissenschaftlichen Forschung werden dann an einem konkreten Beispiel, der Bibliothek von Michel de Montaigne, in exemplarischer Weise Möglichkeiten und Grenzen dargestellt, die sich durch diese Forschungsperspektive ergeben.

I

Eine Büchersammlung, die den Namen Bibliothek verdient, ist immer mehr als eine zufällige Ansammlung von Büchern. Die Position, dass eine Bibliothek über ein autarkes Eigenleben verfüge und mit einem lebendigen Organismus zu vergleichen sei, wird mehrmals und mit Verve in der internationalen Bibliotheksforschung vertreten. Der italienische Kulturhistoriker Umberto Eco hat dieses dynamische Element in einer nur auf den ersten Blick statischen Institution auf die prägnante Formel gebracht: »La biblioteca non è una somma di libri, è un organismo vivente con una vita autonoma«.⁷ William H. Sherman, Experte der Buchkultur der Renaissance, gebraucht die Formulierung der »living library« und spielt damit auf die vielfältigen in einer Bibliothek stattfindenden Interaktionen zwischen Buch und Leser an.⁸ Alain Dierkens spricht in seinem Beitrag *Les humanistes et leur bibliothèque* in ähnlicher Weise von einem »organisme vivant«, wenn er die Bibliotheken der Frühen Neuzeit als Schauplatz konkurrierender Konzepte unterschiedlicher kultureller Modelle bezeichnet.⁹

Meistens entsteht eine bedeutende Bibliothek über einen langen Zeitraum von Jahren und befindet sich in einem permanenten Wandlungsprozess. Im Laufe der Genese können die Bestände erweitert – sie »wachsen« in der von Eco und Dierkens gebrauchten Metaphorik – oder durch Entfernung, Eliminierung, durch Zensur und Zerstörung, verringert, ja im Katastrophenfall auch vernichtet werden. Es genügt hier nur an das Schicksal von berühmten Bibliotheken in Heidelberg, Straßburg oder Hamburg zu erinnern.¹⁰

Über Jahrhunderte hinweg werden durch in Bibliotheken gesammelte Texte die Ausgangspunkte für Kontroversen von epochaler Bedeutung (z. B. konfessionelle und soziale Spannungen, Argumentationsverschiebungen in der Legi-

7 Umberto Eco: *Riflessioni sulla bibliofilia*. Milano: Rovello 2001, S. 25f.

8 William H. Sherman: *A Living Library: The *Bibliotheca Mortlacensis* Revisited*. In: Ders.: *John Dee. The Politics of Reading and Writing in the English Renaissance*. Amherst: University of Massachusetts Press 1995, S. 29–52.

9 Alain Dierkens: *Les humanistes et leur bibliothèque: quelques considérations générales*. In: *Les humanistes et leur bibliothèque. Actes du Colloque international. Bruxelles 26–28 août 1999*. Hg. von Rudolf de Smet. Leuven u. a.: Peeters 2002 (= *Travaux de l'Institut Interuniversitaire pour l'Etude de la Renaissance et de l'Humanisme* 13), S. 259–267.

10 Zu diesem Aspekt insbesondere Klaus Garber: *Das alte Buch im alten Europa. Auf Spurensuche in den Schatzhäusern des alten Kontinents*. München: Fink 2006, S. 185ff.

timation von Herrschaft) dokumentiert.¹¹ Marginalisierte und vergessene Broschüren stehen neben Manifesten, welche die philosophischen und theologischen Leitdiskurse ihrer Zeit geprägt haben. Die »Vox librorum«¹² bewahrt das gefährliche Wissen von Außenseitern und Häretikern ebenso wie die Stimme der intellektuellen Wortführer. Als privilegierter Teil der kulturellen Ordnungsstruktur in gesellschaftlichen Systemen lassen sich an den Beständen einer Bibliothek Veränderungen in eben diesen Strukturen – kontinuierliche Entwicklungen ebenso wie Um- und Abbrüche – ablesen. Man kann eine Bibliothek als ein schier unendliches ideengeschichtliches Reservoir – »uno spazio delle idee«¹³ – betrachten, in dem die Gravitationskräfte kultureller Identität Memoria (Erinnern und Bewahren) und Lethe¹⁴ (Vergessen und Verdrängen) in einem antagonistischen Verhältnis zueinander stehen.

Diese Reservoirs sind seit dem Mittelalter in Alt-Europa häufig verbunden mit kulturellen Zentren – höfischen, urbanen und kirchlichen – einer Region.¹⁵ Die Etablierung solcher Institutionen wird Teil der Legitimationsstrategien von Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Im höfischen Bereich dokumentiert die Anlage von Bibliotheken und Kunstkammern den Machtanspruch einzelner Dynastien.¹⁶ Prachtvolle Ausstattung von Bibliotheksräumen und die Sammlung von Zimelien dienen der Repräsentation geistlicher und weltlicher Fürsten.

Mit gutem Grund sprechen Marc Baratin und Christian Jacob von »le pouvoir

-
- 11 Hierzu grundlegend: Helmut Zedelmaier: *Bibliotheca universalis und bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1992 (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 13). Vgl. auch *Cognition and the book. Typologies of formal organisation of knowledge in the printed book of the early modern period*. Hg. von Karl A. E. Enenkel und Wolfgang Neuber. Leiden: Brill 2005, und Eric Garberson: *Libraries, memory and the space of knowledge*. In: *Journal of the History of Collections* 18 (2006), S. 105–136.
- 12 Zum Ausdruck »Vox librorum«: Das lateinische Zitat des Humanisten Erycius Puteanus »Homines quocumque si taceant, vocem inuenient libri« steht als Inschrift auf einem Kupferstich, der den Wolfenbütteler Herzog August zu Braunschweig-Lüneburg in seiner Bibliothek zeigt. Der Kupferstich von Conrad Buno befindet sich in dem Werk von Martin Gosky: *Divi Augusti Ducis Brunovicenis et Lüneburgensis Vita ...* Frankfurt/Main, Leipzig 1693, eingebunden zwischen Bl. 188 und 189 des Wolfenbütteler Exemplars (HAB: Wa 4° 335).
- 13 So der klug gewählte Titel einer Ausstellung zur Bibliothek Giacomo Leopardis in Recanati 2012/13: *Giacomo Dei Libri. La Biblioteca Leopardi come spazio delle idee*. A cura di Fabiana Cacciapuoti. Milano: Mondadori Electa 2012.
- 14 Harald Weinrich: *Lethe. Kunst des Vergessens*. München: Beck 1997.
- 15 Die Artikel im Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. *Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum*. Hg. von Wolfgang Adam und Siegrid Westphal, 3 Bde., Berlin, Boston: de Gruyter 2012 verzeichnen die Bibliothekssituation an den einzelnen Standorten.
- 16 Zahlreiche Belege in: *Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliothek der Zeit*. Hg. von Jill Bepler und Helga Meise. Wiesbaden: Harrassowitz 2010 (= Wolfenbütteler Forschungen 126).

des bibliothèques« im politischen Machtgefüge der Frühen Neuzeit.¹⁷ Die Reformation bedeutet für die Gründung und den Aufbau von Bibliotheken eine tiefgehende Zäsur. Seit Luthers Programmschrift *An die Burgermeister vnd Radherrn allerley stedte ynn Deutschen landen* (1524) gehört die Anlage von »gutte[n] librareyen odder bücher heuser[n]« zu den Hauptaufgaben einer kommunalen Gemeinschaft.¹⁸ Im konfessionellen Zeitalter werden Bibliotheken als »geistige Rüstkammern« – als Arsenale von Argumenten – gesehen, die Material für die religiöse Auseinandersetzung mit den Gegnern liefern.¹⁹ Neben dieser Sicht der Bibliothek als Instrument in den religiösen Kontroversen, die auf katholischer Seite insbesondere vom Jesuitenorden vertreten wurde, steht das irenische Gegenmodell eines Justus Lipsius, das die Bibliothek des humanistischen Gelehrten als Ort sieht, in dem verschiedene Positionen durch Texte repräsentiert friedlich nebeneinander stehen.²⁰

Die moderne Bibliotheksforschung unterscheidet generell zwischen privatem und öffentlichem Buchbesitz, wobei die Grenzen zwischen beiden Bereichen in der Frühen Neuzeit häufig als fluktuierend zu bezeichnen sind. Unter die nach ihrem juristischen Status öffentlichen Institutionen sind die Typen der Hof-, Universitäts-, Akademie-, Stadt-, Kloster-, Schul-, Leih- und Lesegesellschaftsbibliotheken zu zählen. In Hinsicht des Kommunikationsraumes und der Sammler-Initiative hat sich im Bereich der privaten Bestände eine grobe Differenzierung nach Adels-²¹, Patrizier-²², Bürger-²³, Dichter-²⁴ und vor allem Ge-

17 Le pouvoir des bibliothèques. La mémoire des livres en Occident. Hg. von Marc Baratin und Christian Jacob. Paris: Michel 1996.

18 Martin Luther: *An die Burgermeister vnd Radherrn allerley stedte ynn Deutschen landen*. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, 15. Band. Weimar 1899, S. 27–53, hier S. 49.

19 Gerd Schmidt: *Waffenlärm und Grabesstille. Buch und Bibliothek im Spiegel der Metapher*. In: *Philobiblon* 34 (1990), S. 3–12.

20 Paul Nelles: *Juste Lipse et Alexandrie: les origines antiquaires de l'histoire des bibliothèques*. In: *Le pouvoir des bibliothèques* (Anm. 17), S. 224–242.

21 Unter der großen Zahl von Spezialuntersuchungen seien hier genannt: Eva Pleticha: *Adel und Buch. Studien zur Geisteswelt des fränkischen Adels am Beispiel seiner Bibliotheken vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*. Neustadt a. d. Aisch: Degener 1983 (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, IX, 33); Werner Arnold: *Eine norddeutsche Fürstenbibliothek des frühen 18. Jahrhunderts. Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig-Lüneburg (1671–1735) und seine Büchersammlung*. Göttingen: Göttinger Hochschulschriften-Verlag 1980 (= Arbeiten zur Geschichte des Buchwesens in Niedersachsen 3); Heinke Wunderlich: *Studienjahre des Grafen Salm-Reifferscheidt (1780–1791). Ein Beitrag zur Adelserziehung am Ende des Ancien Régime*. Heidelberg: Winter 1984 (= Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts 8); Renate Schusky: *Die Fürstlich zu Bentheim-Tecklenburgische Bibliothek in Rheda. Repräsentationsbibliothek und Gebrauchsbücherei*. Heidelberg: Winter 1984 (= Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts 9); Wolfgang Adam: *Der Ablenkende. Ein Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und seine Bibliothek in Langenburg*. In: *Bücher und Bibliotheken*

lehrten-Bibliotheken²⁵ eingespielt, die allerdings nicht den wissenschaftstheoretisch begründeten Anspruch einer Bibliothekstypologie erheben kann. Dem Anstoß der Gender-Forschung folgend sind die Büchersammlungen von Frauen

-
- im 17. Jahrhundert in Deutschland (Anm. 4), S. 186–207; Daniel Roche: *Noblesse et culture dans la France du XVIII^e siècle. Les lectures de la Noblesse*. In: *Buch und Sammler. Private und öffentliche Bibliotheken im 18. Jahrhundert*. Hg. von der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert Wuppertal. Heidelberg: Winter 1979 (= *Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts* 3), S. 9–30; Marie-Pierre Dion: *Emmanuel de Croÿ (1718–1784). Itinéraire intellectuel et réussite nobiliaire au siècle des Lumières*. Préface de Daniel Roche. Bruxelles: Éd. de l'Univ. de Bruxelles 1987 (= *Etudes sur le XVIII^e siècle*. Volume hors de série 5).
- 22 Jörg-Ulrich Fechner: Überlegungen zu einem kulturgeschichtlichen Typus der Privatbibliothek von ›Patriziern‹, ›Honoratioren‹ oder Angehörigen des ›Kaufmanns-Adels‹ in Hinblick auf einige Beispiele in Frankfurt am Main um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 11 (1986), S. 33–45; Renate Jürgensen: *Bibliotheca Norica. Patrizier und Gelehrtenbibliotheken in Nürnberg zwischen Mittelalter und Aufklärung*. Wiesbaden: Harrassowitz 2002 (= *Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen* 43); Matthias Bollmeyer: Die Bibliothek des jeverschen Bürgermeisters und Botanikers Georg Heinrich Bernhard Jürgens. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 68 (2013), S. 119–131.
- 23 Erdmann Weyrauch: »Bürger und Bücher«. Informationen über ein Arbeitsvorhaben zur Geschichte des Buchbesitzes im 16./17. Jahrhundert. In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 8 (1981), S. 150–154; Werner Kayser: Senator Johann Arnold Günther. Ein Hamburger Büchersammler im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: *Philobiblon* 24 (1980), S. 176–210; jetzt grundlegend: Norbert Furrer: *Des Burgers Buch. Stadtberner Privatbibliotheken im 18. Jahrhundert*. Zürich: Chronos 2012.
- 24 Stellvertretend neben der Aufstellung von Folter: *Deutsche Dichter und Germanistenbibliotheken* (Anm. 6); Martin Bircher: *Bücher aus dem Besitz von Martin Opitz*. In: *Martin Opitz. Studien zu Werk und Person*. Hg. von Barbara Becker-Cantarino. Amsterdam: Rodopi 1982 (= *Daphnis* 11), S. 689–698; Dieter Lohmeier, Anke-Marie Lohmeier: *Johann Jacob Schwieger. Lebenslauf, Gesellschaftskreis und Bücherbesitz eines Schäferdichters*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 19 (1975), S. 190–198; Manfred von Stosch: *Johann Heinrich Voß und seine Bibliothek*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 21 (1980), Sp. 719–748; Urs B. Leu: *Johann Jakob Bodmers Privatbibliothek*. In: *Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*. Hg. von Anett Lütteken, Barbara Mahlmann-Bauer. Göttingen: Wallstein 2009 (= *Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa* 16), S. 831–844; Barthold Heinrich Brockes (1680–1747) im Spiegel seiner Bibliothek und Bildergalerie. Hg. von Hans-Georg Kemper unter Mitw. von Christine Krotzinger. Wiesbaden: Harrassowitz 1998 (= *Wolfenbütteler Forschungen* 80).
- 25 Daniel Roche: *Un savant et sa bibliothèque au XVIII^e siècle. Les livres de Jean-Jacques Dortous de Mairan, secrétaire perpétuel de l'Académie des Sciences, membre de l'Académie de Béziers*. In: *Dix-huitième siècle* 1 (1969), S. 47–88; *Bibliotheken und Gelehrte im alten Hamburg*. Ausstellung der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg anlässlich ihres 500jährigen Bestehens. Hamburg: Hauswedell 1979; Gerhard Streich: *Die Büchersammlungen Göttinger Professoren im 18. Jahrhundert*. In: *Öffentliche und Private Bibliotheken* (Anm. 4), S. 241–299; Paul Raabe: *Die Bibliotheca Conringiana. Beschreibung einer Gelehrtenbibliothek des 17. Jahrhunderts*. In: *Hermann Conring (1606–1681). Beiträge zu Leben und Werk*. Hg. von Michael Stolleis. Berlin: Duncker & Humblot 1993 (= *Historische Forschungen* 23), S. 413–434; Ralph Häfner: *Die Bedeutung gedruckter Kataloge privater Gelehrtenbibliotheken in Deutschland für die Erforschung der Frühen Neuzeit*. In: *Chloe. Beihefte zum Daphnis* 25,2 (1997), S. 811–816.

in den letzten Jahrzehnten stärker in den Fokus der bibliotheksgeschichtlichen Forschung getreten.²⁶ Potentiell können unabhängig vom Geschlecht die Angehörigen jeder sozialen Schicht Bücher erwerben. Allerdings schränkt die notwendige Teilhabe an ideellen und materiellen Voraussetzungen, wie der Lektürekompetenz und der finanziellen Möglichkeiten für den Bücherkauf, den Kreis der in Frage kommenden Personen sehr ein und hat direkten Einfluss auf die soziale Zusammensetzung der Gruppe von Bibliotheksbesitzern. Auf Grund dieser Konditionen befinden sich private Büchereien im 16. bis 18. Jahrhundert überwiegend im Besitz des Adels, der Geistlichkeit, der Gelehrten, der Hofbeamtschaft, des Stadtbürgertums und der Offiziere, während Handwerker, Tagelöhner, Dienstboten, gemeine Soldaten²⁷ oder Bauern²⁸ nur selten als Ei-

26 Sabine Heißler: Christine Charlotte von Ostfriesland (1645–1699) und ihre Bücher. Oder lesen Frauen anders? In: Daphnis 27 (1998), S. 355–418; Bärbel Raschke: Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach. Buchbesitz, Lektüre und Geselligkeit. In: Der ›Museumhof‹ Anna Amalias. Geselligkeit, Mäzenatentum und Kunstliebhaberei im klassischen Weimar. Hg. von Joachim Berger. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 81–105; Dies.: Privatbibliothek und Lektüre der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau. In: Das achtzehnte Jahrhundert 28 (2004), S. 206–217; Gabriele Ball: Die Büchersammlung der beiden Gottscheds. Annäherungen mit Blick auf die *livres philosophiques* L. A. V. Gottscheds, geb. Kulmus. In: Diskurse der Aufklärung. Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched. Hg. von Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goldmann. Wiesbaden: Harrassowitz 2006 (= Wolfenbütteler Forschungen 112), S. 213–260. Mehrere Aufsätze im von Jill Bepler und Helga Meise herausgegebenen Band Sammeln, Lesen, Übersetzen (Anm. 16) beschäftigen sich mit dem Gegenstand der Fürstinnenbibliothek. Vgl. insb. Jill Bepler: Die Lektüre der Fürstin. Die Rolle von Inventaren für die Erforschung von Fürstinnenbibliotheken in der Frühen Neuzeit (S. 201–227); Helga Meise: »Ein buch schlecht in braun pappier gehefft darin noch nichts geschrieben« – Von der »Kammer-« zur Privatbibliothek. Fürstinnenbibliotheken in Hessen-Darmstadt vom ausgehenden 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert (S. 243–259); Roswitha Jacobsen: Die Büchersammlungen von Elisabeth Sophia (1619–1680) und Dorothea Maria (1654–1682), Herzoginnen von Sachsen-Gotha (S. 261–282); Cornelia Niekus Moore: Der Bücherschatz der Elisabeth Juliane von Braunschweig-Wolfenbüttel (1634–1704) als Beispiel einer Frauenbibliothek des 17. Jahrhunderts (S. 283–305); Ulrike Gleixner: Die lesende Fürstin. Büchersammeln als lebenslange Bildungspraxis. In: Vormoderne Bildungsgänge. Selbst- und Fremdbeschreibungen in der Frühen Neuzeit. Hg. von Juliane Jacobi. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2010 (= Beiträge zur historischen Bildungsforschung 41), S. 207–223.

27 Zum Phänomen des »plebejischen Buchbesitzes« siehe Gerhard Sauder: Die Bücher des Armen Mannes und der Moralischen Gesellschaft im Toggenburg. In: Buch und Sammler (Anm. 21), S. 167–186, hier S. 168.

28 Beispiele für Buchbesitz im ländlichen Raum: Marie-Louise von Wartburg-Ambühl: Alphabetisierung und Lektüre. Untersuchung am Beispiel einer ländlichen Region im 17. und 18. Jahrhundert. Bern u. a.: Lang 1981 (= Europäische Hochschulschriften I, 459); Reinhard Wittmann: Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert. In: Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozioökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Hg. von Dan Berindei, Wolfgang Gemann und Heinz Ischreyt. Köln, Wien: Böhlau 1973 (= Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 2), S. 142–192.

gentümer größerer Büchersammlungen erscheinen. Diese im Allgemeinen zu treffende Beobachtung ist aber nach Regionen und Zeitphasen zu differenzieren.

Seit der Frühen Neuzeit sind Bibliotheken nicht nur Bücherspeicher und stille Rückzugsorte des Studiums, sie werden Schauplätze der wissenschaftlichen Debatte und Kristallisationspunkte der Geselligkeit.²⁹ In den Bibliotheken der Lesegesellschaften etablieren sich literarische Zirkel, man sprach über Neuerscheinungen, in Bibliotheken wurde vorgelesen, musiziert, debattiert und man hörte sich wissenschaftliche Vorträge an. Besonders in den privaten Sammlungen des 18. Jahrhunderts intensivierte sich diese soziale Funktion der Bibliothek.³⁰

In Hinsicht der Überlieferungsform historischer Buchbestände ist zwischen den noch existierenden Sammlungen und den nur indirekt über Kataloge und Bestandsverzeichnisse dokumentierten Bibliotheken zu unterscheiden. Trotz der zahlreichen kriegerischen Turbulenzen sind noch relativ viele Bibliotheken in situ vorhanden oder integriert in den großen öffentlichen Speicher-Institutionen nachweisbar. Für die bibliothekshistorische und literaturwissenschaftliche Forschung stellen an ihrem ursprünglichen Standort bewahrte Bestände mit den originalen Buchexemplaren den Idealfall dar. Die Bestände nicht mehr existierender oder nur rudimentär überlieferter Bibliotheken dokumentieren vor allem drei Quellengattungen: der Versteigerungskatalog, der Bestandskatalog und das Nachlassinventar. Alle drei Genera haben ihre besonderen Vorzüge, bringen aber auch sachspezifische Probleme der Auswertung mit sich. Die aus den Niederlanden übernommene Form der Versteigerung setzt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Alten Reich ein und wird dann eine besonders beliebte Form der Buchveräußerung.³¹ Auktionskataloge wurden aber nicht primär aus konservierenden oder wissenschaftlichen Absichten angelegt, sondern auf Grund wirtschaftlichen Interesses. Die Bücher sollten verkauft werden und einen möglichst hohen Preis erzielen. Falls, was nicht selten zu registrieren ist, die Verkaufspreise eingetragen sind, wird der Auktionskatalog zu einer wichtigen Quelle für die Buchmarktforschung.

29 Jean Balsamo: Montaigne et quelques Italiens. La conversation dans la bibliothèque. In: *Studi Francesi* 163 (2011), S. 3–15.

30 Zu diesem Themenkreis vgl. insbesondere die folgenden Beiträge aus dem Sammelband *Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert*. Hg. von Wolfgang Adam und Markus Fauser. Göttingen: Wallstein 2005 (= *Schriften des Gleimhauses Halberstadt* 4); Markus Fauser: *Geselligkeit, Bibliothek, Lesekultur. Konzepte und Perspektiven der Forschung* (S. 13–26); Giulia Cantarutti: *Die vergessene Bibliothek eines »Letterato buon cittadino« und die Anfänge der Gessner-Verehrung in Italien* (S. 217–251); Ernst Rohmer: *Die Bibliothek als geselliger Ort. Johann Peter Uz und sein Freundeskreis in Ansbach* (S. 311–331).

31 Hans Dieter Gebauer: *Bücherauktionen in Deutschland im 17. Jahrhundert*. Bonn: Bouvier 1981 (= *Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde* 28).

Die bibliographischen Angaben in den Versteigerungskatalogen sind bedingt durch den Zeitdruck, der häufig bei Auktionen herrscht, unvollständig und verkürzt, manchmal fügt der Auktionator Bücher anderer Provenienz bei, und die zur Versteigerung kommenden Bestände geben nicht immer den kompletten Umfang einer Bibliothek wieder. Trotz dieser Defizite bietet der Auktionskatalog eine erstrangige Quelle für literatursoziologische Untersuchungen und erlaubt, wenn es sich um das Bücherverzeichnis eines Autors handelt, einen ersten Zugang zu der Ideenwelt, in der sich dieser bewegt hat.

Vor allem unter dem Aspekt der intendierten Vollständigkeit und Systematik unterscheidet sich der Bestandskatalog einer Bibliothek³² von einem Versteigerungskatalog. Ein Bibliothekskatalog wird der Bücher und ihrer optimalen Nutzung wegen angelegt, seine Komposition kann zu einer aussagekräftigen Quelle für das Wissenschaftsverständnis einer Zeit werden. Nicht selten sind die Besitzer großer Bibliotheken auch die kundigsten Katalogbearbeiter. Hier ist an die berühmten Sammler Herzog August von Braunschweig-Lüneburg³³ im 17. oder an Georg Friedrich Brandes³⁴ im 18. Jahrhundert zu erinnern, die ihre Bücherverzeichnisse als Arbeitsinstrumentarien verstanden haben und die dank der zahlreichen handschriftlichen Eintragungen der Nachwelt ein beeindruckendes Wissenskompendium ihrer Zeit hinterlassen haben.

Geht die Anlage eines Bestands- oder Auktionskatalogs meist auf eine private Initiative zurück, so verdanken die Nachlassinventare ihre Entstehung einem Rechtsakt. Die Bibliothek von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, des Gründers

32 Noch immer grundlegend: Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen in der Frühen Neuzeit. Hg. von Reinhard Wittmann. Wiesbaden: Harrassowitz 1984 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 10). Zur großen Aussagekraft von Buchinventaren vgl. zuletzt Jill Bepler: Inventare lesen. Quellen zu Fürstinnenbibliotheken des 17. Jahrhunderts und ihrer Erschließung. In: Repräsentation, Wissen, Öffentlichkeit. Bibliotheken zwischen Barock und Aufklärung. Hg. von Claudia Brinker-von der Heyde und Jürgen Wolf. Kassel: Kassel University Press 2011, S. 9–21 und Gabriele Ball: Das Inventar der Gräfin Anna Sophia von Schwarzburg-Rudolstadt als Spiegel eines fürstlichen Netzwerks im 17. Jahrhundert. In: Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers. Hg. von Claudia Brinker-von der Heyde u. a. Stuttgart: Hirzel 2014, S. 77–94.

33 Sammler. Fürst. Gelehrter. Herzog August zu Braunschweig und Lüneburg 1579–1666. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1979 (= Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 27); Ulrich Johannes Schneider: Bücher und Bewegung in der Bibliothek von Herzog August. In: Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompiletorik in der Frühen Neuzeit. Hg. von Frank Büttner, Markus Friedrich und Helmut Zedelmaier. Münster: Lit 2003 (= Pluralisierung & Alterität 2), S. 111–127; Ders.: Der Ort der Bücher in der Bibliothek und im Katalog am Beispiel von Herzog Augusts Wolfenbütteler Büchersammlung. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 59 (2005), S. 91–104.

34 Gabriele Crusius: Aufklärung und Bibliophilie. Der Hannoveraner Sammler Georg Friedrich Brandes und seine Bibliothek. Heidelberg: Winter 2008 (= Beihefte zum Euphorion 54) und dies.: Sammelkultur im Geist der Aufklärung. Die Bibliothek des Hannoveraner Beamten Georg Friedrich Brandes in der Landesbibliothek Oldenburg mit Beiträgen von Wolfgang Adam, Cornelia Junge und Andreas Prierer. Heidelberg: Winter 2010.

der *Fruchtbringenden Gesellschaft*, ist allein durch das von dem Notarius Jeremias Walburger angelegte Nachlassinventar, das *Instrumentum Publicum*, überliefert.³⁵ Dieses Verzeichnis gibt uns aber die Möglichkeit, den Buchbesitz, die Lektürepräferenzen und die soziale Vernetzung einer für die Entwicklung der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit so zentralen Persönlichkeit zu rekonstruieren. Dank der juristisch verbindlichen Bestandsaufnahme werden die Nachlassinventare zu einer äußerst zuverlässigen sozial- und kulturgeschichtlichen Quelle. Vor allem die französische »histoire du livre«³⁶ hat durch die konsequente Auswertung der »inventaires après décès« differenzierte und verifizierbare Ergebnisse vorgelegt, stellvertretend seien hier die Modellstudien von Jean Meyer,³⁷ Jean Quéniart³⁸ und Michel Marion³⁹ erwähnt. Ein besonderer Rang kommt in der französischen Bibliotheksgeschichte den Konfiskationsverzeichnissen der Französischen Revolution zu, welche eine »via regia« zur Mentalitätsgeschichte des Ancien Régime bieten.⁴⁰ Aber auch die Nachlassinventare sind Quellen mit eingeschränkter Aussagekraft. Um Fehleinschätzungen zu vermeiden ist immer zu beachten, dass Testamente und Nachlassinventare in aller Regel beim Tode schon älterer Menschen angelegt werden, die als Büchersammler häufig nicht mehr die aktuellen Bewegungen des literarischen Marktes zur Kenntnis nehmen. Dieses Faktum erklärt das eigentümliche Phänomen der »Überalterung«, das in den durch die »inventaires après décès« überlieferten Beständen im Vergleich zu der zeitgenössischen literarischen Szene zu bemerken ist. Die Notare konzentrieren sich bei der Aufnahme auf die gut erhaltenen und prachtvoll ausgestatteten Bände. Broschierte oder unansehnliche Exemplare, wie Zeitschriften, in denen die wichtigsten intellektuellen Debatten der Aufklärung laufen, werden – wenn überhaupt – meist nur en bloc

35 Wolfgang Adam: Bibliotheksgeschichte und Frühneuzeit-Forschung. Bilanz und Perspektiven am Beispiel des Nachlaßverzeichnisses von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen. In: Euphorion 102 (2008), S. 1–38, hier S. 5f.

36 Henri-Jean Martin: *Le livre français sous L’Ancien Régime*. Paris: Promodis 1987. Siehe auch: Erdmann Weyrauch: A la française. Nicht ganz beiläufige Bemerkungen zu Bilanz und Aufbruch der Geschichte des Buchwesens jenseits des Rheins. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 9 (1984), S. 23–40. Ein aktuelles Beispiel bietet: Philippe Hourcade: *La Bibliothèque du Duc de Saint-Simon et son cabinet de manuscrits (1693–1756)*. Paris: Éd. Classiques Garnier 2010.

37 Jean Meyer: *La Noblesse bretonne au XVIIIe siècle*. Paris 1966.

38 Jean Quéniart: *Culture et société urbaines dans la France de l’Ouest au XVIII^{ème} siècle*. Thèse présentée devant l’Université de Paris I, 2 tomes, Lille 1977.

39 Michel Marion: *Recherches sur les bibliothèques privées à Paris au milieu du XVIII^e siècle (1750–1759)*. Paris 1978 (= Comité des travaux historiques et scientifiques, Mémoires de section d’Histoire Moderne et Contemporaine 3).

40 Vgl. die Ausführungen von Marie-Pierre Dion: *Die französische Forschung zur Geschichte der Adelsbibliotheken im 18. Jahrhundert. Fakten und Perspektiven*. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 9 (1984), S. 125–141.

und bibliographisch unvollständig registriert. Häufig sind die Inventare nicht komplett, Bücher an anderen Standorten oder mit für den Besitzer diskriminierenden Inhalt (Geheimschriften, Pornographie) werden – aus welchen Motiven auch immer – nicht aufgenommen.

II

Die Institution der Bibliothek hat für den Frühnezeitforscher den Rang eines Laboratoriums.

An anderer Stelle habe ich ausgeführt,⁴¹ dass allein aufgrund der Komplexität der in einer Bibliothek vorhandenen unterschiedlichen Sachgebiete und der Sprachenvielfalt der Vertreter einer Einzeldisziplin mit der Analyse überfordert ist und dafür plädiert, Bibliotheksforschung als interdisziplinäre Forschung zu bestreiten, welche im Sinne vom Jürgen Wertheimer eine »riskante Interdisziplinarität«⁴² nicht scheut und an die Stelle des unverbundenen Nebeneinanderstellens von fachspezifischen Methoden die Begegnung und intellektuelle Auseinandersetzung mit den Theoremen anderer Disziplinen sucht. Die bilanzierende Darstellung möglicher interdisziplinärer Zugänge zur Bibliotheksgeschichte soll hier nicht wiederholt werden, sondern mit dem Verfahren der konkreten Fallanalyse werden Perspektiven und Probleme einer Bibliotheksforschung aufgezeigt, die sich als literaturwissenschaftliche Disziplin versteht.

Die Bibliothek von Michel de Montaigne (1533–1592) bietet sich aus vielen Gründen für solch eine Modellinterpretation an.⁴³ Zentrale Fragen, die sich eigentlich immer bei der Auswertung historischer Buchbestände ergeben – Pro-

41 Wolfgang Adam: Bibliotheken als Speicher von Expertenwissen. Zur Bedeutung von Privatbibliotheken für die interdisziplinäre Frühnezeit-Forschung. In: Repräsentation, Wissen, Öffentlichkeit (Anm. 32), S. 61–69, hier S. 66ff.

42 Jürgen Wertheimer: Germanistik. In: Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte. Hg. von Florian Keisinger und Steffen Seischab. Frankfurt/Main, New York: Campus 2003, S. 131–135, hier S. 134.

43 Die Erforschung der Bibliothek Montaignes bildet selbst schon einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte. Unter den neueren Arbeiten sind besonders instruktiv: Gilbert de Botton, Francis Pottière-Sperry: À la recherche de la »librairie« de Montaigne. In: Bulletin du bibliophile 2 (1997), S. 254–298; Philippe Desan: Bibliothèque de Montaigne. In: Dictionnaire de Michel de Montaigne. Publié sous la direction de Philippe Desan. Nouvelle édition revue, corrigée, augmentée. Paris: Champion 2007, S. 126–130; La Librairie de Montaigne. Proceedings of the tenth Cambridge French Renaissance Colloquium 2.–4. September 2008 edited by Philip Ford and Neil Kenny. Cambridge 2012. Die Ergebnisse der im Spätherbst 2014 erschienenen grundlegenden Publikation zum Buchbesitz von Montaigne der Scuola normale Superiore Pisa konnten nicht mehr in die Untersuchung einbezogen werden: Barbara Pistilli, Marco Sgattoni: La biblioteca di Montaigne. Prefazione di Nicola Panichi. Pisa: Edizioni della Normale, Istituto Nazionale di Studi sul Rinascimento 2014 (= Clavis 1).

venienz der Bände, Umfang des Bestands, Sprachanteile, Phasen und Modi des Erwerbs, Lektüreverhalten, Gewichtung handschriftlicher Eintragungen in Büchern, das Phänomen des Buchgeschenks – lassen sich hier in grundsätzlicher Weise behandeln. Montaigne pflegt einen intensiven »commerce«⁴⁴ – Kontakt – mit seinen Büchern, er reflektiert über den Umgang mit ihnen und gibt durch die präzise Beschreibung seiner Bücherei einen faszinierenden Einblick in die Lebens- und Lesewelt eines bedeutenden Intellektuellen der Frühen Neuzeit.

Dank einer ausführlichen Passage im *Essai De trois commerces* kennt man den Standort der Privatbibliothek Montaignes, der Raum ist noch heute im Schloss Montaigne zu besichtigen:

Chez moy, je me destourne un peu plus souvent à ma librairie, d'où, tout d'une main, je commande mon mesnage: Je suis sur l'entrée, et vois soubz moy, mon jardin, ma basse cour, ma cour et dans la plus part des membres de ma maison. Là je feuillette à cette heure un livre, à cette heure un autre, sans ordre et sans dessein, à pieces descousues. Tantost je resve, tantost j'enregistre et dicte, en me promenant, mes songes que voicy. Elle est au troisieme estage d'une tour. Le premier, c'est ma chapelle, le second une chambre et sa suite, où je me couche souvent, pour estre seul. Au dessus, elle a une grande garderobe. C'estoit au temps passé, le lieu le plus inutile de ma maison. Je passe là et la plus part des jours de ma vie, et la plus part des heures du jour.⁴⁵

Spätestens seit den Forschungen von Roger Chartier wissen wir, welch kulturhistorisch aufschlussreiche Signale allein von der Aufstellung der Bücher und ihrer Präsentation innerhalb eines räumlichen Ensembles ausgehen können.⁴⁶ Die Genauigkeit der Beschreibung im *Essai* lässt den hohen Stellenwert erkennen, den die Bibliothek in der Existenz Montaignes einnimmt. Der Standort ist klug gewählt, er symbolisiert in gewisser Weise die Selbstsicht des adligen Autors, sein lebenslanges Schwanken zwischen der Übernahme politischer Verantwortung und der Suche nach Rückzugsmöglichkeiten für das Leben mit seinen Büchern.⁴⁷ Vom dritten Stock seines Turmes überblickt er das Anwesen und kontrolliert das Funktionieren seines Hauses, die Basis seines sozialen Ansehens und die wirtschaftliche Grundlage, die ihm die gewählte Lebensform ermöglicht. Dass die Kapelle mitten im alltäglich benutzten, intimsten Lebenskreis liegt, dokumentiert, wie tief Montaigne in die religiösen Denkstrukturen seiner Zeit eingebunden ist.

44 Michel de Montaigne: *De trois commerces* (*Essais* III, 3). Zit. nach folgender Ausgabe: Michel de Montaigne: *Les Essais*. Édition établie par Jean Balsamo, Michel Magnien et Catherine Magnien-Simonin. Édition des »Notes de Lecture« et des »Sentences Peintes« établie par Alain Legros. Paris: Gallimard 2007 (= *Bibliothèque de la Pléiade*), S. 859–871.

45 Montaigne: *De trois commerces*, III, 3. S. 869f.

46 Roger Chartier: *Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit*. Frankfurt/Main, New York: Campus 1990, S. 107ff.

47 Hierzu zuletzt: Philippe Desan: *Montaigne. Une biographie politique*. Paris: Jacob 2014.

Gleichzeitig bietet ihm das abgeschiedene runde Turmzimmer, in dem seine Bücher aufgestellt sind, das Refugium für Meditation, Lesen und Schreiben. Montaignes Rückzug in die Bibliothek ist eine Lebensentscheidung, die genau zu datieren ist. Am 28. Februar 1571 entschließt er sich zu dieser Existenzveränderung, die er als so gravierend betrachtet, dass er sie in einer lateinischen Inschrift an der Wand des an die Bibliothek anschließenden »Cabinet« festhält:

AN.CHR.M.D.LXXI AET.38. PRIDIE CAL.MART. DIE SVO NATALI MICH. MONTANVS. SERVITII AVLICI ET MVNERVM PVBLICORVM IAMDVDUM PERTAESVS DVM SE INTEGER IN DOCTARVM VIRGINVM ABDERE GESTIT SINVS VBI QVIETVS ET OMNIVM SECVRVS QVANILLVM ID TANDEM SVPERABIT DECVRSI MVLTA IAM PLVS PARTE SPATII SI MODO FATA DVINT EXIGAT ISTAS SEDES ET DVLCES LATEBRAS AVITASQ.LIBERTATI SVAE TRANQVILLITATI.ET OTIO CONSECRAVIT.

In der Übersetzung von Alain Legros:

En l'an du Christ 1571, âgé de 38 ans, la veille des calendes de Mars, jour anniversaire de sa naissance, lassé depuis longtemps du service de la cour et des charges publiques, tandis qu'encore indemne il brûlait de se nicher au giron des doctes Vierges pour y achever, serein et sans aucun souci, la si petite portion de trajet qu'il lui reste à parcourir si les destins le lui permettent. Michel de Montaigne a consacré ce domicile, doux refuge qu'il tient de ses pères, à sa liberté, à sa tranquillité et à son loisir.⁴⁸

Mit diesem selbstbewussten Ego-Dokument – das mit Kalkül in der klassischen Sprache antiker Inscriptiones formuliert ist – sind die griechischen und lateinischen Inschriften auf den Deckenbalken des Zimmers zusammen zu sehen, in deren Maximen sich das Leitbild des Weisen konkretisiert.⁴⁹ Privilegierte Partner in diesem »doux refuge consacré à sa liberté« sind die Bücher. Montaignes Lektürepraxis ist dabei nicht die des Gelehrten, der systematisch die Texte durcharbeitet und kommentiert, er pflegt eher den diskursiven, zufälligen Umgang des Dilettanten mit den Schriften der von ihm geschätzten Autoren.⁵⁰ Montaignes Lektüre-Verfahren, das Schweifen durch die Bücher »sans ordre et sans dessein« entspricht seinem Schreibverfahren der »l'alleure poetique à sauts et à gambades«⁵¹ in den *Essais*, die er im Turm inmitten seiner Bücher verfasst oder diktiert. Die tägliche Begegnung mit seinen Büchern bildet für Montaigne die Grundlage zum Schreiben. Philippe Desan spricht sehr zutreffend von einer eigenen »géographie« der Bibliothek, die Montaigne im Lauf der Jahre durch

48 Legros: *Sentences Peintes et autres Inscriptions de la Bibliothèque de Montaigne*. In: *Montaigne: Les Essais*, S. 1315f.

49 Jetzt leicht zugänglich in der mustergültigen Edition von Alain Legros: *Sentences Peintes*. In: *Montaigne: Les Essais*, S. 1309ff.

50 Philippe Desan: *Livres*. In: *Dictionnaire de Montaigne* (Anm. 43), S. 689–693, hier S. 690.

51 Montaigne: *De la vanité*, III, 9, S. 1040.

seinen individuellen Umgang mit den Büchern etabliert hat.⁵² Er unterscheidet zwischen den »livres de la périphérie«, auf die Montaigne sporadisch in bestimmten Lese- und Schreibphasen zurückgegriffen hat, und den »livres de proximité«, die stets erreichbar waren und immer wieder konsultiert wurden.

Über die Größe und die Qualität der Bestände sind wir in groben Umrissen unterrichtet, wenn wir auch den gesamten Bestand nicht rekonstruieren können. Es muss eine ansehnliche Sammlung gewesen sein, nicht ohne Stolz bezeichnet ihr Besitzer seine Bibliothek als eine »qui est des belles entre les librairies de village«⁵³ und beziffert an anderer Stelle ihren Umfang »ayant mille volumes de livres, autour de moy, en ce lieu où j'écris«.⁵⁴ Der bedeutende Montaigne-Forscher Pierre Villey hat versucht, über die Auswertung des gesamten Œuvre Montaignes und den darin zitierten Belegen den Buchbestand im Turm des Château de Montaigne zu erschließen und eine nützliche Liste der möglichen Exemplare vorgelegt.⁵⁵ Wie so häufig in der Bibliotheksforschung im Falle des Fehlens von Katalogen oder von Originalexemplaren vermag diese Aufstellung nur eine Annäherung zu bieten und auch bei Montaignes Privatbibliothek ist es kaum möglich, belastbare Auskünfte über die Provenienz der Bücher zu machen. Unstrittig ist es, dass Montaigne einen großen Teil der Bibliothek seines Freundes Étienne de La Boétie nach dessen Tod übernommen hat.⁵⁶ Über den Buchbesitz werden soziale Kontakte und freundschaftliche Verbindungen eines Autors für den Literaturhistoriker greifbar. Bekannt ist ferner, dass Montaigne bei seinen Reisen Bücher erworben hat. Penibel erwähnt er im *Journal de voyage* den Kauf von Büchern, so hat er sich in Venedig eine Werkausgabe von Nikolaus von Kues besorgt und in Florenz kauft er in der berühmten Buchhandlung von Giunti neben einigen kleineren Büchern ein ganzes Bündel von Komödien: »un mazzo di Commedie, undeci in numero, et certi altri libretti«.⁵⁷ Der Buchkauf eines Autors lässt Konstanz und Wandel in den Interessenausrichtungen in unterschiedlichen Lebensphasen erkennen.

Von den genannten rund 1.000 Büchern konnten mit Sicherheit bisher 99

52 Philippe Desan: *Les Essais sur vingt ans: remarques sur le travail de Montaigne*. In: *La Librairie de Montaigne* (Anm. 43), S. 201–213, hier S. 203ff.

53 Montaigne: *De la presumption*, II, 17, S. 689.

54 Montaigne: *De la Physionomie*, III, 1, S. 1103.

55 Pierre Villey: *Catalogue des livres de Montaigne*. In: *Les Essais de Michel de Montaigne*. Paris: Alcan 1930, S. lxxvii–cxviii.

56 Philippe Desan: *Bibliothèque*. In: *Dictionnaire de Montaigne* (Anm. 43), S. 127.

57 Michel de Montaigne: *Journal de voyage*. Édition présentée, établie et annotée par François Rigolot. Paris 1992, S. 71 und 187; zuletzt hierzu: Concetta Cavallini: »Alla bottega dei Giunti [...] comprai un mazzo di Commedie«. Montaigne voyageur et bibliophile italianisant. In: *Montaigne à l'étranger (voyages avérés, possibles et imaginés)*. Colloque de l'université de Chicago à Paris, 25, 26 Avril 2014. Hg. von Philippe Desan, erscheint als Band der *Montaigne Studies* 2015.

Exemplare nachgewiesen werden, die sich verstreut in großen öffentlichen Bibliotheken und privaten Sammlungen in Europa und den USA befinden. Fast Zweidrittel der nachgewiesenen Originale sind an zwei Standorten konzentriert: in der Bibliothèque nationale de France in Paris (31 Bände) und in der Bibliothèque municipale de Bordeaux (30 Bände).⁵⁸ Bemerkenswert unter ideengeschichtlichen Aspekten ist das Faktum, dass drei Bände aus der ehemaligen Privatbibliothek von Montesquieu, des zweiten großen Autors, aus Bordeaux stammen.⁵⁹ Die Provenienzzgeschichte von Buchbeständen lässt über die Jahrhunderte hinweg bewusst konstruierte Traditionslinien und sorgfältig gepflegte persönliche Relationen aufscheinen.

Die Exemplare aus Montaignes Bibliothek sind über die handschriftliche Signatur des Besitzers in der Regel auf dem Titelblatt zu identifizieren, dabei wechselt die Sprachwahl. Die insgesamt fünf in der Schul- und Studienzeit erworbenen Bücher – *les livres de jeunesse* – haben den Namenseintrag in Latein, dem Montaigne mit variierenden Formulierungen das Erwerbdatum und sein Alter hinzufügt. So steht auf dem Titelblatt seiner Vergil-Ausgabe von 1539: »Michael montanus me possidet Anno D.1549 aetatis 16 [durchgestrichen] prope 16; Cal.januarij.«⁶⁰ Auch ein in der Jugendzeit erworbenes Manuskript aus den Beständen von Montaignes privater Sammlung – eine Vorlesung von François Baudouin, die erst unlängst in den Beständen der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel Montaigne zugeordnet werden konnte – trägt den Besitzernamen in der lateinischen Form: »Michael Montanus.«⁶¹

Bei späteren Erwerbungen setzt Montaigne in französisch seinen Namen auf die Titelseite und gebraucht dabei eine eigenwillige Schreibweise: »le premier *n* est remplacé par une barre horizontale au-dessus du *o*, à la façon du tilde espagnol, se rattachant généralement sans interruption avec l'extrémité supérieure du *t* qui la fait la suite«.⁶² Die markante Form der Namensschreibung bildet ein wichtiges Kriterium, um Originalexemplare von den später so zahlreichen Fälschungen zu unterscheiden. Dies ist ein Problem, das sich immer wieder bei der Verifizierung des Buchbesitzes berühmter Autoren stellt. Mit der Celebrität des Eigentümers steigt die Neigung zum Betrug, nicht immer sind die strittigen Fälle der Zuweisung so leicht wie im Falle Montaignes dank des eigenwilligen Gebrauchs des handschriftlichen Exlibris zu lösen.

Montaignes Bibliothek umfasste nach humanistischem Brauch gedruckte Publikationen und Manuskripte, darunter die heute verschollene Handschrift

58 de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 269f.

59 Ebd., S. 255.

60 Ebd., S. 261.

61 Ingrid A.R. de Smet, Alain Legros: Un manuscrit de François Baudouin dans la »librairie« de Montaigne. In: Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance 75 (2013), S. 105–111.

62 de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 257.

des *Journal de voyage*.⁶³ Bei der lebenslangen Beschäftigung mit der Form und Präsentation der *Essais* kann man davon ausgehen, dass Montaigne mehrere Editionen in seiner privaten Büchersammlung zur Hand hatte. Die Bibliothek wird zur »Schreibwerkstatt« eines Autors – eine für eine Literaturwissenschaft, die sich für die Produktionsbedingungen eines Textes interessiert, besonders ergiebige Situation.

Bei aller Freude über die erhaltenen Originalausgaben, sollte der Bibliothekshistoriker nicht vergessen, dass hier nur ein Ausschnitt des gesamten Bestandes vorliegt, die Bedeutung der erhaltenen Bände darf dabei in Relation zu den verlorenen Büchern nicht überschätzt werden. Komplette Themenfelder, die für den in der Politik engagierten Michel de Montaigne von größter Wichtigkeit waren, wie juristische und verfassungsrechtliche Werke, sind in der privaten Sammlung nicht nachgewiesen, große Lücken gibt es auch im Bereich des theologischen Schrifttums.⁶⁴

Mit Blick auf die vielen Zitate und Anspielungen auf antike Autoren in den *Essais* ist außerordentlich zu bedauern, dass bisher keine Handexemplare von Plutarch, Cicero, Catull, Ovid, Livius, Tacitus, Sueton, Seneca und Plinius nachgewiesen werden konnten – Werken, denen bekanntlich eine herausragende Bedeutung für den Leser und Autor Montaigne zugekommen ist. Unter diesem Gesichtspunkt kann auch die Nennung der Zahl der lateinischen, griechischen, italienischen und französischen Texte bei den überlieferten Bänden, so aufschlussreich sie auch ist, nur einen Richtwert für die Verteilung der Sprachanteile in der gesamten Bibliothek liefern. Dieser Aspekt der Bibliotheksforschung hat einen besonders hohen Aussagewert für den Literaturwissenschaftler, der von dem Sprachenprofil einer Bibliothek Rückschlüsse auf Lese- und Geschmackspräferenzen des Besitzers ziehen kann. Zu Fragen des Kultur-Transfers oder der Orientierung von gesellschaftlichen Ordnungen an anderen Zivilisationsmodellen im Sinne der aktuellen Tropismus-Forschung⁶⁵ liefert die Präsenz fremdsprachiger Bücher in einer Sammlung wichtige Informationen. Unter dem Gesichtspunkt des Kultur-Transfers ist auch die Herkunft der Bücher von Bedeutung. Es mag ein Zufall der Überlieferung sein, dass nur ein Exemplar aus Bordeaux – Pierre Pichots *De animorum natura*⁶⁶ bei Simon Millanges publiziert

63 Desan: *Les Essais* sur vingt ans (Anm. 52), S. 202.

64 »On est frappé par l'absence presque totale de la bibliothèque d'un magistrat de livres de droit, et par la pénurie de livres de philosophie.« Richard Cooper: *La bibliothèque italienne de Montaigne*. In: *La librairie de Montaigne* (Anm. 43), S. 39–57, hier S. 39.

65 Vgl. das von Jean Mondot und Wolfgang Adam geleitete DFG/ANR-Projekt »Gallotropismus und Zivilisationsmodelle im deutschsprachigen Raum (1660–1789)«, dessen Ergebnisse 2015 publiziert vorgelegt werden.

66 Nr. 72 in der Liste von de Botton/Pottiée-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 290; vgl. auch Marie-Luce Demonet: *La Place de philosophes mineurs dans la bibliothèque*

– belegt ist, die europaweite Streuung der Druckorte – La Rochelle, Genf, Basel, Edinburgh, Florenz, Bologna, Genua, Frankfurt, Köln, Sevilla und Antwerpen – zeigt, wie intensiv die Austauschprozesse innerhalb der neu entstandenen *respublica litteraria* der Renaissance gewesen sind. Der Buchhistoriker und Buchmarktforscher registriert, dass zahlreiche der überlieferten Exemplare aus den führenden Häusern, Heinrich Petri, Christoph Plantin, Robert Estienne oder Sébastien Gryphe stammen.⁶⁷

Der akribischen Aufstellung von de Botton und Pottière-Sperry folgend sind 45 der eindeutig identifizierten Bücher aus Montaignes Bibliothek in Latein, 16 oder 17 in Italienisch, 13 in Griechisch (5 zweisprachig griechisch/lateinisch), 2 in Spanisch und der Rest in Französisch geschrieben.⁶⁸ Die Dominanz der lateinischen Sprache in einer Humanistenbibliothek überrascht zu dieser Zeit natürlich nicht. Wenn auch bedeutende Autoren der klassischen Periode, die Montaigne nachweislich benutzt hat, unter den zufällig überlieferten Büchern fehlen und zu großer Vorsicht vor voreiligen Schlussfolgerungen warnen, so sind mit Horaz⁶⁹ und Vergil⁷⁰ zwei kanonische Autoren in frühen Drucken aus den Jahren 1543 und 1539 nachgewiesen. Berühmt wegen ihrer *Adnotationes* sind die Ausgaben von Caesars *Commentarii* (Antwerpen 1570),⁷¹ und von Lucrez' *De rerum natura* (1563).⁷² Während ein Exemplar von Ovids *Metamorphosen*, einer der frühesten Lieblingslektüren Montaignes,⁷³ bisher nicht aufgefunden wurde, belegt die Existenz von Hyginus *Fabularum liber* die Vorliebe für die mythologische Überlieferung.⁷⁴ Bei einem Autor, der von der Geschichte als seiner

de Montaigne: Pichot et La Primaudaye. In: La librairie de Montaigne (Anm. 43), S. 59–79, hier S. 63 ff.

67 Sehr hilfreich ist die »Table des lieux d'éditions et des imprimeurs et librairies« bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 296 ff.

68 de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 269. Zu den Problemen bei der Bandzählung vgl. ebd., S. 268: »Le terme ›livre‹ est ambigu et peut effectivement désigner plusieurs choses: un volumen, un ouvrage en prose ou en vers, ou même la division d'un ouvrage.«

69 Nr. 47 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 287; Horatius Flaccus, Quintus: *Opera cum quatuor commentariis*. Paris 1542. Die folgenden bibliographischen Nachweise nach den Angaben bei de Botton/Pottière-Sperry.

70 Nr. 97 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 97. Virgilius Maro, Publius: *Bucolica, Georgica et Aeneis*. Venedig 1539.

71 Nr. 20 und 21 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 283; Caesar, Caius Julius: *Commentarii*. Paris 1543; Caesar, Caius Julius: *Commentarii*. Antwerpen 1570 (berühmte, mit vielen *Annotationes* versehene Plantin-Edition).

72 Nr. 54 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 54; Lucretius Carus, Titus: *De rerum natura*. Ed. Denis Lambin. Paris und Lyon 1563.

73 »Le premier goust que j'euz aux livres, il me vint du plaisir des fables de la Metamorphose d'Ovide.« Montaigne: *De l'institution des enfans*, I, 25, S. 182.

74 Nr. 48 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 287; Hyginus, Caius Julius: *Fabularum liber*. Basel 1549.

Domäne spricht – »l’Histoire, c’est mon gibier en matière de livres«⁷⁵ – registriert man das Vorhandensein großer historischer Darstellungen in den alten Sprachen von Appian über Quintus Curtius Rufus bis Cassius Dio ohne Verwunderung.⁷⁶ In die Welt der Spätantike führen die Opera von Ausonius, in gleich zwei Ausgaben – darunter einem mit Annotationes versehenen Aldinen-Exemplar – sind die Gedichte des in Montaignes Heimatstadt geborenen römischen Dichters nachgewiesen.⁷⁷

Aus der Fülle der neulateinischen Schriften verdienen die Werke von George Buchanan und Angelo Poliziano Beachtung. Eine enge Lehrer-Schüler-Verbindung ist im einen Fall dokumentiert, im anderen eröffnet die nachgewiesene Präsenz eines literarischen Werkes Perspektiven für die Gattungsforschung. Den an Montaignes Schule, dem Collège de Guyenne, lehrenden schottischen Humanisten zählte er im Essai *De l’institution des enfans* zu seinen »precepteurs domestiques«,⁷⁸ denen er wesentliche Anregungen verdankte. Montaigne schätzte zeitlebens die Lyrik des »grand poete Escossois«;⁷⁹ es ist ein glücklicher Zufall, dass eine Ausgabe der *Poemata* Buchanans aus dem privaten Buchbesitz von Montaigne für die Nachwelt erhalten geblieben ist.⁸⁰ Das Exemplar befindet sich heute in der BnF in Paris, im Fonds Payen, dem Sonderbestand, den der große Sammler François Payen, eine Schlüsselfigur der Montaigne-Philologie, im 19. Jahrhundert zusammengetragen hat.⁸¹ Der ›Laufweg‹ eines Buches kann zu einer wichtigen wissenschaftsgeschichtlichen Quelle werden.

Für den Literarhistoriker, der sich mit Gattungsfragen beschäftigt, ist es aufschlussreich, dass sich Polizianos *Miscellenea*⁸² im privaten Buchbesitz Montaignes befunden haben, ein Sammelwerk, das in seiner Anlage gewisse Affinitäten zum Schreibprinzip der *Essais* zeigt.

Philip Ford hat den griechischsprachigen Texten in Montaignes Privatbi-

75 Montaigne: *De l’institution des enfans*, S. 150.

76 Nr. 4, 27, 77 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43).

77 de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43) Nr. 7 und 8. Ausonius, Decimus Magnus: *Ausonius cura Hieronymi Avancii*. Venedig 1517 (Aldo Manuzio et Andreas Torresanus).

78 Montaigne: *De l’institution des enfans*, S. 181. Vgl. hierzu: Philip Ford: *George Buchanan et Montaigne*. In: *Montaigne Studies* 13 (2001), S. 45–53.

79 Montaigne: *De l’institution des enfans*, S. 180.

80 Nr. 13 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 282; Bèze, Théodore de, Buchanan George: *Poemata*. Genf 1569.

81 Philippe Desan: Payen, Jean-François. In: *Dictionnaire de Montaigne* (Anm. 43), S. 881 f.; Marcella Leopizzi: *Michel de Montaigne chez le docteur Payen. Description des lettres et des ouvrages concernant Montaigne dans le Fonds Payen de la Bibliothèque nationale de France*. Préface de Giovanni Dotoli. Fasano/Paris: Schena/Lanore 2007 (= *Biblioteca della ricerca*. *Bibliographica* 9).

82 Nr. 75 und 76 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 291; vgl. Cooper: *La Bibliothèque italienne de Montaigne* (Anm. 64), S. 45.

bibliothek eine eigene Studie gewidmet.⁸³ Für den klassischen Philologen belegen Passagen in den *Essais* zusammen mit der Existenz von griechischen Büchern eine gewisse Vertrautheit Montaignes mit dieser Sprache, wenn er sie auch nicht in gleicher Weise wie das Latein gemeistert hat. So tadelt Montaigne im Essai I, 26 die schwerfällige und ermüdende Methode Theodoros Gazas, mit der den Schülern im Collège de Guyenne die griechische Sprache vermittelt wurde. Unter den erhaltenen Büchern Montaignes befindet sich just die *Introductio grammaticae* von Gaza (Venedig 1495), übrigens die einzige erhaltene Inkunabel aus seiner Sammlung.⁸⁴ Buchbesitz wird so zu einem bildungsgeschichtlich interessanten Zeugnis für die Sprachkompetenz eines Autors.

Zu den antiken Texten der frühchristlichen Periode ist neben Apollonius *Interpretatio Psalmorum, versibus heroicis* (Paris 1552)⁸⁵ auch eine Schrift von Eusebius zu zählen: die *Evangelicae praeparationis Lib. XV*;⁸⁶ bei der Ausgabe, mit der ein weiteres Werk zusammengebunden ist, handelt es sich um eines der drei Exemplare aus Montaignes privatem Buchbesitz, das später seinen Weg in die Bibliothek Montesquieus gefunden hat. Aber gerade das Vorhandensein des Textes des Kirchenvaters aus Caesarea lässt andere Verluste als besonders schmerzlich empfinden: keine Spur vom Œuvre des von Montaigne hochgeschätzten Augustinus konnte bisher nachgewiesen werden.⁸⁷

Mit Blick auf den lecteur/écrivain Montaigne ist die Liste der in Griechisch oder lateinischer oder französischer Übersetzung nachgewiesenen Texte imposant: Sophokles Dramen,⁸⁸ Xenophons Opera⁸⁹ und Strabons *De situ orbis libri XVII*⁹⁰ – alles Werke, die tiefe Spuren in seinen *Essais* hinterlassen haben – standen in den Regalen des Turmzimmers im Schloss Montaignes.

83 Philip Ford: La Bibliothèque grecque de Montaigne. In: La librairie de Montaigne (Anm. 43), S. 25–38.

84 Montaigne: De l'institution des enfans, S. 166; Nr. 39 bei de Botton/Pottiée-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 286; Gaza, Theodorus: Introductio grammaticae. Venedig 1495; Ford: La Bibliothèque grecque (Anm. 83), S. 27f.; Cooper: La Bibliothèque italienne (Anm. 64), S. 40.

85 Nr. 3 bei de Botton/Pottiée-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 281. Apollinaire: Interpretatio Psalmorum, versibus heroicis. Paris 1552.

86 Nr. 32 bei de Botton/Pottiée-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 285; Eusebius: Evangelicae praeparationis Lib. XV; (zusammengebunden mit) Evangelicae demonstrationis Lib. X, Paris 1544 und 1545.

87 Zur Bedeutung von Augustinus im Œuvre von Montaigne vgl. Mary McKinley: Augustin, Saint. In: Dictionnaire de Montaigne (Anm. 43), S. 85–87.

88 Nr. 83 bei de Botton/Pottiée-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 292; Sophocles: Tragödiae. Paris 1553.

89 Nr. 98 und 99 bei de Botton/Pottiée-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 294; Xenophon: Philosophi et historici clarissimi opera. Trad. et Comm. Sébastien Castellion. Basel 1551; Xenophon: Le Mesnager [...] plus un discours de l'excellence du mesme autheur (par F. de Ferris). Paris 1562.

90 Nr. 84 bei de Botton/Pottiée-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 292; Strabon:

Die Faszination, die »le modèle italien« für das französische 16. Jahrhundert besaß, lässt sich selbst an den auf uns gekommenen Resten der Privatbibliothek Montaignes erahnen. Es gab zahlreiche und enge Verbindungen zu dieser Wiege der europäischen Renaissance. Montaignes Vater hatte an den italienischen Kriegszügen Franz I. teilgenommen und darüber ein Tagebuch geführt. Der Sohn wird sich später bei seiner Italentour 1580/81 an geschichtsträchtigen Schauplätzen in Pavia, Narni und Florenz an diese militärischen Ereignisse erinnern, die sicher zum kollektiven Familiengedächtnis gehört haben.⁹¹

In der Forschung geht man davon aus, dass Montaigne früh die italienische Sprache erlernt hat. Eine stattliche Reihe italienischer Texte hat er sich schon in seiner Jugendzeit besorgt. Die überlieferte Auswahl lässt bei aller gebotenen Vorsicht doch eine Vorliebe für das Themenfeld der Liebesdichtung erkennen. In den Jahren 1550–55 erwirbt er unter anderem Leone Ebreos *Dialoghi d'amore*⁹² und eine Ausgabe, in der Petrarcas *Canzoniere* und die *Trionfi* vereint sind.⁹³ Mehrmalige affirmative Zitate aus den Sonetten Petrarcas zeigen,⁹⁴ dass man die spätere Kritik an den Nachahmern des italienischen Poeten, den Tadel der »fantastiques elevations Espagnols et Petrachistes«⁹⁵ nicht unreflektiert auf den »Erfinder« eines neuen Tons in der europäischen Liebesdichtung beziehen darf.

Die tiefe Vertrautheit mit dem Italienischen belegt das Faktum, dass er für eine der intimsten Gattungen, welche die westliche Kultur kennt, das persönliche Motto, Zitate aus dieser Sprache wählt. Der Sechzehnjährige trägt in sein Exemplar des Ausonius und Terenz die italienische Formel »mentre si puo« ein.⁹⁶ Auch im Feld der italienisch geschriebenen Texte gibt es eine deutliche Dominanz von Büchern mit historischem Inhalt, die antike und zeitgenössische Geschichte betreffend. Richard Cooper hat zu Recht bei seiner Analyse des Lektüerverhaltens Montaignes festgestellt: »Et pour ses lectures historiques Montaigne se tourne constamment vers l'Italie et vers les humanistes italiens.«⁹⁷

De situ Orbis. Trad. Guarinus Veronensis et Gregorius Trifernas. Basel 1549; vgl. auch die italienische Übersetzung Nr. 85: Strabon: La prima (seconda) parte della geografia. Trad. Alfonso Buonacciuoli. Venedig 1562.

91 Montaigne: Journal de voyage, S. 80, 134, 221.

92 Nr. 52 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 288; Leo Hebraeus: Dialoghi di amore. Venedig 1549.

93 Nr. 70 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 290; Francesco Petrarca: Il Petrarca. Lyon 1550, mit dem Motto Montaignes »mentre si puo«.

94 Belege bei Cooper: La bibliothèque italienne (Anm. 64), Anm. 18, S. 42 (Montaigne: De la tristesse, Essais I, 2, S. 37; Montaigne: Comme nous pleurons et rions d'une mesme chose, Essais I, 37, S. 238).

95 Montaigne: Des livres, Essais II, 10, S. 432.

96 Cooper: La Bibliothèque italienne (Anm. 64), S. 42, weitere Eintragungen des Mottos in bisweilen leicht variiertes Form in den Ausgaben von Petrarca, Leone Ebreo und Terenz; Nr. 70, 52 und 87 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43).

97 Cooper: La Bibliothèque italienne (Anm. 64), S. 49f.

Montaigne, der erklärt »[...] je ne voyage sans livres, ny en paix, ny en guerre [...]«,⁹⁸ hat sich für die Reise nach Italien gut präpariert. Eine Vorbereitung, deren Spuren noch im überlieferten Buchbesitz nachzuweisen sind. In der Bibliothèque municipale de Bordeaux kann man seinen Reiseführer für Rom, *Le Antichita della citta di Roma* von Lucio Mauro besichtigen,⁹⁹ während Sébastien Munsters *Cosmographie universelle* sich heute in Paris im Fonds Payen der BnF befindet.¹⁰⁰ Montaigne bedauert im *Journal de voyage*, dass er – gegen seine Gewohnheit – ohne den Strabo seiner Zeit nach Italien aufgebrochen ist,¹⁰¹ er wäre ihm vor allem in der Schweiz und im Alten Reich sehr nützlich gewesen. Immer wieder gelingt es dem Literaturwissenschaftler, bei Montaigne enge Verbindungen zwischen Buchbesitz, Lektüerverhalten und Reflexion über das Gelesene herzustellen, Relationen, die in wesentlicher Weise das Profil des Autors konturieren.

Gerade das Pariser Exemplar der *Cosmographie universelle* zeigt aber auch anschaulich die besonderen Interpretationsprobleme, die sich für den Bibliothekshistoriker selbst im glücklichen Fall der eindeutigen Zuweisung eines Buches an seinen berühmten Besitzer ergeben. Das 1565 in Basel bei Heinrich Petri erschienene Buch trägt auf der Titelseite das Exlibris Montaignes »en main propre«, die handschriftlichen Eintragungen im Text stammen aber, wie Frank Lestringant überzeugend bewiesen hat, nicht von ihm.¹⁰²

Exemplare mit handschriftlichen Eintragungen bilden eine erstrangige Quelle für den Bibliotheks- und Literaturhistoriker.¹⁰³ Die Skala reicht von einfachen Unterstreichungen und Lesemarkierungen bis zu ausführlichen Kommentaren. Für die Leserforschung besonders aufschlussreich sind Bemerkungen über den Beginn und das Ende der Lektüre. Mehrmaliges Durcharbeiten eines Textes in verschiedenen Lebensphasen kann durch solche Datierungen festgehalten werden. Handschriftliche Widmungen geben Einblick in die sozialen Vernetzungen eines Autors. Der Stil der Dedikation lässt Rückschlüsse zu auf die Relation zwischen Widmenden und Adressaten. In der Frühen Neuzeit werden Klientel- und Patronagebeziehungen durch die Widmungen aufgebaut

98 Montaigne: *De trois commerces*, III, 3, S. 869.

99 Nr. 59 bei de Botton/Pottié-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 289; Lucio Mauro: *Le Antichita della citta di Roma*. Venedig 1558.

100 Sébastien Munster: *La Cosmographie universelle*. Basel 1565.

101 Montaigne: *Journal de voyage*, S. 32.

102 Frank Lestringant: *Montaigne topographe et la description de l'Italie*. In: *Montaigne e l'Italia. Atti del Congresso Internazionale di studi di Milano-Lecco 26–30 ottobre 1988*, a cura die Enea Balmas. Genève: Slatkine 1991 (= Gruppo di studio sul Cinquecento Francese 2), S. 623–642.

103 Claudine Moulin: *Am Rande der Blätter. Gebrauchsspuren, Glossen und Annotationen in Handschriften und Büchern aus kulturhistorischer Perspektive*. In: *Autorenbibliotheken* (Anm. 6), S. 19–26.

oder stabilisiert. Schon früh kennt die humanistische Gelehrtenwelt den Brauch, ein Buchgeschenk als Zeichen der Freundschaft – als *pignus amoris* – zu überreichen; eine Praxis, die dann fast inflationär im 18. Jahrhundert eingesetzt wird. Nüchternheit ist auch bei der Zuordnung der handschriftlichen Eintragungen geboten, nur eindeutige Verifikationen helfen weiter; und auch bei vorhandenen Beständen ist häufig nicht mehr feststellbar, wie ein bestimmtes Exemplar in eine Sammlung gekommen ist. Häufig bedarf es der Absicherung durch weitere Quellen – Briefe, autobiographische Notate, Erwähnungen in anderen Texten, Beschreibungen von Lektürerlebnissen in Reisebeschreibungen, etc. – um zu soliden Ergebnissen für die literaturwissenschaftliche Forschung zu kommen.

Bei der Beachtung dieser Vorgaben bietet Montaignes Privatbibliothek selbst in der nur fragmentarischen Überlieferung reiches Material zur Lese- und Schreibpraxis eines Autors und schenkt Einblicke in das soziale Umfeld, in dem er sich bewegte. Montaigne lebt mit seinen Büchern, bei seinen frühen Erwerbungen notiert er sein Alter und das Kaufdatum. In dem berühmten Exemplar der Plantinschen Caesar-Ausgabe, das sich heute im Musée Condé befindet, notiert er penibel die Dauer der Lektüre vom Februar bis zum Juli 1578.¹⁰⁴ Dank dieser und weiterer zahlreicher Anmerkungen wird das Exemplar aus Chantilly zu einer unschätzbaren Quelle für die historische Leserforschung, die selten in dieser Zeit über solche präzisen Angaben verfügt. Es ist dies nicht das einzige Buch mit handschriftlichen Anmerkungen Montaignes: »Je parle au papier comme je parle au premier que je rencontre« notiert er im Essai *De l'utile et de l'honeste*¹⁰⁵ und präzisiert an anderer Stelle die Modilitäten dieses Gesprächs mit den vielen fremdsprachigen Büchern in seiner Bibliothek: »Car quelque langue que me parlent mes livres, je leur parle en la mienne.«¹⁰⁶

Wie überlegt und sorgfältig diese ›conversation plume en main‹ mit den Texten von Montaigne geführt wird, demonstriert eindrucksvoll das mit zahlreichen Annotationen versehene Lukrez-Exemplar *De rerum natura*, ediert von Denis Lambin 1563.¹⁰⁷ Durch das handschriftliche Exlibris, das freilich barbarisch überschrieben ist durch den Namenszug des späteren Besitzers – Jean Despagnet, Präsident des Parlaments in Bordeaux – kann das Exemplar eindeutig Montaignes privatem Buchbesitz zugeordnet werden.¹⁰⁸ Drei weitere

104 Cooper: *La bibliothèque italienne* (Anm. 64), S. 43.

105 Montaigne: *De l'utile et de l'honeste*, Essais III, 1, S. 829.

106 Montaigne: *Des livres*, S. 440.

107 Michael A. Screech: *Montaigne's annotated copy of Lucretius. A transcription and study of the manuscript, notes and pen-marks. With a foreword by Gilbert de Botton*. Genève: Droz 1998 (= *Travaux d'Humanisme et Renaissance*).

108 Alain Legros: *Le ›Lucrèce‹ de Lambin annoté par Montaigne, lecteur de commentaires*. In:

Bände stammen übrigens ebenfalls aus dem Buchbesitz der berühmten Familie aus Bordeaux.¹⁰⁹ Der große Montaignist Alain Legros bezeichnet mit gutem Grund die Entdeckung und kommentierte Publikation des annotierten Lukrez-Exemplars durch Michael Screech als »l'événement montaignien majeur des dernières décennies«.¹¹⁰ Montaigne differenziert seine handschriftlichen Eintragungen in verschiedenen Lektürepräsen durch den Gebrauch der Sprachen. Sind die frühen Notate des ersten Lesedurchgangs, der am 16. Oktober 1546 mit einem »perlegi« abgeschlossen wird,¹¹¹ in Latein verfasst, so sind die späteren, wohl in der Mitte der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts hinzugefügten Marginalien, die sich in Form und Inhalt von den früheren Eintragungen unterscheiden, alle in Französisch geschrieben. Die Anmerkungen belegen die Intensität der Auseinandersetzung mit dem Text von Lukrez. Montaigne notiert Irritationen – »Nescio quid sibi velit Lucretius«¹¹² – und hält Kritik an bestimmten Positionen des römischen Autors fest: »Non liquet«,¹¹³ schreibt er an den Rand der Verse III, 79–82, in denen Lukrez über die das Leben zerstörende Macht der Todesfurcht reflektiert. Zahlreich sind aber auch die affirmativen Bemerkungen im Sinne »Ce qu'il prouve«,¹¹⁴ der Marginale zu Vers II, 532 ff. Für die Interpretation der Texte Montaignes bildet dieses Exemplar eine geradezu unentbehrliche Basis. Nicht nur, dass die aus den *Essais* bekannte hohe Wertschätzung des Lukrez durch mehr als tausend Einträge bestätigt wird, der Gattungsforscher erfährt dank dieser einzigartigen Quelle auch, dass die Titel einiger *Essais* – wie II, 1 *De l'inconstance de nos actions* oder II, 37 *De la ressemblance des enfans aux peres* – unmittelbar auf Lukrez-Zitate zurückzuführen sind. Nur aufgrund der in das Handexemplar eingetragenen Notate kann Alain Legros zu der ebenso frappierenden wie erkenntniserhellenden Einsicht für die Montaigne-Philologie kommen:

Sur les feuillets de garde et de marge du Lucrèce. On découvre deux Montaigne, l'un encore jeune, studieux, à main latine et même grecque, qui ne néglige pas le commentaire de Lambin, qui le critique à l'occasion, mais comme Candide critique son maître, timidement et rarement, disant parfois sa perplexité devant un passage obscure. L'autre plus mûr, et déjà engagé dans l'écriture des *Essais*, trace, d'une main française

La librairie de Montaigne (Anm. 43), S. 81–95, hier S. 83, und Screech: Montaigne's annotated copy of Lucretius (Anm. 107), S. 12.

109 Es handelt sich um die Nummer Nr. 11, 16 und 42 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43).

110 Legros: Notes sur »Lucrèce«. In: Montaigne: Les Essais, S. 1859.

111 Belege bei André Tournon: Un livre à distance d'examen. In: La librairie de Montaigne (Anm. 43), S. 103–123, hier S. 105; Legros: Notes de lectures (Anm. 44), Nr. 793, S. 1233.

112 Legros: Notes de lectures (Anm. 44), Nr. 396, S. 1210.

113 Ebd., Nr. 294, S. 1204.

114 Legros: Le »Lucrèce« de Lambin (Anm. 108), S. 93.

plus libre et plus ample, des notes rapides qui balisent la relecture du long poème dégagé de ses gloses.¹¹⁵

Weitere zahlreiche handschriftliche Bemerkungen in antiken und zeitgenössischen historischen Werken wie Quintus Curtius Rufus *De rebus gestis Alexandri Magni*¹¹⁶ oder Nicole Gilles *Annales et Chroniques de France*¹¹⁷ belegen, in welchem Maße die Geschichte für Montaigne ein Argumentationsreservoir gebildet hat. Bisweilen begnügt sich der Leser Montaigne damit, nur seinen Eindruck in die Bücher hineinzuschreiben. Er ist dabei nicht zurückhaltend mit seinen Wertungen, so wenn in Jean Herbut de Fulstins *Histoire des Roys et princes de Poloigne* zu lesen ist: »C'est un abrégé[gé] de l'histoire simple et sans ornemen«¹¹⁸ oder zu der in Lyon 1562 erschienenen *Chronique de Flandres* bemerkt: »L'histoire de Flandres est chose commune et mieus ailleurs. L'introduction ennuieuse de harangues et praefaces.«¹¹⁹ Wesentlich günstiger fällt dabei das Urteil über die im gleichen Band mitabgedruckten *Mémoires d'Olivier de la Marche* aus, wenn Montaigne notiert: »[...] les mémoires, c'est un plesant livre et utile [...]«.¹²⁰

Für die Biographie eines Autors und seine persönlichen Beziehungen kommt dem Buchgeschenk eine herausragende Bedeutung zu. Drei – wie wieder handschriftliche Eintragungen belegen – der auf uns gekommenen 99 Bücher hat Montaigne als Präsent erhalten oder selbst verschenkt. Es handelt sich um Richardus Streinnius *Gentium et familiarum Romanarum Stemmata*,¹²¹ Marco Girolamo Vidas *Opera*¹²² und den übrigens als »Liber prohibitus«¹²³ klassifi-

115 Nr. 77 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 291: Quintus Curtius Rufus: De rebus gestis Alexandri Magni. Basel 1542.

116 Nr. 41 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43): Nicole Gilles: Annales et Chroniques de France. Paris 1562. Cf. Catherine Séguier-Leblanc: Gilles, Nicole. In: Dictionnaire de Montaigne (Anm. 43), S. 497 und vor allem die bahnbrechende Studie von Reinhold Dezeimeris: Annotations inédites de Michel de Montaigne sur les *Annales et chroniques de France* de Nicole Gilles. In: Revue d'Histoire Littéraire de la France 16 (1909), S. 213–258, 734–773; 18 (1912), S. 126–149; 20 (1913), S. 133–157; 21 (1914), S. 101–141.

117 Nr. 46 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 287: Jean Herbut de Fulstin: Histoires des Roys et princes de Poloigne. Paris 1573.

118 Nr. 81 bei Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 292: Denis Sauvage: Chronique de Flandres (suivie de) Les memoires de Messire Olivier de la Marche. Lyon 1562. Zitat des Eintrags S. 273.

119 Ebd.

120 Ebd.

121 Nr. 86 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 292: Richardus Streinnius: Gentium et familiarum Romanarum stemmata. Genève 1562.

122 Nr. 93 bei de Botton/Pottière-Sperry: À la recherche de la librairie (Anm. 43), S. 293: Marco Girolamo Vidas: Opera. Lyon 1541.

123 Thierry Gontier: Charron, Pierre. In: Dictionnaire de Montaigne (Anm. 43), S. 182–185, hier S. 182.

zierten *Il Catechismo in forma di dialogo* des Bernardino Ochino.¹²⁴ Insbesondere das letztere Werk wird durch den handschriftlichen Vermerk zu einem wichtigen biographischen Zeugnis: Montaigne selbst hat Pierre Charron, dem kämpferischen Theologen der Gegenreformation, das Buch bei dessen genau datierbaren Besuch im Schloss Montaigne überreicht: »Charron ex-dono dicti domini de Montaigne, in suo castello 2 Julii anno 1586.«¹²⁵ Dies ist ein wichtiges Dokument für Montaignes vertraulichen Umgang mit Charron, der einen wesentlichen, wenn auch nicht unumstrittenen Anteil an der späteren Verbreitung des *Essais* genommen hat.¹²⁶

Montaigne bietet nur einen besonders prominenten Fall für die engen Relationen zwischen Bibliotheksgeschichte und Literaturwissenschaft. Bereits vorliegende substantielle Studien zu dem Buchbesitz des Wolfenbütteler Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg, zu Johann Heinrich Brockes Bibliothek oder zu Georg Brandes heute in der Oldenburgischen Landesbibliothek deponierten privaten Büchersammlung haben gezeigt, wie erkenntniserhellend für die philologische Forschung in ganz unterschiedlichen Perioden bibliotheksgeschichtliche Analysen sein können. Paul Raabe hat seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in vielen Pilotstudien eindrucksvoll demonstriert, welches Potential in dem Forschungsansatz liegt, Bibliotheksgeschichte als literaturwissenschaftliche Disziplin zu betreiben. Gerade mit Blick auf die neuen Möglichkeiten digitaler Recherchen lohnt es sich, diesen Weg konsequent weiter zu verfolgen. Ein beeindruckendes Ergebnis der konzertierten Umsetzung von traditionellen und innovativen, elektronisch gestützten Analyseverfahren hat 2014 Annette Pozzo in ihrer Auswertung des Auktionskatalogs der Bibliothek des Göttinger Professors Lüder Kulenkamp vorgelegt: einem exemplum classicum für die Synthese von Bibliotheksgeschichte und Literaturwissenschaft!¹²⁷

124 Nr. 66 bei de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 290: Ochino, Bernadino: *Il catechismo in forma di Dialogo*. Basel 1586.

125 de Botton/Pottière-Sperry: *À la recherche de la librairie* (Anm. 43), S. 260.

126 Hugo Friedrich: *Montaigne*. Bern 1949, S. 431; Gontier: *Charron* (Anm. 123), S. 183: »Charron a eu, du point de vue historique, un rôle capital dans la diffusion des idées de Montaigne.«

127 Annette Pozzo: *Membra disiecta. Inhalt und Wirkung der Bibliothek des Göttinger Professors Lüder Kulenkamp (1724–1794)*. Berlin: Logos 2014 (= *Berliner Arbeiten zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft* 23). Vgl. die zustimmende Rezension von Hansmichael Hohenegger: *Caccia a novemila libri*. In: *Il Sole* 24 ore, 06.07.2014, S. 29.

Michael Pilz

Wissenschaftliche Bibliotheken und Literaturvermittlung aus literaturwissenschaftlicher Sicht

Abstract

Die Tätigkeit Wissenschaftlicher Bibliotheken hat in der literaturwissenschaftlichen Fachliteratur zum Praxisfeld »Literaturvermittlung« bislang nur geringe Aufmerksamkeit gefunden, während dort Literaturarchive (aber auch Öffentliche Bibliotheken) als wichtige Akteure des Literaturbetriebs bevorzugt auf Interesse stoßen. Umgekehrt hat die innerhalb des Bibliothekswesens seit langem zu beobachtende Abkehr von einem weiten Literatur- zugunsten eines strategisch einsetzbaren Informationsbegriffs mit dazu geführt, dass Fragen der Literaturvermittlung im Kontext des wissenschaftlichen Bibliothekswesens auch vonseiten der Bibliothekswissenschaft gegenwärtig kaum diskutiert werden. Der vorliegende Beitrag versucht nun, das Verhältnis von Wissenschaftlicher Bibliothek und Literaturvermittlung aus literaturwissenschaftlicher Sicht zu umreißen, was u. a. die Frage nach dem Ort der Belletristik in wissenschaftlichen Bibliotheksbeständen einschließt.

In literary studies dealing with the practices of the mediation of literature the activities of research libraries are not in focus traditionally. So far literary archives as well as public libraries seem to be preferred in order to characterise eminent institutions of the literary field. Due to the substitution of »literature« by »information« in the theory of librarianship, matters of the mediation of literature concerning research libraries are hardly discussed in library and information science too. From a philologist's point of view this article focuses on this relationship including the importance of fiction or belles lettres in the holdings of research libraries.

Keywords

Literaturvermittlung – Literaturwissenschaft – Wissenschaftliche Bibliotheken – Belletristik – Bestandsaufbau – Bestandsvermittlung – Bibliographie – Literaturinformation – Digitalisierung

Mediation of literature – literary studies – research libraries – fiction / belles lettres – collection building – library usage – bibliography – bibliographic reference – digitalisation

1. Vermittlungsversuche: Literatur, Bestand, Information?

Differenziert man die handlungsrelevanten Instanzen und Akteure des literarischen Feldes nach den Gesichtspunkten der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur, ist die Rubrizierung der Institution »Bibliothek« (gleich welcher funktionalen oder typologischen Zuordnung) auf Seiten der Distribution offenkundig: »Was die Zirkulation von Büchern und Medien anbelangt, übernehmen Bibliotheken die Funktion mächtiger Multiplikatoren.«¹ Definiert man darüber hinaus mit Stefan Weber ein Medium topologisch als einen »Ort [...] der Vermittlung [...] von (textuell) Vermitteltem«,² dann ist im Anschluss an Hans-Christoph Hobohm die Beschreibung der Bibliothek als medialer Ort nicht nur möglich,³ sondern naheliegend: die Bibliothek als »Meta-Medium«.⁴ Ihre »Rolle als Vermittlungsinstanz«⁵ dürfte in jedem Fall außer Frage stehen, zumal das professionelle Selbstverständnis der bibliothekarischen Praxis bis heute auf der klassischen Tätigkeits-Trias von »Sammeln, Erschließen und Vermitteln« aufruht.⁶ – Allein: *was* die Bibliothek, zumal die Wissenschaftliche, denn nun *genau* vermittelt bzw. in welcher Hinsicht sie diese Rolle im Rahmen eines literaturwissenschaftlich definierten Praxisfeldes namens »Literaturvermittlung« spielen könnte, scheint bereits weit weniger eindeutig festzustehen.

Für die jüngsten von der Literaturwissenschaft vorgelegten Sammelbände zum Thema »Literaturbetrieb« im deutschsprachigen Raum jedenfalls scheinen Bibliotheken schlichtweg (schon) nicht (mehr) zu existieren – ganz im Gegen-

1 Katja Stopka: Bibliothek. In: Das Buch-Markt-Buch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen. Hg. von Erhard Schütz zusammen mit Silke Bittkow, David Oels, Stephan Porombka und Thomas Wegmann. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2005 (= rowohlt's enzyklopädie 55672), S. 53–58, hier S. 55.

2 Stefan Weber: Medien – Systeme – Netze. Elemente einer Theorie der Cyber-Netzwerke. Bielefeld: Transcript 2001, S. 28.

3 Vgl. Hans-Christoph Hobohm: Bibliothek als Zensur. In: Bibliothek leben. Das deutsche Bibliothekswesen als Aufgabe für Wissenschaft und Politik. Festschrift für Engelbert Plassmann zum 70. Geburtstag. Hg. von Gerhard Hacker und Torsten Seela. Wiesbaden: Harrasowitz 2005, S. 66–79, hier insbes. S. 67f.

4 Vgl. Markus Krajewski: Die Bibliothek als Meta-Medium. In: Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Hg. von Konrad Umlauf und Stefan Gradmann. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 81–88.

5 Hobohm: Bibliothek als Zensur (Anm. 3), S. 67.

6 Vgl. Klaus Gantert, Rupert Hacker: Bibliothekarisches Grundwissen. 8. Aufl. München: Saur 2008, S. 54.

satz zu Literaturarchiven, die vonseiten der literaturwissenschaftlichen Forschung einen ungleich höheren Aufmerksamkeitsbonus für sich verbuchen können, wenn es darum geht, die institutionellen Säulen der Literaturvermittlung in den Blick zu nehmen.⁷ In den einschlägigen Lehr- und Einführungsbüchern zum Thema wird das (zugegeben: weite) Feld des Bibliothekswesens über den Grenz-, Rand- oder auch Teilbereich der Literaturarchive hinaus zwar durchwegs mehr oder weniger pauschal berücksichtigt, in definitorischer und terminologischer Hinsicht aber meist nicht sehr versiert abgehandelt.⁸ Überblickt man die Summe der vorliegenden literaturwissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema »Literaturvermittlung«, wird man jedenfalls den Eindruck kaum loswerden, dass darin das Thema »Bibliotheken« (und insbesondere dasjenige der Wissenschaftlichen Bibliotheken, das im folgenden in den Fokus genommen werden soll) bestenfalls das Dasein eines Stiefkindes

7 Vgl. Literaturbetrieb in Deutschland. Hg. von Heinz Ludwig Arnold und Matthias Beilein. 3. Aufl. München: Ed. Text + Kritik 2009 (wo sich im Abschnitt »Vermittler« auf S. 141–150 zwar ein Beitrag von Jochen Meyer zur Frage »Literaturarchive. Ein deutscher Sonderweg?«, darüber hinausgehend jedoch kein Platz für Bibliotheken findet). Gleiches gilt für den Band: Literaturbetrieb. Zur Poetik einer Produktionsgemeinschaft. Hg. von Philipp Theiso and Christine Weder. München: Fink 2013 (wo auf S. 77–88 mit dem Beitrag von Irmgard M. Wirtz unter dem Titel »Der Eigensinn der Nachlässe. Zur Poetik des Archivs« allein das letztere unter die nennenswerten »Exponenten des Betriebs« gerechnet wird). Über einen eigenen Abschnitt »Archiv« mit gleich drei Beiträgen zur Literaturvermittlung im Literaturarchiv von Oliver Ruf, Claude D. Conter und Johann Holzner verfügt der thematisch freilich etwas anders ausgerichtete Tagungsband: Perspektiven der Literaturvermittlung. Hg. von Stefan Neuhaus und Oliver Ruf. Innsbruck: StudienVerlag 2011 (= Angewandte Literaturwissenschaft 13), S. 261–297, wobei ebd., S. 298–314 immerhin noch ein Aufsatz von Murray G. Hall über die Linzer »Führerbibliothek«, also zu einem bibliothekshistorischen Spezialthema, angefügt und unter die Rubrik »Archiv« subsumiert wurde. Dass sich im selben Band mit Gerhard Hacker sogar noch ein Bibliothekswissenschaftler dem Thema »Wertende Metatexte und wie sie funktionieren: Bibliothekarische Buchbesprechungen und Feuilletonkritiken in vergleichender Analyse« widmet (ebd., S. 186–201), darf dagegen als die sprichwörtliche Ausnahme betrachtet werden, die die allgemeine Regel einer Unterrepräsentation bibliothekarischer Fachthemen im literaturwissenschaftlichen Diskurs über den Literaturbetrieb viel eher bestätigt als widerlegt. Wenn Bibliotheken vonseiten der Literaturwissenschaft tatsächlich einmal explizit als spezifische »Orte der Literaturvermittlung« angesprochen und behandelt werden, sind es signifikanterweise die (mit großem »Ö« zu denkenden) »öffentlichen Bibliotheken, von denen [...] vor allem die Rede sein soll« (Ulrike Tanzer: Bibliotheken als Orte der Literaturvermittlung. In: (Ver)Führungen. Räume der Literaturvermittlung. Hg. von Meri Disoski, Ursula Klingeböck und Stefan Krammer. Innsbruck: StudienVerlag 2012 (= ide-extra 19), S. 19–30, hier S. 22. Der Aufsatz legt seinen Fokus auf den Bereich der Leseförderung und des außerschulischen Lernens in Öffentlichen Bibliotheken).

8 Vgl. Bodo Plachta: Literaturbetrieb. München: Fink 2008 (= UTB 2982), S. 80–82; Stefan Neuhaus: Literaturvermittlung. Konstanz: UVK 2009 (= UTB 3285), S. 235–239; Steffen Richter: Der Literaturbetrieb. Eine Einführung. Texte – Märkte – Medien. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011 (= Einführung Germanistik), S. 52–54. Durchaus kundig und differenziert zur Rolle von Bibliotheken im Kontext des Literaturbetriebs der Lexikoneintrag von Stopka: Bibliothek (Anm. 1).

führt – ein Eindruck freilich, der auf Gegenseitigkeit beruht, wenn man umgekehrt in der bibliothekarischen Fachliteratur nach dem Verhältnis von Wissenschaftlicher Bibliothek und Literaturvermittlung sucht. Literatur- und Bibliothekswissenschaft scheinen zumindest auf der Ebene der theoretischen Reflexion in Paralleluniversen zu existieren und nur gelegentlich voneinander Notiz zu nehmen, obwohl beide nicht müde werden, von Vermittlung und Vermittlungsleistungen zu sprechen.

Das Sachregister im jüngst erschienenen *Handbuch Bibliothek* des Metzler Verlages etwa, das auf den ersten Blick eine erfreuliche Präsenz des Themenfeldes »Bibliothek« im Rahmen einer eingeführten Handbuchreihe zu kultur- und literaturwissenschaftlichen Fragestellungen jenseits des engeren bibliothekswissenschaftlichen Fachdiskurses belegt, kennt den Eintrag »Literatur« überhaupt nicht, von »Literaturvermittlung« ganz zu schweigen – nur das unvermeidliche Literaturarchiv hat auch hier einen einsamen Indexeintrag erhalten, um im Hauptteil rein enumerativ abgehandelt zu werden.⁹ Die Zeiten, in denen das Selbstverständnis des Bibliothekswesens im deutschsprachigen Raum noch so eindeutig auf einen (weiten) Literaturbegriff rekurrierte, dass das bewusst vom faktographisch orientierten Informationsbegriff benachbarter Tätigkeitsfelder abgrenzbare »literarische Dokument« als weitgehendes Synonym für »Medium« oder »Bestandseinheit« und damit für den Kerngegenstand der bibliothekarischen Sammlungs-, Erschließungs- und Vermittlungsleistungen Geltung beanspruchen konnte,¹⁰ sind augenscheinlich vorbei. Während im *Lexikon des Bibliothekswesens* von Horst Kunze und Gotthard Rückl aus dem Jahr 1974 noch ganze 23 Spalten für Lemmata reserviert waren, die von »literarischen Formen und Genres« über den »Literaturbericht«, die »Literaturbewertung« oder die »Literaturinformation« bis hin zur »Literaturzusammenstellung« reichten,¹¹ ist heute längst von etwas anderem die Rede: Im »Informationszeit-

9 Vgl. *Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*. Hg. von Konrad Umlauf und Stefan Gradmann. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 418.

10 Vgl. H[orst] K[unz]e: Literarisches Dokument. In: *Lexikon des Bibliothekswesens*. Hg. von Horst Kunze und Gotthard Rückl unter Mitarb. von Hans Riedel und Margit Wille. 2., neubearb. Aufl. Leipzig: Bibliograph. Institut 1974, Bd. 1, Sp. 912. Darin heißt es ebenso eindeutig wie selbstbewusst: »Die traditionelle Bezeichnung ›Buch‹ ist für die Bezeichnung der Sammelobjekte von Bibliotheken zu eng geworden, es empfiehlt sich daher, eine allgemeinere Bezeichnung, eben [literarisches] D[okument] dafür zu verwenden. [...] Falsch wäre es, wenn die Bibliothekare auf einen eigenen Terminus zur Bezeichnung ihrer Sammelgegenstände verzichteten und z. B. eine Übernahme der Terminologie anstrebten, die auf dem Gebiete der Information herrscht. Dort spricht man von Informationsquellen, Informationsträgern, Informationstexten. Das kommt daher, daß in der Information die Informationsaussage alles, die Form nichts bedeutet, sofern nur die Rezeption der Quellen gesichert ist. Bibliotheken sammeln, entsprechend ihren komplexen Aufgaben ID sowohl unter dem Gesichtspunkt des Inhalts als auch der Form (z. B. Rara und ›schönste Bücher‹).«

11 Vgl. ebd., Bd. 1, Sp. 912–934.

alter« der »Informationsgesellschaft« definieren sich Bibliotheken als »Informationsmanager«¹² respektive »als informationsverarbeitende, -bewahrende und -bereitstellende Institutionen«,¹³ in denen das Sammeln, Erschließen und Vermitteln von »Informationsquellen«¹⁴ respektive von »publizierte[r] Information«¹⁵ im Zentrum steht.

Dieser bei Kunze/Rückl noch ganz bewusst vermiedene Sprachgebrauch zielt nun freilich nicht nur verstärkt auf den Inhalt medialer Angebote ab, sondern schränkt diesen auch begrifflich auf den Aspekt der Wissensproduktion ein, womit zwangsläufig andere, gerade für den Umgang mit fiktionaler Literatur jedoch konstitutive Aspekte wie ästhetisches Fragen oder auch die von Kunze herausgehobene *Form* von Literatur (die bei ihm explizit auch »schön« sein kann) bestenfalls marginalisiert werden. Darüber hinausgehend ist der nachhaltig wirksamen »Annäherung der Bibliothekswelt an den Informationsbegriff«¹⁶ mit ihrer Definition von »Bibliotheken als Informationseinrichtungen«¹⁷ zugleich eine »Loslösung vom Medium«¹⁸ im materiellen Sinne und damit vom konkreten Sammlungsbestand eingeschrieben – nicht nur die »Literaturvermittlung«, auch die traditionelle bibliothekarische »Bestandsvermittlung« ist damit terminologisch von der »Informationsvermittlung« in Bibliotheken abgelöst worden.¹⁹

12 Bibliotheken 2007. Strategiekonzept. Hg. von der Bertelsmann-Stiftung und der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände e.V. Gütersloh: Verl. der Bertelsmann Stiftung 2004, S. 7.

13 Engelbert Plassmann, Hermann Rösch, Jürgen Seefeldt, Konrad Umlauf: Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland. Eine Einführung. 2., gründlich überarb. und erweiterte Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz 2011, S. 7.

14 Ebd., S. 9.

15 Walther Umstätter: Lehrbuch des Bibliotheksmanagements. Stuttgart: Hiersemann 2011, S. 11.

16 Hans-Christoph Hobohm: Information und Wissen. In: Handbuch Bibliothek (Anm. 9), S. 73–80, hier S. 73.

17 Ebd.

18 Ebd., S. 74.

19 Vgl. Hermann Rösch: Vermitteln. In: Handbuch Bibliothek (Anm. 9), S. 103–107, hier S. 103. – Dass inzwischen auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) nicht mehr nur mit der Formulierung rhetorischer Fragen über das »Ende der Sammlung« im deutschen Bibliothekswesen reflektiert, sondern solche Fragen mit der Abwicklung ihres traditionsreichen Sondersammelgebietsplans zugunsten von »Fachinformationsdiensten für die Wissenschaft« längst schon faktisch beantwortet hat, ist vor diesem Hintergrund ebenso symptomatisch wie konsequent: »Eine umfassende Literatursammlung ist nicht mehr dasjenige Ziel, auf welches sich der Beitrag speziell der DFG-Förderung zu einer zukunftsweisenden Informationsinfrastruktur richten wird. Aus diesem Grund ist auch bei der Benennung des neuen Förderprogramms auf den Begriff des Sammelns ausdrücklich verzichtet worden.« (Christoph Kümmel, Peter Strohschneider: Ende der Sammlung? Die Umstrukturierung der Sondersammelgebiete der Deutschen Forschungsgemeinschaft. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014), S. 120–129, hier S. 121). Eine förde-

Zumal sich allerdings der traditionelle bibliothekarische Bestands- und Literaturbegriff als weit genug erwiesen hatte, um auch den genuinen Gegenstandsbereich von Literaturwissenschaft und Literaturvermittlung, d.h. die *Belletristik* als »Literatur im engeren Sinne« problemlos mit einzuschließen,²⁰ mag es aus philologischer Perspektive an dieser Stelle immerhin angezeigt erscheinen, an eine Feststellung Rupert Hackers zu erinnern, die dieser bereits vor über einem Vierteljahrhundert auf einem der zahllosen Höhepunkte bibliothekarischer Selbstfindungskrisen unter der Überschrift »Literatur ist mehr als Information« wie folgt formuliert hat:

Die Begriffe »Literatur« und »Text« sind nicht gleichbedeutend mit »Information«. Literatur ist mehr als Information. [...] Der Wert von Schöner Literatur – nehmen wir etwa Goethes Gedicht »An den Mond«, Hofmannsthals »Jedermann« oder »Zettels Traum« von Arno Schmidt – bemißt sich nicht nach den darin enthaltenen Informationsmaßeinheiten. [...] Aber auch bei ganz »normaler« Sach- und Fachliteratur, auch bei der gängigen wissenschaftlichen Literatur geht es nicht nur um Einzelinformationen. Der Leser, vor allem der Wissenschaftler und Forscher, benötigt meist nicht lediglich Fakten oder Forschungsergebnisse, er benötigt sie vielmehr in einem Entstehungs-, Begründungs- und Argumentationszusammenhang, der nur in fortlaufenden Texten entwickelt werden kann.²¹

rungspolitische Programmatik, die »ausdrücklich auf eine Optimierung des Zugriffs auf Informationen« abzielt, »nicht aber vorrangig auf [...] umfassende Beschaffung und Archivierung« von Medienbeständen in gedruckter oder digitaler Form (ebd., S. 125), muss freilich nicht nur aus »vorrangig bibliothekarischer Perspektive [...] problematisch erscheinen« (ebd., S. 126). Sie scheint vielmehr auch mit Blick auf die konkreten Forschungsinteressen der Geistes- und Kulturwissenschaften zu bestätigen, dass zumindest für diese Fächer vonseiten der Fördergeber in Deutschland »das Verständnis für die größeren Zusammenhänge einer nachhaltigen, stabilen und verlässlichen Literaturversorgung [...] abhanden gekommen ist« (Rolf Griebel: Ein »folgenreicher« Paradigmenwechsel. Die Ablösung der Sondersammelgebiete durch die Fachinformationsdienste für die Wissenschaft. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014), S. 138–157, hier S. 138). Vgl. dazu auch Elmar Mittler: Nachhaltige Infrastruktur für die Literatur- und Informationsversorgung: im digitalen Zeitalter ein überholtes Paradigma – oder so wichtig wie noch nie? In: Bibliothek. Forschung und Praxis 38 (2014), S. 344–364, sowie Klaus Kempf: Bibliotheken ohne Bestand? Bestandsaufbau unter digitalen Vorzeichen. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 38 (2014), S. 365–397.

20 Vgl. Neuhaus: Literaturvermittlung (Anm. 8), S. 9f. und S. 13 zur Verwendung des Begriffs »Literaturvermittlung« als »Bezeichnung für die [...] Vermittlung von *fiktionaler* Literatur« (Hervorhebung M. P.).

21 Rupert Hacker: Literaturversorgung, nicht Informationsvermittlung als Hauptaufgabe der Bibliotheken. Eine terminologische Betrachtung. In: Bibliotheksdienst 22 (1988), Nr. 8, S. 717–728, hier S. 720f. Hackers Plädoyer schließt mit den Worten (ebd., S. 727): »Bibliothekare sind *Literaturvermittler*, nicht lediglich Faktenvermittler. [...] Hauptaufgabe der Bibliotheken ist und bleibt die Literaturversorgung, also das Sammeln, Erschließen und Vermitteln von Literatur. Literatur ist weniger, aber zugleich mehr als Information. Es ist für das Selbstverständnis der Bibliothekare wichtig, diesen Unterschied zu beachten« (Hervorhebung M. P.).

Die fachinterne Polemik gegen Hackers *Terminologische Betrachtung* fiel seinerzeit durchaus heftig aus: Obwohl der Verfasser seinen gesamten Ausführungen dezidiert einen weiten Text- und Literaturbegriff etwa im Sinne des eingeführten »literarischen Dokuments« zugrundelegte und sich keineswegs auf die lediglich argumentativ mit ins Feld geführte Belletristik beschränkte, wurde ihm u. a. der Vorwurf gemacht, sich allein an die »Freunde der Schönen Literatur«²² gewandt und die Informationsinteressen aller anderen Bibliotheksbenutzer ignoriert zu haben. – Ein Kurzschluss, der freilich bezeichnend erscheint für die bisweilen recht forciert formulierte Verabschiedung des Bibliothekswesens vom Literaturbegriff zugunsten eines nicht zuletzt strategisch einsetzbaren Informationsparadigmas, das wohlgemerkt bereits lange vor der Durchsetzung des World Wide Web oder auch der heute allgegenwärtigen Digitalisierung in Alltag und Wissenschaften seine Dominanz zu entfalten begonnen hatte.²³

Die damit verbundenen Nuancierungen und Veränderungen im theoretischen Sprachgebrauch wie im praktischen Selbstverständnis wissenschaftlicher Bibliotheksarbeit mögen mit dazu beigetragen haben, dass Bibliotheks- und Literaturwissenschaft in Hinblick auf die hier zu behandelten Aufgaben der wissenschaftlichen Bibliothek *als Literaturvermittler* bislang nicht recht zueinander gefunden haben. Ein weiterer Grund mag freilich auch in der Definition des Begriffs »Literaturvermittlung« durch eine anwendungsorientierte Literaturwissenschaft liegen, die ihren Gegenstand im Sinne einer »berufsbezogene[n]«²⁴ Praxis ausdrücklich als »das Tätigkeitsfeld professioneller Leser«²⁵ beschreibt: »Literaturvermittler von Beruf [...] sind immer professionelle Leser, und eigentlich sind professionelle Leser auch immer Literaturvermittler.«²⁶

Dieser Definition steht nun aufseiten der beruflichen Praxis in wissenschaftlichen Bibliotheken ein Aufgabenprofil gegenüber, das zumindest für die Ebenen unterhalb der Fachreferate keineswegs die Tätigkeit von *Lesern oder Leserinnen* vorsieht – im Gegenteil: »Sie wollen wissen, wieso ich jedes Buch kenne? Dann kann ich ihnen nun allerdings sagen: Weil ich keines lese!« lässt schon Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* einen Bibliothekar der Wiener Hofbibliothek sagen²⁷ und den damit konfrontierten General Stumm fortfahren:

22 Lorenz Fichtel: Informationsvermittlung oder Literaturvermittlung. Zu Rupert Hackers Beitrag in Heft 8/1988. In: Bibliotheksdienst 22 (1988), Nr. 11, S. 1124–1126, hier S. 1124f.

23 Vgl. dazu bereits grundlegend Paul Kaegbein: Bibliotheken als spezielle Informationssysteme. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 20 (1973), S. 424–442.

24 Neuhaus: Literaturvermittlung (Anm. 8), S.13.

25 Ebd., S. 15.

26 Ebd., S. 7.

27 Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. I: Erstes und zweites Buch. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 1995 (= Rororo 13462), S. 462.

Weißt du, das war mir nun beinahe wirklich zu viel! Aber er hat es mir, wie er meine Bestürzung gesehen hat, auseinandergesetzt. Es ist das Geheimnis aller guten Bibliothekare, daß sie von der ihnen anvertrauten Literatur niemals mehr als die Büchertitel und das Inhaltsverzeichnis lesen. »Wer sich auf den Inhalt einläßt, ist als Bibliothekar verloren!« hat er mich belehrt. »Er wird niemals einen Überblick gewinnen!«²⁸

Dies ist durchaus nicht nur metaphorisch zu verstehen,²⁹ sondern kann als Beschreibung einer praktischen Tatsache gelten: Der berufliche Umgang mit Büchern, Medien oder Literatur im Kontext des wissenschaftlichen Bibliothekswesens setzt allfällige Affinitäten für deren Lektüre nicht zwangsläufig voraus und kann im Gegenteil über weite Strecken sogar recht gut auf diese verzichten. Während der traditionsgemäß für Bestandsaufbau und Sacherschließung zuständige Bibliothekar des höheren Dienstes seit der Professionalisierung seines Berufsstandes im Preußen der Gründerzeit³⁰ als ausgewiesener Fachwissenschaftler mit bibliothekarischer Zusatzqualifikation zumindest seiner akademischen Provenienz nach dem Beschreibungsmuster eines »professionellen Lesers« noch entsprechen mochte und meinethalben auch weiterhin entspricht, trifft dies für all jene grundständig ausgebildeten Bibliothekare längst nicht mehr zu, deren spezifisches Berufsbild seinerzeit ausdrücklich zur Entlastung der Bibliotheksmitarbeiter mit universitärer Vorbildung von »rein mechanischen und technischen Arbeiten«³¹ konzipiert worden war. In den Curricula der Fachhochschulstudiengänge für Bibliotheks- und Informationswissenschaft sowie in der Konzeption des darunter angesiedelten Ausbildungsberufs eines Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste ist dieses Tätigkeitsfeld mit diversen Modifikationen bis heute aktualisiert und fortgeschrieben worden.³²

28 Ebd.

29 Für Stefan Gradmann führt Musils Bibliotheks-Kapitel ins »Herz der Bibliotheksmetapher«, vgl. Gradmann: »Bibliothek« als Begriff und Metapher: Von der Büchersammlung zur Programmbibliothek. In: Handbuch Bibliothek (Anm. 9), S. 3–10, hier S. 7f.

30 Vgl. Uwe Jochum: Bildungsgrenzen. Die Ausbildung des Höheren Bibliotheksdienstes in Deutschland. In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900–2000. Festschrift. Hg. von Engelbert Plassmann und Ludger Syré. Wiesbaden: Harrassowitz 2000, S. 231–251 sowie: Bibliothekare zwischen Verwaltung und Wissenschaft. 200 Jahre Berufsbilddebatte. Hg. von Irmgard Siebert und Thorsten Lemanski. Frankfurt/Main: Klostermann 2014 (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderbände 111).

31 Gerhard Hacker: WB-Bücher, ÖB-Praxis und bibliothekswissenschaftliches Denken. Zur notwendigen Überwindung der bibliothekarischen Spartenrennung in der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. In: Bibliothekswissenschaft – quo vadis? Eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen. Hg. von Petra Hauke. München: Saur 2005, S. 393–416, hier S. 399.

32 Zur gegenwärtigen Definition von Aufgabenverteilung und Tätigkeitsprofilen bibliothekarischer Arbeit nach den Maßgaben eines aktualisierten Berufsbildes vgl.: Berufsbild 2000. Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel. Hg. von der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände e. V. Berlin 1998.

Indes ist auch Musils Bibliothekar ein Leser – freilich nicht von Primärliteratur, sondern von Paratexten, Metatexten und bibliographischen Informationsmitteln,³³ wie überhaupt das »Meta-Medium« Bibliothek³⁴ in seinem gesamten Wechselverhältnis zu den übrigen Produktions-, Distributions- und Rezeptionsinstanzen des literarischen Feldes in hohem Maße durch das Charakteristikum der *Vermitteltheit* gekennzeichnet ist: Als weitere Distributionsinstanz zwischen verbreitendem Buchhandel und Endrezipient positioniert, zählen Bibliotheken nicht nur nach wie vor »zu den wichtigsten Kunden des Buchhandels«,³⁵ dessen Produkte sie durch Überführung in ihre eigenen Bestände an die Leser weitervermitteln, sondern sie nutzen für diesen Bestandsaufbau neben den z. T. wiederum in Bibliotheken sowie im Buchhandel selbst erstellten bibliographischen Informationsmitteln auch das breite Spektrum an wertenden Metatexten, die von Rezensenten und Rezensentinnen unterschiedlichster professioneller Verankerung produziert werden.³⁶ Als Wissenschaftliche Bibliotheken adressieren sie schließlich primär kein allgemeines, sondern vielmehr ein wissenschaftlich orientiertes Lesepublikum, was im Rahmen einer auf die Belange der literaturwissenschaftlichen Literaturversorgung zugeschnittenen Bibliotheksarbeit konkret bedeutet, dass zu ihren bevorzugten Nutzern wiederum professionelle *Literaturvermittler* innerhalb des akademischen Feldes zählen. Darüber hinaus wenden sie sich mit den Studierenden auch an all jene Personen, die dieses Feld im Zuge ihres Studiums betreten; entweder, um ihrerseits als Berufsleser längerfristig darin zu verharren oder um es über kurz oder lang wieder zu verlassen (oft genug mit dem Ziel, in anderen Sparten der Literaturvermittlung tätig zu werden, vom Verlagswesen bis hin zum Kulturjournalismus und der Literaturkritik). Als akademische Literaturversorger für Forschung und Lehre leisten insbesondere die Universitätsbibliotheken mithin einen konkreten Beitrag zur Ausbildung späterer Literaturvermittler.

Damit dürften die wesentlichen Punkte angesprochen sein, die es für eine Beantwortung der Frage nach der spezifischen Rolle und Bedeutung Wissen-

33 Vgl. Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften* (Anm. 27), S. 462: »Ich fragte ihn atemlos: ›Sie lesen also niemals eines von den Büchern?‹ / ›Nie; mit Ausnahme der *Kataloge*.« (Hervorhebung M. P.).

34 Vgl. Anm. 4.

35 Stopka: *Bibliotheken* (Anm. 1), S. 54: »Bibliotheken gehören zu den wichtigsten Kunden des Buchhandels und sichern mitunter sogar dessen Existenz. Wissenschafts- und Fachverlage etwa, deren Bücherpreise häufig weit über dem Durchschnitt liegen, verdanken ihre stärksten Umsätze den wissenschaftlichen Bibliotheken. [...] Die Geschicke von Verlagen und Buchhändlern sind also nicht selten an die von der öffentlichen Hand bewilligten Bibliotheksetats geknüpft.«

36 Vgl. das Kapitel »Erwerbungsunterlagen« in Kurt Dorf Müller: *Bestandsaufbau an wissenschaftlichen Bibliotheken*. Frankfurt/Main: Klostermann 1989 (= *Das Bibliothekswesen in Einzeldarstellungen*), S. 41–49.

schaftlicher Bibliotheken im Praxisfeld der Literaturvermittlung (nach literaturwissenschaftlicher Definition) zu beachten gilt. Denn wenn im Folgenden mit Stefan Neuhaus »Literaturvermittlung« als Oberbegriff für all jene kommunikativen Akte und Praktiken innerhalb einer professionalisierten Struktur verstanden werden soll, deren Absicht darin besteht, »Kenntnis von und Wissen über Literatur an andere Menschen weiterzugeben, die sich für [...] die Lektüre von literarischen Texten interessieren«,³⁷ gilt es zunächst die Voraussetzungen dafür zu klären, nach welchen Maßgaben und in welcher Form sich Wissenschaftliche Bibliotheken überhaupt daran beteiligen (können), in diesen Sinne Wissen und Informationen über Belletristik respektive fiktionale oder »schöne« Literatur zu kommunizieren. Neben der Benutzerstruktur ist mithin nach der Funktion und dem daran gekoppelten Sammlungsauftrag Wissenschaftlicher Bibliotheken zu fragen, sowie danach, im Rahmen welcher Medien die jeweiligen Kommunikationsleistungen erbracht werden.

2. Wissenschaftliche Bibliothek und Belletristik

Die typologische Abgrenzung der Wissenschaftlichen von der Öffentlichen Bibliothek ist traditionellerweise eine doppelte: Sie erfolgt zum einen durch die funktionale Ausrichtung der ersteren auf jene Aufgabenbereiche der Informations- und Literaturversorgung, die »vor allem dem wissenschaftlichen Studium und der Forschung dienen«³⁸ sollen, und zum anderen durch die Betonung einer daraus ableitbaren Archivfunktion, die die wissenschaftliche »Aufbewahrungsbücherei«³⁹ mit ihrer Perspektivierung auf das »Forschungsinteresse späterer Generationen«⁴⁰ von der rein gegenwartsbezogenen »Verbrauchsbücherei«⁴¹ und ihrer Orientierung an den aktuellen Bildungs- und Unterhaltungsbedürfnissen einer allgemeinen Öffentlichkeit unterscheidet.⁴² Als Ar-

37 Neuhaus: Literaturvermittlung (Anm. 8), S. 8.

38 Gantert/Hacker: Bibliothekarisches Grundwissen (Anm. 6), S. 17.

39 Erwin Ackerknecht: Deutsche Belletristik in der wissenschaftlichen Bibliothek (1919). In: Ders.: Büchereifragen. 2. Aufl. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1926, S. 164–172, hier S. 168.

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Die hier unter Rückgriff auf die historische Wortwahl Erwin Ackerknechts formulierte Funktionsbestimmung findet sich weitgehend unverändert in den bibliothekspolitischen Positionspapieren der jüngsten Vergangenheit fortgeschrieben, vgl. etwa die Definition der vier arbeitsteiligen »Funktionsstufen« in: Bibliotheken '93. Strukturen, Aufgaben, Positionen. Hg. von der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände. Berlin: Dt. Bibliotheksinstitut 1994, passim, in der die Archivfunktion den Bibliotheken der Funktionsstufe 3 und 4 zugewiesen wird, d. h. jenen Bibliotheken, denen die Literaturversorgung zur Deckung

chivbibliothek ist die Wissenschaftliche Bibliothek damit von vornherein als eine »Gedächtnisinstitution« definiert,⁴³ die die »Idee« der Bibliothek als solche bzw. die Vorstellungen von ihrer gesellschaftlichen Funktion in der öffentlichen Wahrnehmung von jeher entscheidend mitbestimmt hat.⁴⁴ Über die synchrone Vermittlung von Literatur oder Informationen zu einem gegenwärtigen Zeitpunkt hinaus ist die literaturvermittelnde Leistung Wissenschaftlicher Bibliotheken also immer auch als eine Überlieferungsleistung zu betrachten, die sich mit Jurij Lotman als (Auto-)Kommunikation *in der Zeit* definieren ließe, d. h. als diachrone Verständigung einer Gesellschaft oder Kulturgemeinschaft mit sich selbst anhand der Artefakte ihrer Wissens- und Kulturproduktion.⁴⁵ Unter Rückgriff auf Aleida Assmanns Differenzierung des kulturellen Gedächtnisses in die Formen des Speicher- und des Funktionsgedächtnis dürfen Wissenschaftliche Bibliotheken in Hinblick auf ihren Bestandsaufbau also zunächst einmal zu den »formgebenden Institutionen für das Speichergedächtnis«⁴⁶ gerechnet werden, das

[...] die ungeheuren Informationsmassen des anwachsenden wissenschaftlichen und historischen Wissens geduldig in sich aufnimmt, so geduldig, wie es die materialen Speicher eben zulassen, während das Funktionsgedächtnis aus dieser indifferenten Masse eine Auswahl herstellt, die für lebendige Gedächtnisse erinnerbar ist, ein Identitätsangebot macht und Orientierungsfunktion besitzt.⁴⁷

Ließe sich nicht bereits mit Lotman die Sammlung und Überlieferung des jeweiligen Bibliotheksbestandes selbst schon als kommunikativer Akt im Sinne einer diachronen Vermittlungsleistung interpretieren, so ließe sich in diesem Zusammenhang mit Claude D. Conter immerhin die Frage aufwerfen, ob Aufbau und Archivierung von bibliothekarischen Sammlungen überhaupt der gewählten Definition von »Literaturvermittlung« genügen können, oder ob die Archive nicht vielmehr solange noch »im Vorfeld des Literaturvermittlungsprozesses [...] operieren«,⁴⁸ als sie letzteren nicht auch mit aktiven Beiträgen zur Konstituierung des Funktionsgedächtnisses, d. h. also durch konkrete kanonstif-

eines »spezialisierten Informationsbedarfs [...] im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Forschung und Lehre« respektive eines »hochspezialisierte[n] Bedarfs[s]« obliegt.

43 Vgl. Elmar Mittler: Die Bibliothek als Gedächtnisinstitution. In: Handbuch Bibliothek (Anm. 9), S. 33–39.

44 Vgl. Die Bibliothek als Idee. In: Handbuch Bibliothek (Anm. 9), S. 3–32.

45 Vgl. Jurij M. Lotmann: Die Struktur literarischer Texte. 4. Aufl. München: Fink 1993 (= UTB 103), S. 22.

46 Hobohm: Bibliothek als Zensur (Anm. 3), S. 70.

47 Aleida Assmann: Speichern oder Erinnern? Das kulturelle Gedächtnis zwischen Archiv und Kanon. In: Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 2. Hg. von Moritz Csáky und Peter Stachel. Wien: Passagen 2001, S. 15–29, hier S. 22.

48 Vgl. Claude D. Conter: Literaturvermittlung in Literaturarchiven. Herausforderungen und Probleme. In: Perspektiven der Literaturvermittlung (Anm. 7), S. 276–291, hier S. 278.

tende oder -korrigierende Auswahl- und Ordnungsentscheidungen aus dem Speicher heraus mit in Gang bringen (wobei die Spannweite der potentiellen Vermittlungsmöglichkeiten von der Ausstellung von Sammlungsgut über dessen Digitalisierung bis hin zu kommentierten Neuedition zu denken wäre). Dabei ist freilich zu beachten, dass die institutionalisierte Formierung und Formatierung der Speicher überhaupt erst die materielle Voraussetzung für die Aktivierung des Funktionsgedächtnisses im Sinne Assmanns bildet und sich keineswegs »naturwüchsig« vollzieht – im Gegenteil.⁴⁹

Wenn etwa Georg Leyh im Jahr 1949 noch unter deutlicher Ausklammerung einer über die bloße Bereitstellung von Medieneinheiten hinausgehenden Vermittlungstätigkeit davon spricht, dass »die Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek von heute keine andere [sei] als vor mehr als 2000 Jahren in Alexandria: *kritische Auslese* der Bücher und Bereitstellen für die Benutzung«,⁵⁰ so wird damit offensichtlich, wie stark »schon genuin bibliothekarische Tätigkeiten wie Erwerbung und Katalogisierung [...] immer schon *zensurierenden* Strukturen unterworfen«⁵¹ sind – oder vice versa eben *kanonisierenden*.⁵² »Die immer wiederkehrenden Debatten um die Prinzipien des Bestandsaufbaus [...] sind der Ausdruck des dynamischen Charakters dieser ›Diskursbeschränkungen‹«,⁵³ die zuallererst den Aufbau der Speicher regulieren und somit auch »den Weg des Wissens vom [...] ›Archiv‹ in die Öffentlichkeit vorgeben«. ⁵⁴

Das vor über einem Vierteljahrhundert von Bernhard Fabian namhaft gemachte »fehlende Drittel« der deutschsprachigen Buchproduktion, das zum Erhebungszeitpunkt in keiner öffentlich zugänglichen Bibliothek innerhalb Deutschlands überliefert war und den sprichwörtlichen Stein des Anstoßes für die 1989 initiierte »Sammlung Deutscher Drucke« mit dem Ziel des retrospektiven Aufbaus einer verteilten Nationalbibliothek für die Zeit vor 1913 lieferte,⁵⁵

49 Vgl. Hobohm: Bibliothek als Zensur (Anm. 3), S. 69.

50 Georg Leyh: Das neue Berufsideal des Bibliothekars. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 63 (1949), S. 95–97, hier S. 97 (Hervorhebung M. P.).

51 Hobohm: Bibliothek als Zensur (Anm. 3), S. 79 (Hervorhebung M. P.).

52 Vgl. dazu nun auch den Abschnitt »Archive und Bibliotheken« in: Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte. Hg. von Gabriele Rippl und Simone Winko. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013, S. 225–238.

53 Hobohm: Bibliothek als Zensur (Anm. 3), S. 79.

54 Ebd. – Vgl. dazu aus dezidiert literaturwissenschaftlicher Sicht auch die exemplarischen Befunde zur Überlieferungslage bestimmter Texte und Textgruppen im Bibliotheksbestand der Universitätsbibliothek Innsbruck und ihre kulturhistorische Interpretation bei Sigurd Paul Scheichl: Das wichtigste für einen Geisteswissenschaftler ist die Bibliothek, am besten eine alte Bibliothek. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekare 49 (1996), Nr. 1, S. 44–56, hier insbes. S. 49f.

55 Vgl. Bernhard Fabian: Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Zu Problemen der Literaturversorgung und der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1983, sowie: Nationale Verantwortung

kann die realen Lücken im Speicher ebenso illustrieren wie es ein Blick auf den bibliothekarischen Fachdiskurs über die Rolle der »Schönen Literatur« in den Sammlungsbeständen Wissenschaftlicher Bibliotheken vermag. Dieser war noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestenfalls durch Indifferenz, mitunter jedoch von offen eingestandener Ignoranz gekennzeichnet – zumindest, was den Neuerscheinungsmarkt aktueller Belletristik betraf, dessen Bearbeitung im Sinne der Sammlung, Erschließung und Vermittlung von »nicht-wissenschaftlicher Literatur« kurzerhand dem Zuständigkeitsbereich der Volksbüchereien bzw. der Öffentlichen Bibliotheken (und damit: der »Verbrauchsbücherei«) überantwortet wurde. Die von Leyh benannte »kritische Auslese« anzuschaffender Bücher blieb seitens der Wissenschaftlichen Bibliotheken konsequent an den Befund ihrer Wissenschaftstauglichkeit gebunden und damit im Wesentlichen auf die einschlägige Sach- und Fachliteratur sowie auf bereits kanonisierte literarische Werke beschränkt. Ein nicht unerheblicher Teil der deutschsprachigen Buchproduktion, der heute im Zentrum des literaturwissenschaftlichen Interesses an der »Literaturvermittlung« steht, hatte folglich lange Zeit nur geringe Chancen, in das Speichergedächtnis der Wissenschaftlichen Bibliotheken einzugehen – zumindest in all jenen Fällen, in denen er nicht von den keineswegs in allen deutschen Teilstaaten einheitlich eingeführten Pflichtexemplarregelungen abgedeckt wurde.⁵⁶

Die erst in den 1920er Jahren allmählich einsetzende Sensibilisierung wissenschaftlicher Bibliothekare für die Notwendigkeit einer konsequenten Sammlung und Archivierung fiktionaler Literatur und belletristischer Neuerscheinungen, wie sie sich in zwei Grundsatzartikeln von Erwin Ackerknecht aus dem Jahr 1919 und von Walther Schultze aus dem Jahr 1928 mit eindrücklichen Plädoyers für die Entwicklung entsprechender Erwerbungsgrundsätze manifestierte,⁵⁷ spiegelt freilich zuallererst ein Stück Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft selbst, das Schultze wie folgt auf den Punkt bringt:

Wenn früher die Bibliotheken die neuere Belletristik beiseite ließen, so taten sie nur das Gleiche wie die Wissenschaft. Es ist noch nicht so sehr lange her, daß als Objekt der neueren Philologie nur die Literatur bis zum Ende der klassischen Periode galt, bis zum

für kulturelle Überlieferung. Symposium aus Anlass des 20-jährigen Bestehens der Sammlung Deutscher Drucke. Hg. von Berndt Dugall und Angela Hausinger. Frankfurt/Main: Klostermann 2010 (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderbände 99).

56 Vgl. dazu auch Gottfried Rost: Die Vollständigkeit als wesentlicher Zweck. Der Buchhandel und die Bewahrung der deutschsprachigen Literatur im zwanzigsten Jahrhundert. In: Buchhandel, Bibliothek, Nationalbibliothek. Vorträge eines Symposiums der Arbeitsgemeinschaft Sammlung Deutscher Drucke. Hg. von Bernhard Fabian. Wiesbaden: Harrasowitz 1997 (= Gesellschaft für das Buch 4), S. 157–197.

57 Vgl. Erwin Ackerknecht: Deutsche Belletristik (Anm. 39), sowie Walther Schultze: Wissenschaftliche Bibliotheken und moderne schöne Literatur. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 45 (1928), S. 594–618.

Schluß des 18., dem Anfang des 19. Jahrhunderts: noch *Scherers* Literaturgeschichte schloß mit Goethes Tod. Aber rasch änderten sich dann die Anschauungen: schon *Scherers* Schüler und Nachfolger *Erich Schmidt* trat in ein enges Verhältnis zur gleichzeitigen Literatur, zu Hauptmann, zur Freien Bühne. Durch *Scherers* und *Schmidts* Schüler wurde an den Universitäten die Literaturgeschichte bis an die unmittelbare Gegenwart vorgerückt: ich brauche nur *Berthold Litzmann* zu nennen. Die veränderte Einstellung der Wissenschaft, der sie zu dienen hatten, mußte auch auf die Bibliotheken abfärben.⁵⁸

Die Maßgabe der Wissenschaftlichen Bibliotheken, der »Wissenschaft [...] zu dienen« setzt in Hinblick auf die Sammlung und Vermittlung der dafür notwendigen Literatur also die Formulierung eines entsprechenden wissenschaftlichen Literatur-Bedarfs voraus. Es bedarf mithin der hinreichenden Etablierung einer bestimmten Disziplin respektive nachhaltig wirksamer Paradigmenwechsel – im vorliegenden Fall also der konsequenten Öffnung des Gegenstandsbereichs der neueren Philologien für die Gegenwartsliteratur –, um entsprechende Wirkungen beim Aufbau von Bibliotheksbeständen zu zeitigen. Erst infolge dieser Interessens-Verschiebung im diskursiven Gefüge der philologischen Wissensproduktion treten Wissenschaftliche Bibliotheken auch als planmäßige Sammler und Vermittler von beidem auf: von literaturwissenschaftlichen Darstellungen, die Wissen über Literatur auf der Metaebene kommunizieren, und von belletristischen Texten der Gegenwartsliteratur, die durch die Zuweisung des Quellenstatus für die Forschung sammlungsrelevant geworden sind.⁵⁹

3. Bibliographische Literaturinformation

Ist bereits den Sammlungs- und Archivierungsaufgaben Wissenschaftlicher Bibliotheken die Vermittlungskomponente implizit eingeschrieben, gilt dies auch für das traditionellerweise zwischen »Sammeln« und »Vermitteln« angesiedelte Tätigkeitsfeld des »Erschließens« bibliothekarischer Bestände nach formalen und sachlichen Kriterien – mithin also in erster Linie für die Katalogisierung, als deren Endprodukt Informationsmedien in konventioneller oder online zugänglicher Form vorliegen, deren Kernaufgabe über den Bestands-

58 Schultze: Wissenschaftliche Bibliotheken (Anm. 57), S. 594f.

59 Vgl. dazu außer Dorf Müller: Bestandsaufbau (Anm. 36), S. 54f. insbes. auch H[einz] W[eghaupt], W[alter] S[chierlich]: Belletristik. In: Lexikon des Bibliothekswesens (Anm. 10), Sp. 133–136. – Bezeichnenderweise bedeutend knapper und wieder mit deutlicherer Fokussierung auf Belletristik in Öffentlichen Bibliotheken dagegen der Lexikonbeitrag von Konrad Umlauf: Belletristik. In: Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft (LBI). Bd. 1: A bis J. Hg. von Konrad Umlauf und Stefan Gradmann. Stuttgart: Hiersemann 2011, S. 60.

nachweis hinaus in der Übermittlung bibliographischer Metadaten besteht. Neben der formalen Beschreibung stiften die Kataloge auf der Ebene der klassifikatorischen und/oder verbalen Sacherschließung jenseits der bloß enumerativen Auflistung alphabetisch zusammengehöriger Datenmengen bei entsprechenden Suchanfragen auch *inhaltliche* Zusammenhänge zwischen literarischen Dokumenten,⁶⁰ die im einen wie im anderen Fall den Mehrwert eines synoptischen Zugriffs auf das gespeicherte Material erlauben – letzteres ein Aspekt bibliothekarischer Sammlungs-, Erschließungs- und Vermittlungstätigkeit, den Walther Umstätter in seiner Definition der bibliothekarischen Praxis besonders betont.⁶¹

Durch die Generierung bibliographischer Metainformationen und ihre mediale Kommunikation in Katalogen, Allgemein- und Fachbibliographien leisten Wissenschaftliche Bibliotheken Literaturvermittlung auf einer grundlegenden Stufe, deren Bedeutung im Kontext gesamtgesellschaftlicher Kommunikationsprozesse zuletzt von Friedrich Nestler mit Perspektive auf eine allgemeine theoretische Fundierung von Bibliographie als »soziales Phänomen« zu umreißen versucht worden ist.⁶² Nestlers Definition der Aufgabenstellungen bibliographischer Praxis als »soziale Erscheinung«⁶³ und zielgerichtete Tätigkeit deckt sich dabei weitestgehend mit den Zielen, die auch Stefan Neuhaus für die Literaturvermittlung in toto festlegt, wenn letztere als ein kommunikatives Handlungsfeld definiert wird, dessen Exponenten »Wissen über Literatur kommunizieren, um Bücher an den Leser zu bringen«.⁶⁴ Analog dazu heißt es bei Nestler über das Teilgebiet der Bibliographie: »Ziel der Tätigkeit ist die Einwirkung auf die Verbreitung der einen oder anderen Gruppe von Publikationen, und zwar vorwiegend der erweiterten Verbreitung«,⁶⁵ wobei in den meisten

60 Bei der Belletristik freilich muss eine primär auf die Bearbeitung nicht-fiktionaler Texte und Dokumente ausgerichtete Sacherschließung in Wissenschaftlichen Bibliotheken zwangsläufig an ihre Grenzen stoßen – was nicht bedeutet, dass von bibliothekarischer Seite nicht unermüdliche Versuche auch auf diesem Gebiet unternommen wurden, um sog. »Belletristische Darstellungen« etwa nach Stoffen und Motiven oder historischen, geographischen und biographischen Bezügen aufzuschlüsseln. Vgl. u. a. Magda Heiner-Freiling: Beschlagnahme von Belletristik, Kinder- und Jugendliteratur und Schulbüchern. Ein neues Dienstleistungsangebot der Deutschen Bibliothek. In: *Dialog mit Bibliotheken* 5 (1993), Nr. 1, S. 13.

61 Vgl. Umstätter: *Lehrbuch des Bibliotheksmanagements* (Anm. 15), S. 11: »Die Bibliothek ist eine Einrichtung, die unter archivarischen, ökonomischen und *synoptischen* Gesichtspunkten publizierte Information für die Benutzer sammelt, ordnet und verfügbar macht« (Hervorhebung M. P.).

62 Vgl. Friedrich Nestler: *Einführung in die Bibliographie*. Auf der Grundlage des Werkes von Georg Schneider völlig neu bearb. Stuttgart: Hiersemann 2005 (= *Bibliothek des Buchwesens* 16).

63 Ebd., S. 25.

64 Neuhaus: *Literaturvermittlung* (Anm. 8), S. 15.

65 Nestler: *Einführung in die Bibliographie* (Anm. 62), S. 26.

Fällen »die Vermittlung des Inhalts, Gehalts oder der Aussagen unterstützt werden« soll:

Literatur fixiert Mitteilungen über Fakten und Gedanken, und Bibliographie dient der Evidenz von Dokumenten oder Ressourcen durch den Nachweis ihrer Existenz an sich oder des Ortes, an dem sie aufzufinden sind. Übernimmt man das Wort Information im Sinn von Mitteilung, kann man den Existenznachweis auch Information über Literatur nennen, auf Deutsch: Literaturinformation. [...] Der spezifische Charakter wird durch das Beiwort bibliographisch präzisiert, so dass sich die Termini bibliographische Literaturinformation und bibliographische Informationsmittel ergeben.⁶⁶

Als formalisierter Existenznachweis von Literatur stellt bibliographische Literaturinformation gleichsam die fundamentale Basis in einem funktional ausdifferenzierten System der Metaliteratur dar, die in Hinblick auf die Komplexität der gelieferten Aussagen und Informationen über ihren Gegenstand beliebig ausbaufähig ist und schließlich – wie in der Literaturkritik – auch dessen explizite Bewertung in den Mittelpunkt stellen kann.⁶⁷ Als eigentlicher Kern jeder Form von Literaturinformation wird der bibliographische Nachweis jedoch immer auch Bestandteil wertender Metatexte sein, um die eindeutige Identifizierung des besprochenen Mediums für dessen Bezug durch den Leser über Buchhandel oder Bibliotheken sicherzustellen.

Bedeutung und Wert bibliothekarisch erstellter Literaturinformationen für das literarische Feld im engeren Sinne werden je nach funktionaler Einordnung und Ausrichtung der entsprechenden Bibliotheken unterschiedlich ausfallen. Die zum überwiegenden Teil immer auch Pflichtexemplar-Nachweise integrierenden bzw. auf diesen maßgeblich beruhenden Katalog-Datenbanken der großen National-, Staats- und Landesbibliotheken im deutschsprachigen Raum sowie die darauf basierenden Allgemeinbibliographien nationalen oder regionalen Zuschnitts, die die selbständigen Publikationen literarischer Primärtexte mit erfassen, liefern mit den bibliographischen Existenznachweisen der verzeichneten Werke gleichsam die Grundbucheinträge für die Zugehörigkeit eines Autors zum literarischen Feld, zu dessen Formatierung sie insofern nicht unwesentlich beitragen.

Indem gerade die sammlungsbasierten Regionalbibliographien landesbibliothekarischer Provenienz im Gegensatz zu den Nationalbibliographien in aller Regel auch unselbständig erschienenenes Schrifttum nachweisen,⁶⁸ kommen

66 Ebd.

67 Zur historischen Dimension des Verhältnisses von bibliographischer und wertender Literaturinformation respektive Literaturkritik in den Informationsmedien und Rezensionen der Aufklärung vgl. u. a. Siegfried Seifert: Die Entwicklung der kritischen Literaturinformation im 18. Jahrhundert in Deutschland. Berlin: Humboldt-Univ. 1981 (masch. Diss.)

68 Wobei freilich die Auswahlgrundsätze für die Berücksichtigung oder Nicht-Berücksichti-

die produzierenden Bibliotheken damit auf besondere Weise ihrem Auftrag als »identitätsstiftende kulturelle Einrichtungen«⁶⁹ eines bestimmten geographischen Raumes nach, dessen kulturelles Leben sie mehr oder weniger vollständig dokumentieren. Insbesondere für manche lediglich regional publizierende Autoren und literarische Lokalgrößen bietet die bibliographische Registrierung in diesem Kontext immerhin die Chance zur Generierung von Aufmerksamkeitswerten – und zwar nicht nur insofern die einschlägigen Informationsmittel die Existenz ihrer Primärtexte oder auch geglückte Akte von Anschlusskommunikation in Form von Rezeptionszeugnissen belegen,⁷⁰ sondern auch insofern sie durch den erfolgten bibliographischen Nachweis überhaupt erst den Anstoß zu einer weiteren (wissenschaftlichen oder populären) Beschäftigung mit einem bestimmten Autor respektive einem literarisch relevanten Gegenstand liefern können.

In noch höherem Maße, jedoch mit anderer Akzentuierung gilt dies auch für die philologischen, sprach- und literaturwissenschaftlichen Fachbibliographien, die für die einzelnen Disziplinen von den jeweiligen Forschungs-, Fach- und Sondersammelgebietsbibliotheken erstellt werden – als exemplarisches Beispiel mag es genügen, an dieser Stelle die *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (BDSL) zu nennen, die von der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main bearbeitet wird. Die BDSL versorgt nicht nur als praktisches Arbeitsinstrument den germanistischen Fachdiskurs in Forschung und Lehre mit den nötigen Literaturinformationen für die laufende wissenschaftliche Arbeit respektive für die anhaltende Fortsetzung der Anschlusskommunikationen in Gestalt einer proliferierenden Publikationstätigkeit, sondern sie dokumentiert dieses Feld der akademischen Literaturvermittlung immer auch *als solches*, weshalb sie nicht zuletzt in ihrer Gesamtheit eine bislang noch weitgehend ignorierte Quelle für die Wissenschaftsgeschichte der germanistischen Literaturwissenschaft verkörpert.⁷¹

gung literarischer Primärtexte von Region zu Region recht heterogen ausfallen; vgl. dazu im Überblick: Die Regionalbibliographie im digitalen Zeitalter. Deutschland und seine Nachbarländer. Hg. von Ludger Syré und Heidrun Wiesenmüller. Frankfurt/Main: Klostermann 2006 (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderbände 90).

69 Plassmann/Rösch/Seefeldt/Umlauf: Bibliotheken und Informationsgesellschaft (Anm. 13), S. 83.

70 Vgl. Neuhaus: Literaturvermittlung (Anm. 8), S. 16: »Der Erfolg literaturvermittelnder Kommunikation bemisst sich an der *Anschlusskommunikation* und damit auch an den Anschlusshandlungen.« (Hervorhebung im Original).

71 Vgl. dazu jüngst auch Volker Michel: Arbeit am Nächstmöglichen. Anreizsysteme für den künftigen FID Germanistik. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 38 (2014), S. 93–103. Das »überdurchschnittlich große Interesse der germanistischen gelehrten Gemeinschaft an bibliographischen Informationen«, das Michel konstatiert, wird bezeichnenderweise nicht nur mit der Bedeutung der BDSL und anderer bibliographischer Quellen als Basis der philologischen Forschungsarbeit begründet – »noch immer gilt: ›Ohne Forschung keine Biblio-

4. Bestandsvermittlung – Digitalisierung – Konversion

Nimmt man die seit jeher von Wissenschaftlichen Bibliotheken geleistete Produktion und Publikation von Allgemeinbibliographien und fachlichen Informationsmitteln in den Blick, ist damit bereits ein wesentliches Aufgabenfeld aktiver Literaturvermittlung definiert, das über den bloßen Aufbau von Sammlungsbeständen und deren »Bereitstellen für die Benutzung«⁷² hinausgeht. Wenn im Zuge der sogenannten »Spartentrennung«⁷³ im deutschen Bibliothekswesen zwischen Wissenschaftlichen und Öffentlichen Bibliotheken gleichwohl immer wieder die Rolle der ersteren als weitestgehend »passiv u. zufrieden mit bloßer Bereitstellung der Bücher« charakterisiert wurde, während die Vertreter der letzteren für sich reklamieren konnten, »aktiv u. bestrebt« zu sein, »die Buchwelt durch besprechende u. führende Kataloge, Vorlesestunden, Volkshochschule usw. zu erschließen«,⁷⁴ ist dies bei aller Polemik freilich auch als Indiz für eine funktionale Ausdifferenzierung zu verstehen, die vorrangig die Öffentlichen Bibliotheken als die maßgeblichen Orte von Bildungs- und Literaturveranstaltungen wie Autorenlesungen, Diskussionen oder Ausstellungen sowie als Institutionen einer aktiv betriebenen Leseförderung für Kinder, Jugendliche und/oder MigrantInnen definiert.⁷⁵ Für den überwiegenden Teil der Wissenschaftlichen Bibliotheken dagegen können vergleichbare Veranstaltungen allenfalls als zusätzlich-optionale Initiativen betrachtet, nicht jedoch zu jenen Maßnahmen auf dem Gebiet der Literaturvermittlung gerechnet werden, die für das eigene Selbstverständnis konstitutiv sind.⁷⁶

graphie, ohne Bibliographie keine Forschung« (ebd., S. 101) –, sondern auch damit, dass »Publikationen, zumal Monographien, die stabilste ›Währung‹ wie auch zentrale Mediengattung oder ›Darstellungsform‹ des germanistischen Wissenstransfers« sind: »Mit der ersten selbständigen Veröffentlichung [...] erfolgt der Eintritt in die Scientific Community, fortan gilt es, den Publikationsausstoß zu mehren und *sichtbar nach außen zu tragen*, um die Reputation zu vergrößern, Fördergelder einzuwerben usw. [...] – ein Ordinarius ist genau wie ein Nachwuchswissenschaftler an ›Sichtbarkeit‹ interessiert«, die erst durch den fachbibliographischen Nachweis garantiert werde (ebd., S. 102, Hervorhebungen M. P.).

72 Leyh: Das neue Berufsideal des Bibliothekars (Anm. 50), S. 97.

73 Vgl. Gerhard Hacker: WB-Bücher, ÖB-Praxis (Anm. 31).

74 So lautet etwa eine typische Gegenüberstellung zwischen Wissenschaftlicher Bibliothek und »Volksbücherei« in Franz Schriewers *Katechismus* für die Volksbüchereien von 1932, vgl. Franz Schriewer: Ein Katechismus. Die Volksbücherei – was sie nicht ist und was sie ist. In: Bücherei und Bildungspflege 12 (1932), S. 173.

75 Vgl. dazu auch: Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz hg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön. München: Saur 1999, S. 394–431 und S. 473–479.

76 Auf neuere Konzepte wie etwa die Idee der »Teaching Library« zur aktiven Vermittlung von Informationskompetenz an die Benutzer gerade auch der Wissenschaftlichen Bibliotheken kann im vorliegenden Zusammenhang, in dem die Wissenschaftliche Bibliothek dezidiert nicht als informations- sondern als *literaturvermittelnde* Institution im Zentrum steht, nicht

Noch in jüngeren bibliothekarischen Positionspapieren wie dem Strategiekonzept *Bibliotheken '93* der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände ist dies entsprechend festgeschrieben worden, wenn etwa Aufgaben wie »Leseförderung [...] und Leseerziehung« oder »Kulturarbeit in der Kommune, insbesondere [...] Literatur- und Kunstförderung« den Bibliotheken der Funktionsstufen 1 und 2 zugeordnet werden.⁷⁷ Auf Ebene der Wissenschaftlichen Bibliotheken in den Funktionsstufen 3 und 4 werden demgegenüber lediglich die einzelnen Landes- und Regionalbibliotheken gemäß ihrer speziellen, von föderalistisch-kulturpluralistischen Identitätskonzepten mitbestimmten Profilbildung zur »Wahrnehmung kultureller Aufgaben auf regionaler Ebene durch Ausstellungen und Veranstaltungen« verpflichtet,⁷⁸ »um die spezifischen geistigen, künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen der Region darzustellen«⁷⁹ (worunter im Sinne der Literaturvermittlung denn auch Veranstaltungen zum literarischen Leben oder zur Literaturgeschichte einer Region zu rechnen wären).

Wie wissenschaftliche Staats-, Landes- und Regionalbibliotheken diesen Kulturauftrag im digitalen Zeitalter erfolgreich umzusetzen versuchen, zeigen u. a. die zahlreichen landesgeschichtlichen und regionalkundlichen Informationsportale im Internet: Analog zu den mit Förderung der DFG im Sektor der Hochschul- und Sondersammelgebietsbibliotheken aufgebauten *Virtuellen Fachbibliotheken*⁸⁰ fungieren sie als zentrale Sucheinstiege für die Nutzung der einschlägigen Online-Informationsmittel und digitalen Quellenbestände, die zumindest fallweise auch eindeutige Schwerpunkte im Bereich der Literaturvermittlung setzen.⁸¹

näher eingegangen werden; vgl. dazu jedoch exemplarisch Claudia Lux, Wilfried Sühling-Strohmeier: *Teaching Library in Deutschland. Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Kernaufgabe für Öffentliche und Wissenschaftliche Bibliotheken*. Wiesbaden: Dinges & Frick 2004 (= B.I.T. online – innovativ 9).

77 Vgl. *Bibliotheken '93*. (Anm. 42), S. 13 und S. 18.

78 Ebd., S. 35.

79 Ebd., S. 40.

80 Hier sei – wiederum nur exemplarisch – *Germanistik im Netz* genannt, vgl. URL: <http://www.germanistik-im-netz.de/> (Zugriff: 05.07.2014). Zum gegenwärtigen Stand wie auch zur derzeit noch ungewissen Zukunft für die Weiterentwicklung diverser Virtueller Fachbibliotheken im Rahmen der geänderten Förderkonzeption der DFG zugunsten einzelner »Fachinformationsdienste für die Wissenschaft« (vgl. Anm. 19) vgl. den Themenschwerpunkt »Fachportale« in: *Bibliothek. Forschung und Praxis* 38 (2014), Nr. 1; zu *Germanistik im Netz* insbes. Michel: *Arbeit am Nächstmöglichen* (Anm. 71).

81 Vgl. hier z. B. das neben der primär landeshistorisch ausgerichteten *Bayerischen Landesbibliothek online* (BLO) im Jahr 2012 online gestellte *Literaturportal Bayern*, das neben einem Literaturblog, einem Literaturlexikon und einem Terminkalender mit literarischen Veranstaltungshinweisen auch bibliographische Informationen und Findmittel zu Nachlassbeständen bayerischer AutorInnen in Archiven und Bibliotheken enthält, um das »Literaturland Bayern« zu erschließen und zu präsentieren. Als federführender Betreiber beider

Zumal die meisten dieser Portale und Virtuellen Bibliotheken inzwischen umfangreiche Sammlungen retrodigitalisierter Bibliotheksbestände integriert haben, verweisen sie zugleich auf einen noch verhältnismäßig jungen Aufgabenbereich zeitgemäßer Bestandsvermittlung, durch den sich die Wissenschaftlichen Bibliotheken nicht nur als Distribuenten, sondern abermals als *Produzenten* digitaler Medienangebote in den Prozess der Literaturvermittlung einbringen. In gewisser Weise sind sie damit in ablösende Konkurrenz zu einem inzwischen bereits historisch gewordenen Sektor des konventionellen Verlagswesens getreten, der sich noch bis in die 1990er Jahre hinein mit der aufwändigen Herstellung von gedruckten Reprints von Quellentexten wie historischen Nachschlagewerken oder Kultur- und Literaturzeitschriften beschäftigt hatte. Die heute längst an jeder Wissenschaftlichen Bibliothek von Rang vorhandenen digitalen Repositorien mit Retrodigitalisaten haben ebenso wie die z. T. als Kooperationsprojekte mehrerer Bibliotheken realisierten Zeitungs- und Zeitschriftendigitalisierungsprogramme auf nationaler und regionaler Ebene auch jenseits von *Google Books* zum Aufbau eines riesigen bibliothekarischen Reservoirs an online verfügbaren Quellentexten geführt und für die Zwecke einer geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung erschlossen, die sich nun mit den daraus entstandenen Chancen und Problemen auseinanderzusetzen und unter dem Schlagwort der »Digital Humanities« neu zu positionieren beginnt.⁸²

In Hinblick auf die funktionalen Aufgaben Wissenschaftlicher Bibliotheken beruht die retrospektive Digitalisierung und online-basierte Publikation konventioneller Sammlungsbestände auf einer Praxis der *Konversion*, die die Bibliothek des 21. Jahrhunderts gleichsam unvermutet wieder an einen ihrer Ursprünge in den Klöstern des Mittelalters zurückbindet, in denen die Büchersammlung vom angeschlossenen Scriptorium nicht zu trennen und folglich immer schon beides war: Produktions- und Speicherstätte literarischer Dokumente, die die Tradierung der kulturellen Überlieferung an den basalen Akt des konvertierenden Kopierens koppelte, um die Distribution und Zirkulation vorhandener Vorlagen in Zeit und Raum zu gewährleisten.⁸³ An die Stelle des schreibenden (und verbessernden)

Angebote zeichnet die Bayerische Staatsbibliothek München verantwortlich, vgl. URL: <http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/> und URL: <http://www.literaturportal-bayern.de/> (Zugriff: 05.07.2014).

82 Vgl. u. a. Gerhard Lauer: Die Weltbibliothek und ihre Korpora. Bibliothekarische Infrastruktur als Bedingung der Möglichkeit zur Korpusbildung. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014), S. 251–253, sowie Jan Christoph Meister, Joachim Veit: Digital Humanities. Neue Netzwerke für die Geisteswissenschaften. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014), S. 263–266.

83 Zu Begriff und Tradition der »Konversion« als einer medialen Reproduktions- und Überlieferungspraxis im bibliothekarischen Kontext vgl. Gerhard Hacker: Bibliotheken heute – Medienspeicher oder Informationszentren? Öffentlicher Vortrag am 29. Mai 2000 am Fachbereich Buch und Museum der HTWK Leipzig. Leicht überarb. und mit Anmerkungen

Kopisten ist heute die des Scanners getreten, der zudem in der Lage ist, einen vielfachen digitalen Mehrwert zu generieren. Die Mittel und Möglichkeiten haben sich also radikal verändert, die grundlegenden Zielsetzungen ihrer Anwendung freilich sind im Wesentlichen die gleichen geblieben. Spätestens im Zeitalter des Web 2.0 scheint es mithin an der Zeit, »die Konversion von publizierter Information als gleichberechtigte bibliothekarische Kernaufgabe neben die traditionellen Funktionen des Sammelns, Erschließens und Vermitteln zu stellen.«⁸⁴

Der Profilschärfung Wissenschaftlicher Bibliotheken als öffentlich wahrgenommene Institutionen der Literaturvermittlung kann dies nur zugute kommen – auch und gerade aus Sicht der Literaturwissenschaft, die für ihre tägliche Arbeit seit jeher auf diese Institution und ihre Bestände wie auf kaum eine zweite angewiesen ist. Denn, um mit Sigurd Paul Scheichl zu sprechen: »Das wichtigste für einen Geisteswissenschaftler ist die Bibliothek, am besten eine alte Bibliothek.«⁸⁵

versehene Fassung. Leipzig 2000. URL: <http://fiz1.fh-potsdam.de/volltext/htwk/07088.pdf>, S. 18 (Zugriff: 05.07.2014).

84 Ebd., S. 18.

85 Vgl. Anm. 54.

Andreas Brandtner

Bibliotheken als Laboratorien der Literaturwissenschaft? Innenansichten analoger, digitaler und hybrider Wissensräume

Abstract

Die Beziehung zwischen Bibliotheken und Literaturwissenschaft ist historisch und systematisch komplex. Vor der Institutionalisierung von Bibliothekswesen und Philologie entsteht im 18. Jahrhundert mit der Universität(sbibliothek) Göttingen das nachmalige Referenzmodell für die bibliothekarisch-wissenschaftliche Kooperation. Im späten 19. Jahrhundert wird von geisteswissenschaftlicher Seite erfolgreich die Einrichtung von autarken Seminarbibliotheken gefordert, zum Ende des 20. Jahrhunderts werden die Konsequenzen dieser Dezentralisierung von der Philologie als wissenschaftshemmend kritisiert. Erscheint vorerst das Konzept der Forschungsbibliothek als Lösung, definiert ab dem 21. Jahrhundert der Digital Turn in Bibliotheken und Geisteswissenschaften das Verhältnis neu.

The relationship between libraries and literary studies is historically and systematically complex. The subsequent reference model for the cooperation between library and science develops at the University (library) of Göttingen in the 18th century, before the institutionalisation of librarianship and philology. In the late 19th century, the humanities successfully request the establishment of independent seminary libraries. By the end of the 20th century, the consequences of this decentralisation is criticised by the philology as having a restraining effect on scientific endeavours. At first, the concept of the research library appears to be the solution. From the 21st century onwards, due to the digital turn, a re-definition of the relationship between libraries and humanities takes place.

Keywords

Wissenschaftliche Bibliothek – Universitätsbibliothek – einschichtiges Bibliothekssystem – zweischichtiges Bibliothekssystem – Forschungsbibliothek – Literaturwissenschaft – Deutsche Philologie – Germanistik – Bibliotheksgeschichte – Geschichte der Germanistik – Medienwandel – Digital Humanities – E-Humanities

Academic library – University library – one-tier library system – two-tier library system – research library – literary studies – German philology – German studies – library history – history of German studies – media transformation – Digital Humanities

In der Regel ist der Erfolg geisteswissenschaftlicher Forschung an die Qualität und Quantität der Informations(infrastruktur)versorgung gebunden, die traditionell durch Bibliotheken erbracht wird. Rekonstruiert man nun die historischen und aktuellen Beziehungen zwischen Bibliothek und Wissenschaft – bzw. konkreter: wissenschaftlicher Bibliothek und Literaturwissenschaft –, tun sich stets komplexe, häufig zudem prekäre Verhältnisse auf. Was bei erster naiver Sichtung banal erscheinen mag, wird bei näherer Betrachtung vielsinnig und mitunter verworren. Bibliothek und Geisteswissenschaft fällt es schwer, direkt und eindeutig miteinander zu kommunizieren (und in der Folge konstruktiv zu kooperieren), obwohl sie füreinander geschaffen scheinen. Auch der mit dem späten 20. Jahrhundert einsetzende sowohl kontinuierliche als auch disruptive Medienwechsel von analoger zu digitaler Information, der im gegenwärtigen Übergang eine Präsenz hybrider Medialität mit sich bringt, vereinfacht nicht, sondern verkompliziert.¹

Im späten 19. Jahrhundert entstand in einer Situation der Krise ein Rettung signalisierendes Bild: Die Bibliotheken wären die Laboratorien der historischen und philologischen Wissenschaften. Von literaturwissenschaftlicher Seite aus gesprochen, wurde hier im Analogieschluss behauptet, dass die Bibliotheken für die geisteswissenschaftliche Forschung unabdingbar notwendig seien, vergleichbar den Laboratorien für die Naturwissenschaften. So wie das Forschungslabor mit seiner apparativen Ausstattung der konstitutive Faktor naturwissenschaftlicher Arbeit wäre, so wäre die Informationsinfrastruktur der Bibliothek die fundamentale Voraussetzung geisteswissenschaftlicher Tätigkeit.

Freilich will diese Parallelisierung nicht nur beschreiben, sondern sie will auch überzeugen: In der – systematisch schwachen – Logik der Analogie wird aus der Notwendigkeit der naturwissenschaftlichen Forschungslabore die Unabdingbarkeit der geisteswissenschaftlichen Bibliotheken abgeleitet. Und implizit wird aus den konnotierten hohen Kosten für technisches Laborgerät die Notwendigkeit bedeutender Investitionsvolumina für Bibliotheken insinuiert. Also soll der Labor-Kurzschluss einer Beschreibung, einer Behauptung und einer Rettung zugleich dienen. Doch Vorsicht: Wo gerettet werden muss, droht Gefahr. Insofern darf es nicht verwundern, dem Bild vom geisteswissenschaft-

1 Zum disruptiven Wandel vgl. Clayton M. Christensen: *The Innovator's Dilemma*. Warum etablierte Unternehmen den Wettbewerb um bahnbrechende Innovationen verlieren. München: Vahlen 2011.

lichen Laboratorium aktuell im Kampf um Ressourcenverteilung wieder zu begegnen. Durchaus exemplarisch formuliert der Direktor der Universitätsbibliothek Rostock:

Wenn man Argumente für Bibliotheken in den Geisteswissenschaften vertritt, muss man Verwaltungsleuten – im Bildungs- wie im Finanzministerium – erklären, warum Bibliotheken für Geisteswissenschaften wichtig sind. In den letzten Wochen habe ich das Bild der ›Bibliothek als Labor‹ für die Geisteswissenschaften öfter gebraucht. Wenn ich von ›Labor‹ rede, dann meine ich solche Situationen wie im Seminar für mittellateinische Philologie, wo das Wissen in Form von Büchern und heute mit elektronischen Ressourcen direkt vor Ort präsent ist, konsultiert und besprochen werden kann.²

War das im Ausgang des 19. Jahrhunderts geäußerte Postulat von der Bibliothek als literaturwissenschaftlichem Laboratorium noch voller Emphase initiativ auf die Unterstützung von Wissenschaft ausgerichtet, wird es heute – wie das Rostocker Beispiel zeigt – von Bibliotheken regressiv und apologetisch für Schadensbegrenzung bei ihren Legitimations- und Rückzugsgefechten instrumentalisiert. Was ist geschehen?

Ein notwendiger Blick in die Vorgeschichte: Göttingen als Ideal bibliothekarisch-wissenschaftlicher Kooperation

Um die Beziehungen zwischen Bibliothekswesen und Literaturwissenschaft aufzuhellen, ist ein Blick in die Vorgeschichte der beiden Disziplinen hilfreich und auch notwendig. Denn knapp ein Jahrhundert vor der parallel verlaufenden Institutionalisierung und Professionalisierung von Bibliothek einerseits und Deutscher Philologie andererseits wurde mit der Universitätsbibliothek Göttingen das Musterbeispiel gelungener bibliothekarisch-wissenschaftlicher Kooperation eingerichtet.

Die Universitätsbibliotheken im deutschsprachigen Raum, deren früheste im Jahr 1365 in Wien gegründet wurde, waren bis ins 19. Jahrhundert nicht dafür bekannt, Forschung oder Lehre optimal mit Literatur zu versorgen. Die rudimentären Bestände, die kontingenten Erwerbungsaktivitäten, die auf Inventarisierung beschränkten Erschließungspraktiken und die restriktiven Benutzungsbedingungen machten es für die Professoren- und Studentenschaft notwendig, weitere Bibliotheken – vor allem private Sammlungen – für ihre wissenschaftliche Arbeit zu konsultieren. Erst mit der Gründung der Universität

2 Zeitzeugengespräch mit Robert Zepf am 10. Dezember 2010. In: *Universitätsgeschichte und Zeitzeugen. Die Verwaltung der Universität Rostock und Nachträge*. Hg. von Kersten Krüger. Rostock: Universität Rostock 2011 (= Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte 15/2), S. 367–385, hier S. 371.

in Göttingen sollten sich die Verhältnisse – zumindest modellhaft – grundlegend ändern. Denn die Göttinger Universitätsbibliothek (seit 1949: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen) wurde dem wissenschaftlichen Nutzen und Gebrauch verschrieben.³

Mit der Gründung der Universität Göttingen im Jahr 1734 sollte eine Hochschule neuer Prägung entstehen, denn die an ihr vertretene Forschung wurde auf eine methodische und systematische Gewinnung neuer Erkenntnisse ausgerichtet. Zudem sollte der akademischen Lehre ein außerordentlicher Stellenwert zukommen. Um Forschung und Lehre sachgerecht mit Literatur zu versorgen, wurde die Bibliothek als Arbeitsinstrument der Wissenschaft eingerichtet. Aufgrund dieser unmittelbaren Einbindung in die universitäre Leistungserstellung wundert es nicht, dass Einrichtung, Aufbau und Entwicklung der Bibliothek besondere Aufmerksamkeit erhielten. Ihr Erfolg lag in der Abstimmung der Bibliothekskonzeption auf die Bedürfnisse der Forschung.

Als wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek hatte sie sich nicht mehr der Sammlung von Raritäten und Kuriositäten zu widmen, sondern sollte durch planvolle Erwerbung der relevanten Neuerscheinungen aller Disziplinen den jeweiligen Stand der Wissenschaft abbilden und ihren Bedarf an Novitäten erfüllen. Im Sinn einer Universalbibliothek leistete sie das mit einer sorgfältigen Ankaufstätigkeit, die an den Forschungsinteressen der Professoren orientiert war und kaum durch ideologische Prämissen zensiert wurde. Im Rahmen des systematischen Bestandsaufbaus wurden sowohl historische Bestände (etwa über die Integration von Gelehrtenbibliotheken) als auch Neuerscheinungen erworben. Die Auswahl der Neuerscheinungen war insofern eng mit der Wissenschaft verzahnt, als die Bücher auch mit dem Zweck angeschafft wurden, sie in der seit 1739 erscheinenden, bald renommierten Rezensionszeitschrift *Göttingische Gelehrte Anzeigen* zu besprechen.

Auch die Erschließung und die Benutzung waren auf die Leserschaft ausgerichtet. Um die Bestände für die Benutzer möglichst gut zugänglich zu machen, wurden sie inhaltlich in einem Realkatalog erschlossen. Markante Neuerungen waren auch die täglichen Öffnungszeiten und die Hausausleihe für Professoren und Studenten. Dreißig Jahre nach der Universitätsinauguration hält der Göttinger Staatsrechtler Johann Stephan Pütter (1725–1807) in seinem *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen* fest: »Das vornehmste Augenmerk bey dieser academischen Biblio-

3 Vgl. Christiane Kind-Doerne: Die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Ihre Bestände und Einrichtungen in Geschichte und Gegenwart. Wiesbaden: Harrassowitz 1986 (= Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 22); Tradition und Zukunft – die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek. Eine Leistungsbilanz zum 65. Geburtstag von Elmar Mittler. Hg. von Margho Bargheer und Klaus Ceynowa. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2005.

thek ist jederzeit das nützliche und der Gebrauch gewesen, welchen besonders die hiesigen Professores, auch andere Gelehrte, und Studierende davon machen können.«⁴

Die Universitätsbibliothek war als erfolgskritisches Instrument für Forschung und Lehre unmittelbar in die Göttinger Universität integriert und als eine der zentralen Infrastruktureinrichtungen etabliert. Ihr exzellenter Bestand und ihre ausgezeichnete Zugänglichkeit machten sie zudem zum Standortfaktor für die Universität, der bedeutende Professoren und wohlhabende Studenten anzog. Damit waren paradigmatisch die musealen Konventionen für die traditionelle Anlage von Universitätsbibliotheken verabschiedet und die Funktionen einer wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek umgesetzt. Für die zeitgenössischen Hochschulbibliotheken musste die Göttinger Praxis ungewohnt erscheinen: Waren doch üblicherweise die Erwerbungen spärlich und zufällig, die Erschließungsmaßnahmen nur für die interne Verwaltung bestimmt und die Benutzungsbedingungen restriktiv. Damit konnte weder der aktuellen Forschungspraxis, noch der vermehrten Literaturproduktion und dem veränderten Lektüerverhalten entsprochen werden. Kompensiert wurde diese Defizienz der Universitätsbibliotheken vor allem durch die privaten Bibliotheken der Gelehrten, die oft auch den Studenten zur Verfügung standen. Erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts nahm der Bücherbesitz der Gelehrtenbibliotheken ab, so wie die Bestände der Universitätsbibliotheken wuchsen.

Die Universität Göttingen erlangte bald eine hervorragende Reputation, wobei sich ihr Ansehen auch wesentlich auf dem ihrer Bibliothek gründete.⁵ Besonders gerühmt wurden ihre exzellenten Bestände an aktueller Forschungsliteratur, ihre systematische Präsentation und die komfortablen Benutzungsmodalitäten, die allesamt eine hervorragende Nützlichkeit der Bibliothek evozierten. Selbst Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) zeigte sich bei seinem Göttinger Bibliotheksbesuch im Juni 1801 beeindruckt, erkennt jedoch zugleich die Gefahr, die die unmittelbare Nähe zur beeindruckenden Fülle an Material mit sich bringt:⁶

4 Johann Stephan Pütter: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Tl. 1. Göttingen: Vandenhoeck 1765, S. 213.

5 Vgl. Bernhard Fabian: Die Göttinger Universitätsbibliothek im achtzehnten Jahrhundert. In: Göttinger Jahrbuch 28 (1980) S. 109–123; Wolfgang Schmitz: »Ein wenig Pralerey und Charlatanerie«. Die propagandistische Selbstdarstellung der Universität Göttingen und ihrer Bibliothek in der Ära Münchhausen. In: Bibliothek und Wissenschaft 41 (2008), S. 17–43.

6 Vgl. Siegfried Seifert: »(...) wie in der Gegenwart eines großen Capitals«. Die Göttinger Universitätsbibliothek und der Ereignisraum Weimar – Jena um 1800: Bibliothekarische Wirkungen am Beispiel Johann Wolfgang Goethes. In: Bibliothek und Wissenschaft 41 (2008), S. 103–130; Helmut Rohlfing: »In der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet«. Goethe und die Göttinger Bibliothek. In: »Der gute Kopf

So verbracht' ich denn die Zeit so angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es sei sich einer so großen Masse von Gelehrsamkeit zu nähern: denn indem ich, um einzelner in mein Geschäft einschlagender Dissertationen willen, ganze Bände dergleichen akademischer Schriften vor mich legte, so fand ich nebenher allseitig so viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Bestimmbarkeit und Vorkenntniß in vielen Fächern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Gestalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder in's Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abschluß zu finden.⁷

Den Nutzen der Bibliothek fasst Goethe in die Bildlichkeit der Ökonomie und prägt damit die in Bibliothekskreisen gern zitierte Formulierung: »man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.«⁸

Mit Göttingen war die wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek im deutschsprachigen Raum prototypisch institutionalisiert. In dieser Rolle wird sie in der Bibliotheksgeschichte gewürdigt und fungiert bis heute als vorbildhafte Referenz der bibliothekspolitischen und -theoretischen Diskussion.⁹ Sie wurde zur Musterbibliothek und zum Vorbild bei der Gründung oder Reorganisation anderer Bibliotheken, vor allem für die deutschen Bibliotheken des frühen 19. Jahrhunderts. Und auch für die Identitätsbildung und Selbstvergewisserung der heutigen Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen wird eindringlich auf ihre Geschichte rekurriert.¹⁰

Splendid Isolation: Die Seminarbibliothek

Das so glanzvoll öffentlich kommunizierte Modell Göttingen hat sich während des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum nicht verallgemeinert, und selbst die Göttinger Bibliothek sollte stagnieren. Auch in der Hauptstadt des frisch gegründeten Deutschen Kaiserreichs schien die wissenschaftliche Infor-

leuchtet überall hervor«. Goethe, Göttingen und die Wissenschaft. Hg. von Elmar Mittler, Elke Purpus und Georg Schwedt. Göttingen: Wallstein 2009, S. 53–65.

7 Johann Wolfgang von Goethe: Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1749 bis 1806. In: Ders.: Werke. Hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. 1. Bd. 35. Weimar: Böhlau 1892, S. 109f.

8 Ebd., S. 97.

9 Vgl. Bernhard Fabian: Göttingen als Forschungsbibliothek im achtzehnten Jahrhundert. Plädoyer für eine neue Bibliotheksgeschichte. In: Öffentliche und Private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten? Hg. von Paul Raabe. Bremen, Wolfenbüttel: Jacobi 1977 (= Wolfenbütteler Forschungen 2), S. 209–239.

10 Vgl. etwa Elmar Mittler: Fortschritt mit Tradition. Die SUB Göttingen auf dem Weg zur Forschungsbibliothek der Zukunft – ein Rückblick. In: Bibliothek und Wissenschaft 41 (2008), S. 231–240.

mationsversorgung suboptimal, und das auf jeden Fall für die nationale Leitdisziplin, die Deutsche Philologie. Die Therapie zielte diesmal nicht aufs große Ganze, sondern war auf die Einzelfalllösung reduziert.

Der österreichische Germanist Wilhelm Scherer (1841–1886) war 1877 auf die für ihn geschaffene Professur für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (seit 1947: Humboldt-Universität zu Berlin) berufen worden und fand dort ein Arbeitsumfeld ohne Seminarbibliothek vor. Der an die gute Ausstattung an seiner vormaligen Wirkungsstätte, der Universität Straßburg, gewöhnte Scherer empfand diese Situation als ungenügend. Im September 1884 schließlich wandte sich Scherer mit seinem Schreiben *Promemoria betreffend das Germanische Seminar, die Müllenhoffsche Bibliothek und Müllenhoffs Nachlass* an das preußische Kultusministerium. Darin schlägt er vor, die Privatbibliothek seines eben verstorbenen Berliner Kollegen Karl Müllenhoff (1818–1884) anzukaufen und als Grundstock einer aufzubauenden Seminarbibliothek zu nutzen. Er begründet sein Interesse mit dem für Forschung und Lehre notwendigen direkten und unmittelbaren Zugang zu den Bibliotheksbeständen und denkt dabei im Analogieschluss zu den naturwissenschaftlichen Laboratorien:

Mit Bibliotheken ausgestattete Seminare, in denen die vom [Instituts-]Direktor aufgenommenen Mitglieder von Morgens bis Abends ungestört arbeiten können, in denen auch die vom Direktor geleiteten Übungen stattfinden, haben einen ähnlichen Vortheil für die philologischen und historischen Wissenschaften wie die Laboratorien für die Naturwissenschaften. Den hier Lernenden wird das Arbeitsmaterial selbst in die Hand gegeben.¹¹

Umso dringlicher war für Scherer diese partikuläre Lösung mit Seminarbibliotheken, weil die übergeordneten Landes- und Universitätsbibliotheken im 19. Jahrhundert nicht zu potenten Informationsversorgern entwickelt worden waren. So charakterisierte der deutsche Historiker Theodor Mommsen (1817–1903) in einer Rede im preußischen Abgeordnetenhaus aus dem Jahr 1874 den Zustand der Königlichen Bibliothek in Berlin als »unbeschreiblich vernachlässigt«. ¹² Erschwerend wirkten zudem die Benutzungseinschränkungen

11 Wilhelm Scherer: *Promemoria betreffend das Germanische Seminar, die Müllenhoffsche Bibliothek und Müllenhoffs Nachlass*. In: *Deutsche Philologie an den preußischen Universitäten im 19. Jahrhundert. Dokumente zum Institutionalisierungsprozess*. Hg. von Uwe Meves. Berlin, New York: de Gruyter 2011, S. 843–850, hier S. 843; vgl. Carlos Spoerhase: *Das »Laboratorium« der Philologie? Das philologische Seminar als Raum der Vermittlung von Praxiswissen (circa 1850–1900)*. In: *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*. Hg. von Andrea Albrecht, Lutz Danneberg, Olav Krämer und Carlos Spoerhase. Berlin, München, Boston: de Gruyter 2015 (= *linguae & litterae* 49), S. 53–80.

12 Theodor Mommsen: *Über die Königliche Bibliothek*. In: *Ders.: Reden und Aufsätze*. Berlin: Weidmann 1905, S. 217–227, hier S. 217.

der großen Bibliotheken, die aus ihrer Organisation als Magazinbibliotheken mit Ausleihfunktion resultierten.

Scherers Initiative war erfolgreich. Bereits ein Dreivierteljahr nach seiner Eingabe wurde die Müllenhoffsche Bibliothek mit Mitteln angekauft, die der Deutsche Kaiser Wilhelm I. (1797–1888) bewilligt und die das preußische Kultusministerium noch erweitert hatte. Zudem wurden für die neue Arbeitsbibliothek zwei Seminarräume in der Dorotheenstraße zur Verfügung gestellt.¹³ Damit war ein für die Neugermanistik Schererscher Ausprägung optimierter, freilich exklusiver Wissensraum geschaffen: eine in Freihand aufgestellte Präsenzbibliothek, die umfänglich forschungsrelevante Literatur umfasste und einem ungehinderten, sofortigen und gleichzeitigen Gebrauch zugänglich machte. Der Zugang zu diesem Wissensraum wurde vom Institutsdirektor geregelt und war auf die Mitglieder des Seminars beschränkt. Die Leitung der Bibliothek oblag dem Seminar und insofern der Wissenschaft. Mit der Einrichtung der Schererschen Seminarbibliothek wurde ein Modernisierungsschritt nachgeholt, den Göttingen konsequent vorbuchstabiert hatte: Die Gelehrten- bzw. Professorenbibliotheken wurden aus ihrer privaten Verwaltung in eine universitär-staatliche überführt und damit institutionalisiert. In der Folge mussten die Seminare nicht mehr in den mit Bibliotheken ausgestatteten Wohnungen der Professoren abgehalten werden, sondern konnten in institutionell zugewiesenen Seminarräumen stattfinden.

Diesen Aspekt unterstreicht der deutsche Bibliothekar und Germanist Julius Zacher (1816–1887) und weist damit darauf hin, dass die Einrichtung von Seminarbibliotheken nicht nur die Verfügbarmachung von adäquater Information institutionalisiert, sondern auch die Bereitstellung von attraktivem Raum – im eigentlichen Sinn also Wissensraum aufbaut und organisatorisch gesichert verstetigt. In seiner im Jahr 1875 vorgelegten Eingabe *Entwurf einer Verfassung und eines Jahresgeldes für ein Seminar für deutsche Philologie zu Halle* hält Zacher fest:

Deshalb hat man wohl auch daran gedacht, die Seminarübungen im Locale der Seminarbibliothek abzuhalten, um stets diese gesammte Bibliothek zu augenblicklicher Verfügung zur Hand zu haben. Doch ist mir nicht bekannt geworden, daß dieser Gedanke irgendwo wirklich zu practischer Ausführung gekommen sei, und noch weniger, welchen Erfolg er gehabt hat.

13 Vgl. Carlos Spoerhase: Experimentieren mit Büchern. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 78 vom 2. April 2014, S. N4.

Ich habe seit 20 Jahren mein Privatissimum in meiner Studierstube mitten unter meinen Büchern gehalten, und bezahle aus diesem Grunde gegenwärtig eine höhere Wohnungsmiete, um noch in der Nähe der Universität eine Wohnung zu haben mit einer Studierstube, die geräumig genug ist für eine Bibliothek und ein Privatissimum von 10 Theilmehrn.¹⁴

Scherer konnte nur erfolgreich sein, weil die ministerielle Verwaltung eine Linie verfolgte, die mit dem Inhalt seiner Eingabe konvergierte. Den preußischen Kulturpolitiker Friedrich Althoff (1839–1908), 1882 als Universitätsreferent in das preußische Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten berufen, kannte Scherer seit der gemeinsamen Zeit an der Straßburger Universität. Althoff beschäftigte sich nicht nur mit Fragen der Universitätsreform, sondern auch mit der wissenschaftlichen Literaturversorgung. Sein Ausgangspunkt war freilich nicht die Philologie, sondern die Wissenschaftsadministration, sein Blickwinkel nicht der Lehrstuhl, sondern Preußen. Der Briefwechsel zwischen Althoff und Scherer zeigt, dass der einflussreiche Germanist zum Netzwerk des unbürokratischen Politikers zählte – also Teil des Systems Althoffs war¹⁵ – und sich mit ihm regelmäßig über das Bibliothekswesen austauschte. So klagt Scherer in einem Brief vom 9. Februar 1884: »Sie haben da beiläufig wieder eine Illustration unserer überaus elenden, ja schandvollen Bibliothekszustände. Jeder Deutsche, der in London lebt, kann bequemer über germanistische Dinge arbeiten, als wir Berliner.«¹⁶ Zur Verbesserung seiner eigenen Lage konnte Scherer am 6. Juli 1885 brieflich einen Vorschlag an Althoff richten, der auf die Bearbeitung und Aufstellung der mittlerweile übernommenen, allerdings nicht benutzbaren Müllenhoffschen Bibliothek abzielte: Edward Schröder (1858–1942), damals Privatdozent in Göttingen, sollte nach Berlin geholt und als Assistent und Bibliothekar für das germanische Seminar gewonnen werden; bei Althoff wurde angefragt, ob Schröders baldige Beförderung auf ein Extraordinariat remuneriert werden könnte. Bereits am 8. Juli 1885 konnte Scherer Schröder die mit Althoff getroffene und vom Ministerium bestätigte Abrede zur Remuneration schriftlich zusagen.¹⁷

War der angesehene Germanistikprofessor Scherer mit seiner Initiative zur Verbesserung der Informationsversorgung seines Seminars in rein punktueller

14 Julius Zacher: Entwurf einer Verfassung und eines Jahresgeldes für ein Seminar für deutsche Philologie zu Halle. In: Deutsche Philologie an den preußischen Universitäten (Anm. 11), S. 789–820, hier S. 795.

15 Vgl. Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das »System Althoff« in historischer Perspektive. Hg. von Bernhard vom Brocke. Hildesheim: Lax 1991 (= Edition Bildung und Wissenschaft B 5).

16 Wilhelm Scherer: Briefe und Dokumente aus den Jahren 1853 bis 1886. Hg. von Mirko Nottscheid und Hans-Harald Müller. Göttingen: Wallstein 2005 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte 5), S. 332.

17 Vgl. ebd., S. 344–346.

Absicht erfolgreich, so stellte der mächtige Ministerialbeamte Althoff gesamt-systemisch die Weichen. Mit der Unterstützung der Berliner germanistischen Seminarbibliothek war ein weiterer Baustein zur Etablierung des zweischichtigen Universitätsbibliothekssystems gesetzt, das sich durch die Dualität mehrerer Einzelbibliotheken und einer Zentralbibliothek auszeichnet. Freilich stellt diese Anerkennung der Seminarbibliotheken nur eine, allerdings folgenschwere Maßnahme im Rahmen von Althoffs weitreichender Bibliotheksreform in Preußen dar, die angesichts der fehlenden Nationalbibliothek in Deutschland eingeleitet wurde.¹⁸

Der von Althoff vorbereitete Ministerialerlass vom 15. Oktober 1891,¹⁹ der eine Koordination zwischen Teilbibliotheken und Zentralbibliothek verlangte, blieb in dieser Hinsicht angesichts der Autonomie der Universitätsinstitute wirkungslos. So verwundert es nicht, dass von bibliothekarischer Seite die Förderung der Seminar-, Instituts- bzw. Lehrstuhlbibliotheken äußerst kritisch wahrgenommen wurde. So monierte der spätere Direktor der Universitätsbibliothek Berlin Gotthold Naetebus (1864–1934) in seinem 1906 veröffentlichten Aufsatz *Über die Bibliotheken der Preussischen Universitätsinstitute* die unprofessionelle Handhabung der Seminarbibliotheken, die Zersplitterung sowie fehlende Koordination mit den zentralen Universitätsbibliotheken und den ineffizienten und ineffektiven Ressourceneinsatz. Sein Vorschlag, »beide Arten von Bibliotheken zu planmäßigem Zusammenwirken« zu führen,²⁰ wurde in den folgenden Jahrzehnten nicht realisiert. Im Gegenteil sollte die Diversifizierung der Wissenschaften bei erhöhtem Informationsbedarf die Differenzierung der Bibliotheken beschleunigen, die von ihrem Anspruch, universal zu sammeln, abrückten. Vielmehr bildeten sich Spezialbibliotheken aus, die ihren Informationsversorgungsauftrag auf einzelne Disziplinen oder Institutionen fokussierten. Um diese Fragmentierung zu kompensieren, wurden seit dem 19. Jahrhundert auf nationaler und internationaler Ebene funktionsteilige Kooperationen zwischen Bibliotheken erarbeitet.

18 Vgl. Ladislav Buzás: *Deutsche Bibliotheksgeschichte der neuesten Zeit (1800–1945)*. Wiesbaden: Reichert 1978 (= *Elemente des Buch- und Bibliothekswesens* 3), S. 46–49.

19 Erlass, betreffend die Bibliotheken der Universitäts-Anstalten und deren Beziehungen zu den Universitäts-Bibliotheken (im Königreich Preussen). In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 8 (1891), S. 550f.

20 Gotthold Naetebus: *Über die Bibliotheken der Preussischen Universitätsinstitute*. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 23 (1906), S. 341–367, hier S. 363.

Geisteswissenschaftliche Kriseninterventionen: Systemische Bemühungen

Im Rahmen der in den 1980er Jahren in Deutschland aufgekommenen wissenschaftspolitischen Debatte um die geisteswissenschaftliche Forschung und deren zunehmende Internationalität und Interdisziplinarität war auch ihre Informationsversorgung in den Blick geraten. Dabei wurde die Leistungserbringung der Bibliotheken als unzureichend angesehen und für die im internationalen Vergleich diagnostizierten Defizite der Geisteswissenschaften mitverantwortlich gemacht. Breit rezipiert und kontrovers diskutiert wurde eine literaturwissenschaftlich-bibliothekarische Studie, die das von Althoff eingesetzte System der Dezentralisierung wesentlich für die Krise verantwortlich machte.

Der Münsteraner Anglist Bernhard Fabian (geb. 1930) thematisierte in seiner im Jahr 1983 erschienenen Publikation *Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung* die aktuellen Probleme und zukünftigen Entwicklungsperspektiven der Literaturversorgung und Literaturproduktion in Deutschland. Aus der Perspektive des Wissenschaftlers begreift er die Bibliothek als »die zentrale Institution der geisteswissenschaftlichen Forschung«, »weil der Text in den Geisteswissenschaften [das heißt hier vor allem Philosophie, Philologien und Geschichte] als Gegenstand der Forschung eine primäre Bedeutung hat.«²¹ Im Unterschied zur naturwissenschaftlichen Informationsversorgung ist die geisteswissenschaftliche Bibliothek nicht nur ein Archiv der wissenschaftlichen Literatur, sondern darüber hinaus ein Speicher der kulturellen Überlieferung, da sie eben nicht nur Sekundärliteratur, sondern auch Primärliteratur zu umfassen hat. Das Buch ist sowohl Quelle und Gegenstand der geisteswissenschaftlichen Forschung als auch Medium ihrer wissenschaftlichen Kommunikation. Aufgrund des tentativen Charakters der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis ist die systematische Literaturbenutzung um eine exploratorische Lektüre zu ergänzen, also um Browsing und Serendipity, wie der Anglist Fabian formuliert. Weiter folgert er: »Der Literaturbedarf ist in Qualität und Quantität nicht vorhersehbar«, sodass die Bibliothek »auf den Eventualfall, der in der Forschung der Normalfall ist«,²² ausgerichtet sein muss. Deswegen stellen die »Dichte und Verfügbarkeit von Beständen« »ein essentielles Erfordernis der Forschung dar.«²³ Die Bibliotheken selbst fungieren als Forschungsstätten und

21 Bernhard Fabian: *Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung*. Zu Problemen der Literaturversorgung und der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983 (= Schriftenreihe der Stiftung Volkswagenwerk 24), S. 9.

22 Ebd., S. 36.

23 Ebd., S. 32.

sind als Forschungsbibliotheken anzulegen, deren ideale Norm »die universale Präsenzbibliothek«²⁴ darstellt. Historisch bewusst verweist Fabian auf die Göttinger Universitätsbibliothek als »Urform« »der modernen Forschungsbibliothek«²⁵ und plädiert – Scherer alludierend – »für einen Bibliothekstyp, der analog zum hochentwickelten Forschungslaboratorium auch diffizile Arbeitsvorhaben ermöglicht«.²⁶

Aber die bibliothekarische Gegenwart scheint von diesen Modellen weit entfernt, und Fabian erklärt auch, wie es dazu gekommen ist. Seine These besagt, dass die aktuellen Schwierigkeiten in der Literaturversorgung der Geisteswissenschaften das Ergebnis von Entwicklungen sind, die im späten 19. Jahrhundert eingeleitet wurden. Neben der verschärften Dezentralisierung des Bibliothekswesens in Deutschland waren es vor allem die mangelhafte Etatisierung der Universitätsbibliotheken sowie die Einrichtung und Förderung eines zweischichtigen Bibliothekssystems, das im Antagonismus zwischen Institutsbibliotheken und zentralen Universitätsbibliotheken die verfügbaren Ressourcen fragmentierte. Die mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts einsetzende rasche Vermehrung der Institutsbibliotheken führte insofern zu einer weiteren Schwächung der Zentralbibliotheken, als die für den Bestandsaufbau nötigen Mittel abgezweigt und Doppelstrukturen aufgebaut wurden.²⁷ Das kleinteilige, partikulare System war nun anachronistisch und dysfunktional geworden. Denn nach Fabian zielten die Althoff'schen Reformen zwar »auf bibliothekstheoretisch ideale, aber vom Standpunkt der Forschung nicht praxisgerechte Lösungen«²⁸ und führten zu einer »Trennung von Bibliothek und Wissenschaft«.²⁹

Um ein zukunftsfähiges Gesamtsystem einzurichten, das Bibliothek und Wissenschaft wieder annähert, schlägt Fabian die »Einführung zentralisierender Elemente in ein dezentrales System« vor.³⁰ Im Rahmen einer hierarchisch aufgebauten Forschungsinfrastruktur sollten die Erhaltung, Erschließung und Bereitstellung des historischen Quellenmaterials, die Modernisierung der Informationssysteme sowie die Bildung herausgehobener Forschungsbibliotheken angegangen werden. Mit der konkreten Vorstellung von Bibliotheken zur Archivierung der Nationalliteratur und der Schaffung eines Nationalarchivs gedruckter Texte gab Fabian den Anstoß zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft Sammlung Deutscher Drucke. Seit 1989 sammeln die sechs Bibliotheken dieser Arbeitsgemeinschaft im kooperativen Verbund das gesamte deutschsprachige

24 Ebd., S. 36.

25 Ebd., S. 37.

26 Ebd., S. 10.

27 Ebd., S. 48.

28 Ebd., S. 56.

29 Ebd., S. 211.

30 Ebd., S. 108.

gedruckte Schrifttum aus der Zeit von 1450 bis heute: Bayerische Staatsbibliothek München (1450–1600), Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (1601–1700), Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (1701–1800), Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main (1801–1870), Staatsbibliothek zu Berlin (1871–1912) und Deutsche Nationalbibliothek (ab 1913). Diese verteilte Nationalbibliothek sollte von einer Reihe von Forschungsbibliotheken unterstützt werden, die über bedeutende Alt- oder wichtige Spezialbestände verfügen.

Bibliothekarische Rettungsversuche: Die Forschungsbibliothek

In seiner prominenten Darstellung der Informationskrise der Geisteswissenschaften empfiehlt Fabian die Einrichtung von sogenannten Forschungsbibliotheken. Damit rekurriert er auf eine Bibliothekstradition, die sich seit dem 18. Jahrhundert von privaten Gelehrtenbibliotheken über universale Forschungsbibliotheken (Göttingen), nationale Großbibliotheken (London, Washington) und amerikanische Research Libraries ausgeprägt hat.³¹ In der Folge übernimmt der bibliothekarische Fachdiskurs das Konzept der Forschungsbibliothek, definiert es allerdings nicht mehr wie Fabian funktionsorientiert aus den Bedarfen von Forschungsprozessen, sondern selbstreferentiell bibliothekarisch vor dem Hintergrund der gängigen Bibliothekstypologie.

Besonders folgenreich geschah dies bei Michael Knoche (geb. 1951), seit 1991 Direktor der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Ein bis heute vielzitiertes Aufsatz rekurriert zwar explizit auf Fabians Überlegungen, positioniert dann die Forschungsbibliothek aber strikt bibliothekstypologisch. Nach seiner – additiven, und nicht wie behauptet systematischen – Begriffsbestimmung sollen einer Forschungsbibliothek zwölf Merkmale zukommen:³² Forschungsbibliotheken (1) sind auf die historisch arbeitenden Geisteswissenschaften hin ausgerichtet, (2) besitzen eine institutionelle Unabhängigkeit, (3) verfügen über eine gewisse Bestandsgröße und -breite, (4) kombinieren ihr Reservoir an historischen Beständen mit aktueller Forschungsliteratur, (5) engagieren sich besonders auf dem Gebiet der Bestandserschließung, (6) sind weitgehend Präsenzbibliotheken und legen Wert auf optimale Benutzungsbedingungen vor Ort, (7) halten die aktuelle Forschungsliteratur möglichst in Freihandaufstellung vor, (8) erblicken in der forschenden Benutzung ihre eigentliche Klientel, (9) widmen

31 Vgl. Jürgen Weber: Forschungsbibliotheken im Kontext. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 44 (1997), S. 127–146.

32 Vgl. Michael Knoche: Die Forschungsbibliothek. Umriss eines in Deutschland neuen Bibliothekstyps. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 17 (1993), S. 291–300, hier S. 294.

sich in hohem Maß der Bestandspflege und Restaurierung, (10) erforschen ihre eigene Bestandsgeschichte, (11) eignen sich zur Durchführung geisteswissenschaftlicher Großprojekte und (12) bieten sich als Veranstaltungsorte an.

Es ist offensichtlich, dass diese Definition in der deutschsprachigen Bibliothekslandschaft nur sehr wenige Bibliotheken umfasst und mit dem Kriterium der institutionellen Unabhängigkeit *expressis verbis* sämtliche Universitätsbibliotheken ausschließt.³³ Wohlgemerkt: Diese Begriffsfassung exkludiert per definitionem jene Bibliotheken, deren Hauptfunktion in der Unterstützung der universitären Forschung liegt. Sie richtet sich vielmehr fast ausschließlich an Bibliothekssolitäre wie die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel³⁴ oder die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar,³⁵ die sich als Forschungs- und Studienzentren für klar abgegrenzte Themenbereiche profiliert haben.

Es scheint signifikant für die bibliothekarische Selbstbezogenheit zu sein, dass dem typologischen Begriff der Forschungsbibliothek im bibliothekarischen Diskurs eine glänzende Karriere möglich war. Dass er nicht an konkrete Forschungsprozesse rückgekoppelt bzw. konsequent aus der Forschung abgeleitet wurde, muss freilich tendenziell zu Statik, Anachronismus und letztlich zur Entfunktionalisierung der entsprechenden Bibliotheken führen.

Hier schafft auch die Anpassung des Begriffs der Forschungsbibliothek an die Konsequenzen der digitalen Wende keine Abhilfe. Denn das verkürzte Paradigma der Forschungsbibliothek wird einfach fortgeschrieben, nur dass berücksichtigt wird, dass zunehmend mehr Information digital verfügbar ist, sei es durch die Retrodigitalisierung analoger Medien oder durch die Bereitstellung von genuin digitalen Ressourcen.³⁶ Veränderungen in der Beziehung zwischen Bibliothek und Forschung, die dieser nachhaltige Medienwechsel induzieren würde, werden nicht gesehen. Selbst rezent wird noch selbstreferentiell der Versuch unternommen, »den Typ Forschungsbibliothek im virtuellen Zeitalter [...] zu bestimmen«,³⁷ ohne funktionalen Rückbezug auf aktuelle Forschungs-

33 Vgl. Haike Meinhardt: Brauchen wir die Renaissance der Forschungsbibliothek? Ein Beitrag zu einer bibliothekstypologischen Diskussion. In: BuB Forum Bibliothek und Information 61 (2009), S. 816–820.

34 Vgl. Paul Raabe: *Bibliosibirsk oder Mitten in Deutschland*. Zürich: Arche 1992; Georg Ruppelt: Von der geschlossenen Anstalt zur Forschungsbibliothek. Die Metamorphose der Herzog August Bibliothek im 20. Jahrhundert. Paul Raabe zum 85. Geburtstag am 21. Februar 2012. In: *Bibliotheksdienst* 46 (2012), S. 192.

35 Vgl. Michael Knoche: Auf dem Weg zur Forschungsbibliothek. Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek im neuen Studienzentrum. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 52 (2005), S. 59–66.

36 Vgl. Elmar Mittler: Verteilte digitale Forschungsbibliothek – ein neues Paradigma für das Verhältnis von Bibliothek und Forschung? In: *Bibliothek und Wissenschaft* 30 (1997), S. 141–149.

37 Matthias Wehry: Die zwei Körper der Forschungsbibliothek. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 60 (2013), S. 70–77, hier S. 70.

prozesse herzustellen. Auf Bibliotheksseite muss der emphatische Befund bedenklich stimmen, der aus dieser euphorischen Rückbesinnung auf das Konzept der Forschungsbibliothek gezogen wird: »Forschungsbibliotheken sind als Zentren des kulturellen Lebens, des Alten Buches, des wissenschaftlichen Diskurses und als Promotor in der virtuellen Erschließung sowohl Innovatoren als verlässliche Partner der Forschung«.³⁸ Im Zeichen dieser positiven Besetzung des Terminus Forschungsbibliothek steht auch der gegenwärtige Versuch der Regionalbibliotheken, ihre Legitimation in ihrer Ausrichtung als Forschungsbibliotheken zu suchen. Dass damit keine konzeptionelle Neufassung einhergeht, sondern bloß Etikettenwechsel versucht wird, zeigt die rein äußerliche, einem Technologiesprung – und keiner Organisationsentwicklung – überantwortete Transformation. So wird aus regionalbibliothekarischer Sicht behauptet: »Durch die fortgeschrittene Digitalisierungstechnik haben sich inzwischen jedoch auch für kleinere Bibliotheken neue Möglichkeiten eröffnet, zu Forschungsbibliotheken zu avancieren.«³⁹

Außerdem mag es der bibliothekarischen Selbstberuhigung dienen, den Digital Turn und seine Auswirkungen auf den Informationsmarkt auszublenden. So setzt etwa Knoche zwanzig Jahre nach seiner ersten Definition der Forschungsbibliothek weiterhin auf einen Primat des gedruckten Bestandes:

Forschungsbibliotheken sind Institutionen der kulturellen Überlieferung mit dem Schwerpunkt auf gedruckten Texten. Sie bewahren und erschließen herausragendes und umfangreiches Quellenmaterial und stellen es zur Nutzung bereit – für die Forschung und für die kulturelle Vermittlung. Sie richten ihre Dienstleistungen in erster Linie an den Bedürfnissen von Wissenschaftlern der hermeneutisch-interpretierenden und begrifflich-theoretischen Forschungsformen aus.⁴⁰

Auch in dieser Fassung ist der Großteil der wissenschaftlichen Bibliotheken insofern nicht mitbedacht, als deren Erwerbungsstrategien und Medienetats längst auf elektronische Ressourcen fokussiert sind. Offensichtlich ist dieses typologische Konzept der Forschungsbibliothek nur exklusiv einsetzbar und wird in der Post-Gutenberg-Ära anachronistisch.

Angesichts der zunehmenden Verlagerung von Bibliothek und Forschung in einen digitalen Wissensraum und ihrer damit einhergehenden gründlichen Veränderung sind autoreferentielle Modelle, die organisatorische Selbstgewissheiten fortschreiben, nicht produktiv, weil sie den Wandel nicht erfassen

38 Ebd., S. 76.

39 Irmgard Siebert: Die Zukunft liegt in der Vergangenheit. Historische Bibliotheken auf dem Weg zu Forschungsbibliotheken. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 37 (2013), S. 78–90, hier S. 89.

40 Michael Knoche: »Die Forschungsbibliothek« – Zum aktuellen Stand eines Konzepts aus den neunziger Jahren. Vortrag am 102. Deutscher Bibliothekartag in Leipzig, 2013. URL: <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2013/1361/> (Zugriff: 26. 11. 2014).

können. Insofern ist eine in wissenschaftstheoretischer Perspektive funktionale Ausrichtung des Begriffs der Forschungsbibliothek notwendig, die den Forschungsprozess als primären Ausgangs- und Referenzpunkt setzt – und nicht eine wie auch immer geartete solipsistische Bibliothekstypologie. Dadurch wird die Forschungsbibliothek nicht mehr als Organisation begriffen, sondern als Funktion, die von unterschiedlichen Bibliothekstypen je unterschiedlich ausgeübt werden kann. Diese begriffliche Definition legt nicht mehr statisch substantialistisch fest und kann somit der Dynamik des Gegenstandsbereichs – nämlich der wissenschaftlichen Forschung – entsprechen.

Digital Turn und Bibliotheken: Digitalisierung der Informationsversorgung

Die elektronische Datenverarbeitung und das Internet revolutionieren im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert den Informations- und Kommunikationsmarkt. Dabei transformieren sie Information von analogen zu digitalen Medien und relativieren das alteuropäische Leitmedium Buch. Die Bibliotheken erweitern ihre analoge Informationsversorgung der Wissenschaft zunehmend um digitale Angebote und werden hybrid.⁴¹

Ab den 1960er Jahren begannen die Bibliotheken, ihre administrativen und bibliothekarischen Prozesse zu automatisieren. Sukzessive wurden die konventionellen Bestandsnachweise – in der Regel Zettelkataloge – in maschinenlesbare Form überführt und von Datenbanken abgelöst. Ab der Mitte der 1990er Jahre wurden sie als Online-Kataloge im World Wide Web (WWW) orts- und zeitunabhängig zugänglich gemacht. Mit der Verbreitung elektronischer Medien wird die Bereitstellung originärer digitaler Publikationen zu einer neuen Aufgabe für Bibliotheken. Dabei verbleiben die E-Ressourcen (Datenbanken, E-Journals, E-Books) häufig auf den Servern der Verlage, und die Bibliotheken lizenzieren den Zugriff auf die Volltexte. Zudem digitalisieren Bibliotheken einen Teil ihrer physischen Bestände und machen sie online zugänglich, sofern dies das Urheberrecht zulässt. Ihre Stellung als Informationsmonopolisten haben sie angesichts der konkurrierenden Anbieter der immer wichtiger werdenden digitalen Medien endgültig verloren. Ihr genuiner Bestand wird in der Informationsvielfalt des WWW nivelliert.

41 Vgl. Andreas Brandtner: Kulturelle Überlieferung – digital. Strategische Positionierung und operativer Beitrag von Bibliotheken. In: Neues Erbe. Aspekte, Perspektiven und Konsequenzen der digitalen Überlieferung. Hg. von Caroline Y. Robertson-von Trotha und Robert Hauser. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing 2011 (= Kulturelle Überlieferung – digital 1), S. 181–199.

Wissenschaftliche Bibliotheken – und hier vor allem die Universitätsbibliotheken – haben ihre Informationsangebote medial an die Bedarfe der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen angepasst. Die Medizin, die Naturwissenschaften und die Wirtschaftswissenschaften sind bereits in einem so ausgeprägten Maß auf elektronische Informationsversorgung umgestellt, dass bei der Medienbeschaffung in der Regel nach dem E-Only-Prinzip verfahren werden kann. Zu elektronischem Bestand parallele Printausgaben werden häufig ausgesondert. Bei den Geistes- und Sozialwissenschaften, der Rechtswissenschaft und der Theologie vollzieht sich der Digital Turn langsamer. So liegt die Mehrzahl der geisteswissenschaftlichen Monografien und Zeitschriften am deutschsprachigen Markt noch ausschließlich in gedruckter Form vor. Doch auch hier unterstützen digitale Technologien verstärkt die Forschung und ihre Kommunikation, wobei dieser Trend in den Geisteswissenschaften im Vergleich zu den Naturwissenschaften später eingesetzt hat und langsamer verläuft. Dennoch entstehen zunehmend digitale Daten, die wiederum Grundlage neuer Forschungsfragen sind und somit sowohl Quellen (z. B. Textkorpora) als auch Methoden (z. B. Text Mining) des Forschungsprozesses weiter digitalisieren. Auch die geisteswissenschaftliche Kommunikation findet vermehrt digital statt – etwa über die Propagierung von Open Access.⁴² Im Rahmen der Scientific Community wirkt allerdings noch immer die prominente Publikation der gedruckten Monografie karriereentscheidend. Es überrascht nicht, dass die Geisteswissenschaften von der Informationsversorgung erwarten, einen möglichst vollständigen, langfristig verfügbaren Printbestand aufzubauen und für die Benutzung vorzuhalten.⁴³

Aufgrund dieser aktuell vielschichtigen Marktlage verstehen sich zahlreiche Bibliotheken – besonders die Universitätsbibliotheken von forschungsorientierten Volluniversitäten – als hybride Einrichtungen. Sie stellen sowohl analoge als auch digitale Medien bereit, gestalten ihren physischen Raum für die Benutzung möglichst attraktiv und entwickeln virtuelle Informations- und Kommunikationsinfrastrukturen für Forschung (E-Research) und Lehre (E-Learning). Folglich besteht für diese Bibliotheken eine wichtige Herausforderung im Ausgleich des hybriden Medienbruchs durch eine möglichst hohe Konvergenz ihrer analogen und digitalen Angebote.⁴⁴

42 Vgl. Benjamin Rücker: Open Access in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Perspektiven für bibliothekarische Dienstleistungen. In: B.I.T. online 13 (2010), S. 369–378.

43 Vgl. Michael Astor, Georg Klose, Susanne Heinzelmann, Daniel Riesenberger: Evaluierung des DFG-geförderten Systems der Sondersammelgebiete DFG. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft 2011, S. 118, 125–128. URL: http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/ge_schaeftsstelle/publikationen/evaluierung_ssg.pdf (Zugriff: 26. 11. 2014).

44 Vgl. Olaf Eigenbrodt: Auf dem Weg zur Fluiden Bibliothek: Formierung und Konvergenz in integrierten Wissensräumen. In: Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs

Zeitgleich werden von öffentlicher und privat-kommerzieller Seite massive Anstrengungen unternommen, die historischen Medien digital verfügbar zu machen und damit die hybride Ausprägung der bibliothekarischen Informationsversorgung in Richtung einer rein digitalen voranzutreiben. So hält es Thomas Bürger (geb. 1953), seit 2003 Generaldirektor der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, für »wahrscheinlich, dass der deutsche Buchdruck von 1450 bis 1800 bis zum Jahr 2020 weitgehend digital verfügbar sein könnte«. ⁴⁵ Physische Buchexemplare werden dann nur mehr ausnahmsweise zur Benutzung ausgegeben, wenn deren Individualspezifika nicht hinreichend tieferschlossen sind und der Autopsie bedürfen.

Auf der Seite der Wissenschaft hat die digitale Bereitstellung von Metadaten und Daten schon früh zur möglichst ausschließlichen Nutzung digitaler Information geführt. Zumindest für die Nutzergruppe der Forschenden verschwindet die Bibliothek als physischer Ort zusehends. Der Philosoph Anthony Appiah (geb. 1954) formuliert pointiert: »The library I never go to is already one of the most important places in my life«. ⁴⁶

Nicht nur die unmittelbare Bereitstellung von Information in Form von Abstracts und Volltexten hat sich nach dem Digital Turn fundamental gewandelt, sondern auch ihre bibliothekarische Aufbereitung und Ordnung. Erstaunlich ist, dass gerade die bibliotheks-affirmative Geste, die Peter Strohschneider (geb. 1955), deutscher Germanist und hochrangiger Wissenschaftsfunktionär, in seinem Festvortrag am Deutschen Bibliothekartag im Jahr 2009 setzt, die Rolle der Bibliotheken am heftig umkämpften Informationsmarkt gründlich missversteht. Strohschneider reklamiert nämlich ein Spannungsverhältnis zwischen den Suchmaschinen, die nichts bewerten, sondern nur der Statistik der Informationsmengen folgen, und den Bibliotheken, die durch ihr wissenschaftssystemisches Ordnungswissen darauf abzielen, Wissbares von Wissenswertem zu unterscheiden. Dies würde die Überlegenheit der Bibliotheken gegenüber den Suchmaschinen ausmachen. Eine solche bibliothekarische Wissensordnung könne den wissenschaftlichen Impetus der kognitiven Unordnung insofern produktiver machen, als die Informationssuche in den Kontext des durch die Bibliothek geordneten Wissens geleitet wird. Nach Strohschneider ermöglicht dies die Suchmaschine so nicht, denn sie folge dem Prinzip der bloßen Häu-

zu Information und Bildung. Hg. von Olaf Eigenbrodt und Richard Stang. Berlin, New York: de Gruyter 2014 (= Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft 3), S. 207–220.

45 Thomas Bürger: Die Digitalisierung der kulturellen und wissenschaftlichen Überlieferung – Versuch einer Zwischenbilanz. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2011), S. 133–141, hier S. 138.

46 Anthony Appiah: Realizing the Virtual Library. In: Gateways to Knowledge. The Role of Academic Libraries in Teaching, Learning, and Research. Hg. von Lawrence Dowler. Cambridge/Massachusetts: MIT Press 1997, S. 35–39, hier S. 39.

fung.⁴⁷ Strohschneiders positive Diagnose zum Verhältnis zwischen Bibliothek und Wissenschaft liegt doppelt falsch. Einerseits unterschätzt sie das Entwicklungspotential der ausgefeilten Algorithmen von Suchmaschinen, andererseits übersieht sie, dass der klassische Online Public Access Catalogue (OPAC) aktuell von Suchmaschinen abgelöst wird, um die Vielzahl der elektronischen Ressourcen in die Recherche zu integrieren. Dabei imitieren die Bibliotheken mit ihren neuen Discovery-Systemen die quasi-monopolistische Suchmaschine Google und referieren nicht mehr direkt zu ihrem Bibliotheksbestand, sondern in die weite online verfügbare Informationswelt. Das Alleinstellungsmerkmal der Bibliotheken bei der Informationsrecherche ist längst gefallen, und die Bibliotheks-Apokalyptiker unterschiedlicher Provenienz und Ausrichtung sehen auch aus diesem Sachzusammenhang die Zukunft der Institution Bibliothek und ihrer Geschäftsmodelle in Frage gestellt.

Bibliotheken als E-Infrastructure der Digital Humanities: Eine neue Aufgabe in Sicht?

In den Geisteswissenschaften ist der Einsatz informationstechnologischer Verfahren mittlerweile so verbreitet, dass sich mit den Digital Humanities (bzw. E-Humanities) ein eigener Arbeitsbereich ausgebildet hat. Aktuell ist seine Institutionalisierung und Professionalisierung zu beobachten, die sich in der Einrichtung einschlägiger Lehrstühle und Curricula sowie der Etablierung einer Fachcommunity mit spezifischer disziplinärer Kommunikation ausdrücken. Die Digital Humanities firmieren dabei als Teilvorhaben innerhalb des Großunternehmens E-Research.

Verlagern sich wissenschaftliche Forschung und Kommunikation in digitale Wissensräume, stellt sich die Frage nach Aufbau und Betreuung der entsprechenden Forschungsinfrastruktur und der Rolle, die Bibliotheken dabei spielen. Denn die digitalen Geisteswissenschaften implizieren eine Reihe von Arbeitsfeldern, für die Bibliotheken Kernkompetenzen aufgebaut haben. Zudem erneuert der Wandel der geisteswissenschaftlichen Forschungs-, Kommunikations-, Publikations- und Evaluationskulturen die traditionelle Rollenverteilung zwischen Bibliotheken, Rechenzentren, Verlagen und Forschung. So ist es naheliegend, dass der Verband »Digital Humanities im deutschsprachigen

47 Vgl. Peter Strohschneider: Unordnung und Eigensinn der Bibliothek. Eröffnungsvortrag auf dem 98. Deutschen Bibliothekartag. In: Ein neuer Blick auf Bibliotheken. 98. Deutscher Bibliothekartag in Erfurt 2009. Hg. von Ulrich Hohoff und Christiane Schmiedeknecht. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2010 (= Deutscher Bibliothekartag. Kongressbände), S. 17–25.

Raum«⁴⁸ in seinen 2014 publizierten Thesen *Digital Humanities 2020* auch die klassischen Gedächtnisinstitutionen als wichtige Partner adressiert: »Die Geisteswissenschaften haben eine lange Tradition der Nutzung von Bibliotheken, Archiven und Museen. Die Formen dieser Kooperation müssen gemeinsam den Möglichkeiten angepasst werden, die sich durch die neuen Technologien ergeben.«⁴⁹ In der Folge skizzieren die Thesen die Aufgaben, deren Bearbeitung im Feld der Archive, Bibliotheken und Museen gesehen wird: Langzeitarchivierung digitaler Medien, Transformation des kulturellen Erbes durch vollständige Digitalisierung aller forschungsrelevanten analogen Quellen, Aufbau einheitlicher Standards für die Archivierung, Publikation und Nachnutzung digitaler Daten, Aufbau von digitalen Sammlungen, Durchsetzung von Angeboten zur offenen Nachnutzung aller Ressourcen im Open Access und unter freien Lizenzen sowie Integration der publizistischen Forschungsergebnisse in den digitalen Forschungskreislauf durch Entwicklung mediengerechter Publikationsformate und Aufbau geeigneter Publikationsserver.

Freilich hat auch der bibliothekarische Fachdiskurs⁵⁰ – wissenschaftspolitisch flankiert⁵¹ – die Möglichkeiten bzw. Notwendigkeiten einer solchen Portfolioerweiterung behandelt und in zahlreichen theoretischen Beiträgen und praktischen Umsetzungen rund um den Themenkomplex der virtuellen Forschungsumgebungen ausgearbeitet. Dabei ist deutlich geworden, dass sich die wissenschaftlichen Bibliotheken, wenn sie in diesem Feld reüssieren wollen, von der Informationsversorgung zur Forschungsinfrastruktur weiterentwickeln müssen.

Nach einer Reihe von Einzelprojekten hat mittlerweile an der Schnittstelle von Bibliothek und Geisteswissenschaft ein Institutionalisierungsprozess angesetzt, im Zuge dessen an einem der beiden institutionellen Orte kooperative Organisationseinheiten eingerichtet werden. So wurde Anfang 2010 das Göttinger Centre for Digital Humanities⁵² am Seminar für Deutsche Philologie in enger Zusammenarbeit mit der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen,

48 Vgl. Jan Christoph Meister, Joachim Veit: Digital Humanities – Neue Netzwerke für die Geisteswissenschaften. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 61 (2014), S. 263–266.

49 *Digital Humanities 2020*; URL: <http://www.dhd2014.uni-passau.de/fileadmin/dokumente/projekte/digitalhumanities/DH2020-2014-2-Lang.pdf> (Zugriff: 26. 11. 2014).

50 Am Beispiel von Göttingen vgl. *Evolution der Informationsinfrastruktur – Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft*. Hg. von Heike Neuroth, Norbert Lossau und Andrea Rapp. Glückstadt: VWH 2013. URL: http://webdoc.sub.gwdg.de/univerlag/2013/Neuroth_Festschrift.pdf (Zugriff: 26. 11. 2014).

51 Vgl. Wissenschaftsrat: *Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Berlin: Wissenschaftsrat 2011. URL: <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10465-11.pdf> (Zugriff: 26. 11. 2014).

52 Vgl. <http://www.gcdh.de/> (Zugriff: 26. 11. 2014).

der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, der Max Planck Gesellschaft und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel gegründet. Seine Aufgabe ist die Initiierung und Unterstützung von E-Research-Vorhaben in den Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Aufbau von Lehre und die Umsetzung in digitale Infrastrukturen. Seit Oktober 2014 wird an der Universitätsbibliothek Würzburg das Digital-Humanities-Zentrum Kallimachos aufgebaut.⁵³ Die Einrichtung soll mit ihrem Schwerpunkt digitale Edition und Textmining eine technische und soziale Infrastruktur bieten, die die Geisteswissenschaft bei der Erstellung und Auswertung von Editionen und Textsammlungen unterstützt.

Perspektiven und Ausblicke: Dialog und Kooperation zwischen Bibliothek und Geisteswissenschaft?

Sowohl das Bibliothekswesen als auch die Deutsche Philologie institutionalisierten und professionalisierten sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Im Rahmen dieser funktionalen Differenzierung entflochten sich die beiden Bereiche, die bis in die Anfänge der Modernisierung des Wissenschaftssystems unmittelbar miteinander verbunden waren. Im Zeichen der Digital Humanities wird nun erneut eine Engführung versucht. Damit diese nachhaltig erfolgreich sein kann, gilt es, die institutionellen und organisatorischen Voraussetzungen der angestrebten Partnerschaft mitzubedenken. Denn diesen Prämissen sind auch die Konflikte und Störungen eingeschrieben, die das Verhältnis zwischen Bibliothek und Forschung latent belastet haben. Ihre Sichtbarmachung ist der erste Schritt zur kooperativen Regelung bzw. Lösung der Irritationen. – Einige wenige Hinweise mögen hier genügen.

Mit der Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit hatten sich die Bibliotheken zu gesellschaftlich zentralen Gedächtnis- und Informationseinrichtungen formiert. Dem erhöhten Aufgabendruck wurde mit konsequenter Professionalisierung begegnet. Die Bibliothekare wurden in den staatlichen Verwaltungsapparat integriert und die Zugangsvoraussetzungen wurden über eine Institutionalisierung der Ausbildung reglementiert, sodass ein eigener Berufsstand entstehen konnte, der sich zwar aus dem Wissenschaftssystem rekrutierte, aber einer spezifischen Berufslogik folgte. Bibliothekswissenschaftliche Fachpublikationen, Kongresse und Lehrstühle konstituierten den disziplinären Diskurs, der die systematische Selbstreflexion verantwortete. Erstmals wurden genuin bibliothekarische Regeln für die Erwerbung, Erschließung, Aufbewahrung und Bereitstellung der Medien kodifiziert und von hauptamtli-

53 Vgl. <http://www.kallimachos.de/> (Zugriff: 26. 11. 2014).

chen Berufsbibliothekaren exekutiert.⁵⁴ Die Bibliotheken folgen fortan ihrer eigenen Dynamik und interagieren mit dem Wissenschaftssystem nur mehr mittelbar.

Die Wissenschaften ihrerseits benötigen seit ihrer Professionalisierung und Empirisierung vermehrt direkten Zugriff auf gesicherte Information und Experten(organisationen), die diese wissenschaftliche Information entsprechend aufbereiten. So wurden im Zuge der Fachkonstitution der Deutschen Philologie⁵⁵ in beträchtlichem Ausmaß Quellen und Primärliteratur identifiziert, in den Traditionskontext gehoben und einer gesicherten Verwahrung überantwortet, um für die wissenschaftlich-systematische Bearbeitung verlässlich abrufbar zu sein. Außerdem generiert die Publikationspraxis der Disziplin einen stetig wachsenden Fachdiskurs aus Sekundärliteratur, der dem Forschungsprozess als Referenz dauerhaft bereitzustellen ist. Diese Aufgabenkomplexe wurden vorrangig an Bibliotheken ausgelagert, die damit einerseits heteronom zu erfolgskritischen Informationsversorgern der Wissenschaft funktionalisiert wurden, andererseits den Prozess der Informationsbearbeitung autonom nach der ihnen eigenen Logik gestalten.

Aus geisteswissenschaftlicher Sicht führt diese Konstellation strukturell zu einer unbehaglichen Asymmetrie zwischen Bibliothek und Forschung. So konstatiert der Literaturwissenschaftler und Bibliotheksexperte Fabian am Beispiel des bibliothekarischen Bestandsaufbaus eine »prinzipielle Inkompatibilität zwischen Forschungsabsicht und Bibliotheksbestand«.⁵⁶ In seinem Vortrag *Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung* aus dem Jahr 1986 verortet der deutsche Wissenschaftsforscher Jürgen Mittelstraß (geb. 1936) das Ungenügen bibliotheksseitig. An dieser Stelle interessieren aber nicht seine inhaltlichen Kritikpunkte, die hinter Fabian zurückfallen, sondern seine formale Fassung des Verhältnisses zwischen Bibliothek und Forschung. In seinem »Versuch einer Rettung der (geisteswissenschaftlichen) Bibliothek vor den Bibliotheksexperten«⁵⁷ wird dem Wissenschaftler eine Rolle zugesprochen, aus der heraus er nicht nur den »Geist [!] der Forschung« befördert,⁵⁸ sondern auch die Bibliothek vor den Bibliothekaren schützt. Dies erscheint umso dringlicher, als der exploratorischen Forschungslogik der Geisteswissenschaften jegliche Idio-

54 Vgl. Buzás: Deutsche Bibliotheksgeschichte (Anm. 18), S. 103–120.

55 Vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München: Fink 1989, S. 190–253.

56 Bernhard Fabian: Forschung und Bibliothek. In: Bibliothek und Wissenschaft 30 (1997), S. 12–25, hier S. 13.

57 Jürgen Mittelstraß: Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. In: Ders.: Die zeitgemäße Universität. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1159), S. 127–148, hier S. 127.

58 Ebd., S. 139.

synkrasie zugestanden wird,⁵⁹ die bibliothekarisch nur eingeschränkt werden könnte. Da hingegen die Spezifität der Organisationslogik der Bibliotheken, die stark ökonomisch bestimmt und über Ressourcen gesteuert ist, bei Mittelstraß komplett ausgeblendet bleibt, wird die Basis einer bibliothekarisch-wissenschaftlichen Kooperation nicht erkennbar. Gänzlich unklar – und zudem in sich widersprüchlich – muss die Aussage bleiben, der Bibliothekar sei »Kollege und Mitarbeiter des Wissenschaftlers«.⁶⁰

Auf Bibliotheksseite wurde jüngst festgestellt, dass sich in der gegenwärtigen digitalen Umbruchsituation für Bibliotheken die Chance eröffnet, nicht nur als Dienstleister, sondern darüber hinaus als funktionaler Partner in Forschung und Lehre akzeptiert und gebraucht zu werden. Da sich die Wissenschaft ebenfalls in einer Umbruchsituation in Bezug auf ihre Arbeitsweisen und Publikationsformen befindet, werden neue hilfswissenschaftliche Fachkompetenzen erforderlich.⁶¹ Diese könnten von den Bibliothekaren als »der virtuelle informationsfachliche Mittelbau der Universität«⁶² eingebracht werden. Mit Blick auf die Digital Humanities – aber nicht nur dort – wird als »Vision« formuliert, »dass Bibliotheken und Rechenzentren frühzeitig die Bedürfnisse der Fachwissenschaften erkennen, verstehen und adäquate Lösungen bereithalten oder diese gemeinsam mit den Wissenschaftlern entwickeln«.⁶³ Konkret wird vorgeschlagen: »Gerade die Moderationsrolle zwischen den Wissenschaftsdisziplinen mit ähnlichen oder punktuell gleichen Anforderungen könnte hervorragend von den wissenschaftlichen Bibliothekaren übernommen werden.«⁶⁴

Wollen Bibliotheken in diesen neuen Rollen, Partnerschaften und Aufgabenfeldern erfolgreich sein, sind nicht nur ausgeprägtes Engagement und informationstechnologische Kompetenz erforderlich, sondern auch organisatorische Souveränität. Häufig sind Universitätsbibliotheken noch als funktional-hierarchische Organisationen ausgelegt. Damit unterscheiden sie sich organisationstypologisch gründlich von der universitären Forschung, die netzwerkartig als Expertenorganisation agiert. Kommt es hier zu Kommunikation und Interaktion, erweisen sich die Bibliotheken als zu starr und unflexibel, um den Erwartungen und Anforderungen der Wissenschaft entsprechen zu können.⁶⁵

59 Vgl. ebd., S. 136–139.

60 Ebd., S. 146.

61 Vgl. Stefan Gradmann: Vision für eine Forschungsbibliothek der Zukunft. In: Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Hg. von Konrad Umlauf und Stefan Gradmann. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 394–397, hier S. 396.

62 Ebd., S. 397.

63 Heike Neuroth: Aktuelle und künftige Forschungsaufgaben. In: Handbuch Bibliothek (Anm. 61), S. 218–227, hier S. 225.

64 Ebd., S. 221.

65 Vgl. Andreas Brandtner: Auf den Schultern von Bibliotheken. Warum koordiniert die Uni-

Umgekehrt sind die wissenschaftlichen Leistungserbringer an Universitäten mit einem so hohen Maß an Autonomie ausgestattet,⁶⁶ dass ihre Anschlussfähigkeit an strukturell und prozessual geregelte Verfahren, die Bibliotheken auszeichnen, gefährdet erscheint. Gerade die speziell bibliothekarische Unterstützung einer Standardisierung, Sicherung und Verallgemeinerung von Services könnte an der »organized anarchy«⁶⁷ der universitären Forschung scheitern.

Die Zukunft ist offen. – Die Beantwortung so mancher Frage wird sich vor allem in einer Praxis, die sich selbst zu reflektieren weiß, zeigen: Sind die Bibliotheken ausreichend flexibel, um die geisteswissenschaftlichen Forschungsprozesse konstruktiv zu unterstützen? Oder überlassen die Bibliotheken dieses Feld anderen Akteuren am Markt? Sind die Geisteswissenschaften ausreichend organisiert, um die Angebote der Bibliotheken in ihre Arbeitsprozesse zu integrieren? Oder koppelt sich die Forschung aus Desinteresse von der Bibliothek ab? – Es bleibt spannend.

versitätsbibliothek Mainz das Projekt »Akademische Integrität« an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz? In: *Information – Wissenschaft & Praxis* 65 (2014), S. 33–39, hier S. 37.

66 Vgl. Stefan Kühl: Von der Hochschulreform zum Veränderungsmanagement von Universitäten? In: *Verwaltung und Management* 13 (2007), S. 205–209.

67 Vgl. Michael D. Cohen, James G. March, Johan P. Olsen: A Garbage Can Model of Organizational Choice. In: *Administrative Science Quarterly* 17 (1972), S. 1–25.

Peter Blume

Bibliothekarische Systematiken und Fachsystematik(en) der Philologien – eine vielschichtige Beziehung

Abstract

Bibliothekarische Fachklassifikationen wissenschaftlicher Literatur sind durch zwei, teils entgegengesetzte, Zielsetzungen bestimmt. Auf der einen Seite suchen sie die bibliothekarisch eindeutige Trennung zwischen den verwendeten Klassen zu gewährleisten, auf der anderen Seite lehnen sie sich möglichst eng an die Selbstklassifikation des betreffenden Wissenschaftsgebiets an, die, wie im Fall der Philologien, durchaus gewisse begriffliche Unschärfen und Vagheiten einschließen kann. Dabei sind Klassifikationen nie als objektive Instrumente zur kontextfreien Inhaltsbeschreibung von Dokumenten zu verstehen, sondern als Werkzeuge zur Sacherschließung, die in einem bestimmten Entstehungs- und Nutzungszusammenhang stehen. Dass diese Zusammenhänge historischem Wandel unterworfen sind, zeigt exemplarisch ein Blick auf die Entwicklung des philologischen Teils der »Regensburger Verbundklassifikation«.

Bibliographic classification of scientific literature is determined by two, partly opposing, objectives. On the one hand it aims at clear distinction between the classes used in the system of classification. On the other hand it follows, reasonably, the classification used by the respective field of science itself to classify subjects, and those self-classifications often contain, as in the case of philology, many indistinct and vague terms. In addition, bibliographic classification systems are never instruments to describe the content of documents in an impartial and context-free way, they are rather tools for subject indexing bound to a specific context of origin and usage. To demonstrate that the historical change of classification systems is driven by change of their cultural context the »Regensburger Verbundklassifikation«, a classification scheme prevalent in German speaking countries, serves as an example.

Keywords

Systematik – Klassifikation – Philologie – Literaturwissenschaft

Classification scheme – systematics – philology – study of literature

1. Kategorisieren, Klassifizieren, Systematisieren – zwischen wissenschaftlicher Theoriebildung und bibliothekarischer Pragmatik

So selbstverständlich sich die Tatsachen darstellen, dass einerseits Literatur in Bibliotheken meist systematisch geordnet zugänglich gemacht ist und dass andererseits die Philologien sowohl ihren Gegenstandsbereich als auch ihren Umgang damit zu systematisieren suchen, so vieldimensional sind die Hintergründe dieser »Basistätigkeiten« in Bibliothekswesen wie Philologie. In der historischen Dimension ist das Bestreben der Wissenschaften, sowohl ihren Gegenstandsbereich wie ihre eigenen Hervorbringungen in eine Ordnung zu bringen, eng verflochten mit den Ordnungsbestrebungen in Bibliotheken und ihren Vorläufern. In philosophischer Dimension bewegt sich dagegen die Frage, was wissenschaftliches Klassifizieren überhaupt und welcher Natur das Kategorisieren unserer Umwelt ist, das wir mit der Verwendung von Sprache schon im Alltag und noch vor dem Benutzen einer wissenschaftlichen Fachsprache oder gar dem Umgang mit einer Sachsystematik in einer Bibliothek vornehmen. Da neuere Arbeiten zum wissenschaftlichen wie auch zum bibliothekarischen Klassifizieren explizit den Rückbezug zur sprachphilosophischen Auseinandersetzung mit dem Problem der Kategorisierung in und mit der Alltagssprache suchen, lohnt ein Blick auf die zentralen Konzepte, auf die dabei Bezug genommen wird. Vor dem Hintergrund der sprachtheoretischen Problemskizze lassen sich auch Entwicklungen in der historischen Dimension des literaturwissenschaftlichen und bibliothekarischen Klassifizierens besser umreißen.

Ausgangspunkt der philosophisch-sprachtheoretischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Kategorisierung ist die Beobachtung, dass die Kategorien, die Teil des alltäglichen Sprachgebrauchs sind, beinahe ausnahmslos nicht den Ansprüchen genügen, welche die klassische philosophische Logik an Kategorien und Begriffe stellt. Diese sollten – so die Theorie spätestens seit Aristoteles – einerseits in sich konsistent sein, so dass jeder Einzelgegenstand, der unter eine Kategorie gefasst ist, ein gleich guter Repräsentant der Kategorie ist. Andererseits sollten Kategorien nach klassischer Auffassung vor allem scharfe Grenzen zu anderen Kategorien hin besitzen. Ob ein bestimmter Gegenstand also beispielsweise ein Buch ist oder eine Broschüre oder Zeitung, wäre demnach

in jedem Fall eindeutig anzugeben. Dem widerspricht jedoch nicht nur die Intuition in Hinsicht auf die eigene Sprachverwendung, sondern auch die empirische Überprüfung. Die Kategorien der Alltagssprache sind keine »aristotelischen« Kategorien. Weder sind sie in sich konsistent (ein Buch in festem Leineneinband mag als »typischeres« Buch angesehen werden als etwa ein Taschenbuch), noch besitzen sie scharfe Grenzen (bei bestimmten Einzelgegenständen sind wir unsicher, ob es sich noch um eine Broschüre oder schon um ein Buch handelt, noch um ein Buch oder schon um einen Katalog). Die Kategorien der Alltagssprache sind also im Unterschied zur Idealvorstellung der klassischen Logik in vielen Fällen *vage*.¹

Mag semantische Vagheit in der Alltagssprache unvermeidlich und aus verschiedenen Gründen sogar nützlich sein, so ist sie in den Fachsprachen der Wissenschaften oft unerwünscht und wird soweit als möglich vermieden. Wo Sprache »in einem durch berufliche und wissenschaftliche Fächer unterteilten, begrenzten Kommunikationsbereich« Verwendung findet, »um zwischen den in diesem Bereich Tätigen eine möglichst präzise und ökonomische Verständigung über fachspezifische Inhalte zu erreichen«,² sind die unscharfen und inkonsistenten Kategorien der Alltagssprache für die Kommunikation häufig wenig geeignet. Es kann sogar als einer der wesentlichen Inhalte von Wissenschaft betrachtet werden, Begriffe präzise zu definieren und somit als *Fachtermini* für den weiteren Gebrauch in der Fachkommunikation bereitzustellen. In ihrer Gesamtheit ergibt sich aus den Fachtermini eines Wissenschaftsgebiets, ihren Bedeutungen sowie Abgrenzungen von- und Relationen zueinander eine *Fachterminologie*, deren Hauptzweck es ist, Vagheit zu reduzieren und somit maximale semantische Präzision bei minimalem kommunikativem Aufwand zu erreichen.

Allerdings variiert der Grad der nötigen und angestrebten terminologischen Strenge stark zwischen den verschiedenen Wissenschaftsgebieten. Während Disziplinen, die empirisch arbeiten und in denen der Grad der Formalisierbarkeit hoch ist, eher terminologische Schärfe fordern, gilt dies für die Kultur- und Geisteswissenschaften nicht in gleichem Maß. Dabei gehört der fachwissenschaftliche Streit über das angemessene Präzisionsniveau einzelner Fachbegriffe wie auch der Fachsprache als Ganzer gerade in der Literaturwissenschaft zum fachlichen Diskurs. Am Beispiel des literaturwissenschaftlichen

1 Vgl. Nora Kluck: Der Wert der Vagheit. Berlin, Boston: de Gruyter 2014 (= Linguistics & Philosophy 5), S. 14: »Ein sprachlicher Ausdruck (Prädikat) ist vage, wenn für bestimmte Objekte durch die Bedeutung des Prädikats trotz Kenntnis der relevanten Tatsachen nicht eindeutig bestimmbar ist, ob sie unter den ausgedrückten Begriff fallen oder nicht, das heißt, wenn Grenzfälle existieren. Die Extension eines durch ein vages Prädikat ausgedrückten Begriffs hat also unscharfe Grenzen.«

2 Ebd., S. 135.

Gattungsbegriffs *Novelle* hat Werner Strube sehr klar aus der Perspektive der Analytischen Philosophie heraus verschiedene in der Literaturwissenschaft gebräuchliche Definitionsweisen gegenübergestellt, und er weist trotz des eigenen Bemühens um Präzisierung der Fachterminologie mit Joseph Peter Stern den »merkwürdigen Aberglauben« der »Szientisten« unter den Literaturwissenschaftlern zurück, »demzufolge der Maßstab von ›Genauigkeit‹ den Naturwissenschaften entlehnt wird«. Bestimmt sei der angemessene begriffliche Präzisionsgrad, so Stern, allein »von dem Zweck, den wir anstreben, von dem Gebrauch, den wir bei einer gegebenen Definition im Sinne haben«.³

Um den Unterschied zwischen dem Zuordnen von Gegenständen und Sachverhalten zu Kategorien, das durch und mit Verwendung von Sprache im Alltag gleichsam mit unterläuft, von der fachsprachlich expliziten Einteilung der Fachgegenstände in Klassen zu verdeutlichen, empfiehlt es sich, von *Kategorisierung* zu sprechen, ausschließlich wenn es um die Alltagssprache geht, und von *Klassifizierung* in Bezug auf die Fachsprache oder auf die bibliothekarische Praxis. Denn die Ausdrücke Klassifikation/Klassifizieren scheinen von Anfang an mit der wissenschaftlichen und klassisch-aristotelischen Unterteilung von Gegenstandsbereichen verbunden zu sein. Selbst in der bibliothekarischen Fachliteratur werden häufig Klassifikationen aus der Botanik oder Zoologie als Vorläufer und Vorbilder für bibliothekarische Klassifikationen angeführt.⁴

Dabei ist eine ausgearbeitete Klassifikationssystematik dadurch gekennzeichnet, dass die einzelnen Klassen in der Art einer monohierarchischen Taxonomie geordnet sind. Eine Klasse kann also eine oder mehrere untergeordnete Klassen besitzen, aber an jeder Stelle der Systematik gibt es für jede Klasse nur maximal eine übergeordnete Klasse. Auf diese Weise ist es möglich, jede Klasse durch Angabe der übergeordneten Klasse und eines Differenzkriteriums, das sie von gleichgeordneten Klassen unterscheidet, eindeutig zu definieren. Bibliothekarische Klassifikationssysteme stehen hierbei in doppelter Weise in einem Bindungsverhältnis zu strengen wissenschaftlichen Taxonomien. Zum einen stellen diese, wenn sie sich in einem Wissenschaftsgebiet durchgesetzt haben, eine bekannte Ordnung der jeweiligen Disziplin dar und bieten sich daher als Ordnungsprinzip für eine Bibliothek mit hauptsächlich wissenschaftlicher Nutzerschaft an. Zum anderen aber – und das ist ein zwar

3 Joseph Peter Stern: Vom Nutzen der Wittgensteinschen Philosophie für das Studium der Literatur. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50 (1976), S. 557–574, hier S. 565; zitiert nach Werner Strube: Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Untersuchungen zur literaturwissenschaftlichen Definition, Klassifikation, Interpretation und Textbewertung. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1993 (= Explicatio), S. 28.

4 Vgl. beispielsweise Sue Batley: Classification in Theory and Practice. Oxford, New Hampshire: Chandos 2005, S. 2.

rein technischer, doch nicht weniger bedeutsamer Aspekt – ist für den heute wichtigsten Anwendungsfall bibliothekarischer Klassifikationen, nämlich die Nutzung als Aufstellungssystematik für einen meist räumlich zusammengefassten Buchbestand, gar keine andere Art der Klassifikation, d. h. der inhaltlich-thematischen Ordnung des Bestands möglich. Ein Buch als physisches Objekt kann zur selben Zeit nur an einem Ort in der Bibliothek stehen und damit auch nur genau einer Klasse oder Systemstelle der Systematik zugeordnet sein, die übergeordnete thematisch zusammengehörende Gruppe von Büchern kann nur in einem fachlichen Bereich der Bibliothek stehen usf.

Allerdings ist es wohl eher als Ausnahmefall zu betrachten, wenn ein Wissenschaftszweig über eine vollständig ausgearbeitete taxonomische Aufgliederung seines Gegenstandsbereichs und seines eigenen Tätigkeitsfelds verfügt. In vielen Fällen gerade auf dem Gebiet der Geistes- und Kulturwissenschaften ist eine solche strenge Ordnung gar nicht angestrebt. Andererseits differenzieren Spezialisten in wissenschaftlichen Teildisziplinen ihr Forschungsgebiet teils sehr viel weiter aus, als es sich sinnvollerweise in einem bibliothekarischen Klassifikationssystem abbilden lässt.⁵ In Bezug auf das Verhältnis zwischen bibliothekarischer Klassifikation und Selbstklassifikation der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen kann daher in Form einer These formuliert werden:

These 1:

Bibliothekarische Klassifikationen sind zu einer rigideren, zugleich aber häufig größeren Ordnung eines Wissenschaftsgebiets gezwungen, als sie das jeweilige Gebiet selbst vornimmt.

Aus der geschilderten doppelten Bindung zwischen Selbstklassifikation einer Disziplin und ihrer »Abbildung« in einer bibliothekarischen Klassifikation ergibt sich aber auch gleich eine zweite These:

These 2:

Bibliothekarische Klassifikationen orientieren sich an dem Vorwissen eines spezifischen Benutzerkreises und übernehmen daher pragmatischerweise dessen Ordnungserwartungen.

⁵ So beklagt beispielsweise David Perkins, dass in der *Cambridge History of Classical Literature* von 1985 die klassische griechische Lyrik des 7. bis 5. Jhs. v. Chr. in mindestens vier Untergattungen unterteilt wird, obwohl das erhaltene Textkorpus, auf das sich diese Differenzierung bezieht, aus Dichtungen von lediglich etwa 18 Autoren bestehe. Vgl. David Perkins: *Literary Classifications. How Have They Been Made?* In: *Theoretical issues in literary history*. Hg. von David Perkins. Cambridge, London: Harvard University Press 1991 (= *Harvard English Studies* 16), S. 248–267, hier S. 254.

2. Philologien oder Sprach- und Literaturwissenschaften?

These 2 führt unmittelbar zu der Frage nach der genauen Relation zwischen den (wie auch immer näher zu bestimmenden) »Ordnungserwartungen« eines (wie auch immer näher zu bestimmenden) »Benutzerkreises« auf der einen und dem Vokabular und der Struktur eines Klassifikationssystems auf der anderen Seite. Diese Frage ist weniger problematisch, solange sich der Blick auf den Zeitpunkt des Entwurfs einer Klassifikation richtet. Da moderne Klassifikationen in der Regel von fachwissenschaftlich vorgebildeten Bibliothekaren und zumindest in Abstimmung mit Wissenschaftlern entwickelt werden, spiegelt sich in ihnen ein gewisser Konsens über die Wissensordnung des Fachgebiets zu einem gegebenen Zeitpunkt wider, der auch die Grundlage für die intradisziplinäre Fachkommunikation bildet.

Schwieriger, aber zugleich auch interessanter stellt sich das Verhältnis zwischen fachwissenschaftlicher Selbstordnung der eigenen Disziplin und der Ordnung des entsprechenden Wissenschaftsgebiets, wie sie sich in einer bibliothekarischen Klassifikation wiederfindet, dar, wenn sich der Blick auf die historische Entwicklung richtet. Ein eindrückliches Beispiel hierfür gibt Jens-Erik Mai in seiner Untersuchung zur »Modernity of Classification«. Mai bezieht sich dabei auf eine Änderung in der 22. Auflage der *Dewey Dezimal Classification* (DDC), der wohl am weitesten verbreiteten bibliothekarischen Klassifikation. Bis zur 1996 erschienenen 21. Auflage unterschied die DDC hinsichtlich ethnisch-sozialer Gruppen drei »Grundrassen« (»basic races«), »Caucasoids«, »Mongoloids«, and »Negroids«, sowie vier »Mischungen der Grundrassen« (»mixtures of basic races«).⁶ Mit der 22. Auflage, veröffentlicht im Jahr 2003, wandte man sich von dieser Klassifizierung ab zugunsten der Empfehlung, entsprechendes Material einer spezifischen ethnischen Gruppe zuzuordnen. Der Name der »Table 5«, die zur ergänzenden Sacherschließung entsprechender Themenaspekte einzusetzen ist, wurde von »Racial, Ethnic, National Groups« in »Ethnic and National Groups« geändert.⁷

Die Gründe für diese verhältnismäßig tiefgreifende Änderung in der DDC bedürfen beinahe keiner Erläuterung. Sie spiegeln nicht nur einen Wandel im allgemeinen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch, sondern darüber hinaus geradezu einen gesellschaftlich-politischen Bewusstseinswandel wider.⁸ Der

6 Vgl. Jens-Erik Mai: The modernity of classification. In: *Journal of Documentation* 67 (2011), Nr. 4, S. 710–730, hier S. 714.

7 Vgl. Joan S. Mitchell: DDC 22. An Introduction, URL: <http://webdoc.sub.gwdg.de/ebook/aw/2003/ifla/vortraege/iv/ifla69/papers/121e-Mitchell.pdf> (Zugriff: 18.07.2014), S. 4.

8 Vgl. Mai: The modernity of classification (Anm. 6), S. 714: »The removal of race from the classification system signals a certain value [...] that is in line with contemporary thinking and scholarship«.

Effekt des Beispielfalls beruht auf dem Erstaunen darüber, dass noch bis in das Jahr 2003 überhaupt Bezeichnungen für unterschiedliche menschliche »Rassen« in einer in der westlichen Welt weit verbreiteten bibliothekarischen Klassifikation gebräuchlich waren. Gleichwohl macht Jens-Erik Mai mit einigem Recht darauf aufmerksam, dass der »erklärte Zweck« (»stated purpose«⁹) eines bibliothekarischen Klassifikationssystems ein anderer ist als der einer wissenschaftlichen, im konkreten Fall der einer anthropologischen oder ethnologischen Klassifikation. So könnte sich aus der 2003 durchgeführten Veränderung das Problem ergeben, Fachliteratur, die ganz wesentlich auf Begriffen von »Rasse« in Bezug auf Menschen beruht, nicht mehr angemessen und neutral inhaltlich erschließen zu können. Letztlich aber – und darauf läuft Mais Argumentation hinaus – kann sich auch die Terminologie einer bibliothekarischen Klassifikation, die sich *per definitionem* zur Neutralität hinsichtlich der übernommenen Fachterminologie verpflichtet sieht, nicht den semantischen Verschiebungen und Neubewertungen auch der Alltagssprache verschließen. Kategorisierung im alltäglichen Sprachgebrauch und Klassifikation im fachwissenschaftlichen und bibliothekarischen Sinn treffen sich hier und erweisen sich als in einem Verhältnis der gegenseitigen Wechselwirkung stehend, statt voneinander gänzlich unabhängig zu sein.¹⁰

Beispiele dafür lassen sich leicht auch auf dem Gebiet der bibliothekarischen Klassifikation philologisch-literaturwissenschaftlicher Fachliteratur finden. Es bietet sich dabei an, die Entwicklungsgeschichte des philologischen Teils der *Regensburger Verbundklassifikation* (RVK) einer näheren Betrachtung zu unterziehen, nicht nur weil diese Klassifikation mittlerweile im deutschsprachigen Raum in wissenschaftlichen Bibliotheken weit verbreitet ist, sondern vor allem auch, weil die Fortentwicklung der Klassifikation gut dokumentiert ist und sich anhand der öffentlich zugänglichen *Rundbriefe zur Regensburger Verbundklassifikation*¹¹ auf einfache Weise nachvollziehen lässt.

Die RVK bedient sich eines alphanumerischen Notationssystems aus zwei lateinischen Großbuchstaben am Beginn einer jeden Systemstelle, auf die ein Leerzeichen und anschließend mindestens drei arabische Ziffern folgen. Die

9 Mai übernimmt hier einen Ausdruck von Clare Beghtol: Classification for information retrieval and classification for knowledge discovery. Relationship between ›professional‹ and ›naive‹ classifications. In: Knowledge Organization 30 (2003), Nr. 2, S. 64–73; vgl. Mai: The modernity of classification (Anm. 6), S. 714.

10 Vgl. Mai: The modernity of classification (Anm. 6), S. 715: »One cannot separate ›the cognitive process of categorization and the formal process of classification‹ [...] because those two kinds of classification are in fact tightly interrelated and interdependent.« Mai zitiert hier Elin K. Jacob: Proposal for a Classification of Classifications built on Beghtol's Distinction between »Naïve Classification« and »Professional Classification«. In: Knowledge Organization 37 (2010), Nr. 2, S. 111–121, hier S. 113f.

11 Vgl. URL: <http://rvk.uni-regensburg.de/>, Menüpunkt »Rundbriefe« (Zugriff: 23.07.2014).

abstrakten Oberklassen sind dabei durch den ersten bzw. die beiden ersten Buchstaben repräsentiert: CA–CK Philosophie, CL–CZ Psychologie, D Pädagogik. Der Bereich E ist seit Entwicklung der Klassifikation gegen Ende der 1960er Jahre reserviert für die Oberklasse »Allgemeine und vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft. Indogermanistik. Außereuropäische Sprachen und Literaturen«. Wie den Rundbriefen zur RVK und den vier zwischen 1976 und 1993 erschienenen gedruckten Auflagen zu entnehmen ist, sind über die Jahre zahlreiche Überarbeitungen und Ergänzungen der Teilsystematik erfolgt, von denen sich der größte Teil – auch das schon möglicherweise ein aussagekräftiger Befund – auf den Bereich der außereuropäischen Sprachen und Literaturen bezieht. Aber auch im Notationsbereich EA–ED, dem die »Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft« zugeordnet ist, hat es einige Veränderungen gegeben, von denen ein Beispiel herausgegriffen sei, das auf prägnante Weise eine Verschiebung der Grenzen der zugehörigen Fachwissenschaft und eine Erweiterung der, wenn man so will, Selbstsystematisierung des Fachs zum Ausdruck bringt. Im Jahr 2004 wurde im Unterbereich EC 1820–EC 2280 »Literaturtheorie, Literaturphilosophie, Literaturästhetik« die Systemstelle EC 1876 »Geschlechterforschung« ergänzt, nebengeordnet Klassen wie denen zur »Hermeneutik« (EC 1853), zum »Formalismus, Strukturalismus« (EC 1859) oder zum »New Criticism« (EC 1865). Bereits zwei Jahre später wurde es offenbar notwendig, die Bezeichnung der neu eingeführten Klasse zu erweitern: »Geschlechterforschung (Gender Studies / Queer Studies)«. Anhand dieses Beispiels lässt sich recht gut die Entstehung bzw. Erweiterung eines Teilgebiets innerhalb der Literaturwissenschaft nachverfolgen, welche sich, mit gewissem Zeitverzug, in der bibliothekarischen Fachklassifikation niederschlägt. Dabei ist es von Bedeutung, sich vor Augen zu führen, wie es in der Praxis zu solchen Ergänzungen einer Klassifikation kommt. In der Regel stellen diejenigen, die in Bibliotheken mit der klassifikatorischen Sacherschließung, d. h. mit dem Klassieren von (Fach-)Literatur betraut sind, über einen gewissen Zeitraum hinweg fest, dass die Zahl der Neupublikationen, deren thematischer Schwerpunkt auf einem bislang in der Klassifikation nicht abbildbaren Inhalt liegt, in einer Weise zunimmt, welche die Einführung einer entsprechenden Systemstelle nicht nur rechtfertigt, sondern notwendig macht. Auslöser für die Ergänzung der Klassifikation ist also ein rein pragmatisches Anliegen – die Menge der Veröffentlichungen zu einem neuen wissenschaftlichen Teilgebiet sinnvoll thematisch in einer Bibliothekssystematik unterbringen zu können.¹²

12 Als ein qualitatives Indiz gegenüber dem rein quantitativen der erhöhten »Literaturproduktion« kann die Aufnahme von Teilgebieten in Überblicks- und Einführungswerke eines Fachs angesehen werden. So bietet beispielsweise die etablierte, von Dieter Gutzen, Norbert Oellers und Jürgen H. Petersen begründete *Einführung in die neuere deutsche Literatur-*

Dennoch stellt die Einführung einer neuen Klasse und nicht zuletzt die Wahl der Klassenbezeichnung in gewisser Weise auch ein *Statement* dar, das auf die wissenschaftliche Praxis zurückwirkt. Studierende finden seit dem Jahr 2004 literaturwissenschaftliche Fachpublikationen zum Thema Geschlechterforschung unter der Systemstelle EC 1876. Das Teilgebiet ist somit durch die Aufnahme in eine bibliothekarische Klassifikation, zumal eine so verbreitete wie die RVK, gleichsam gefestigt worden.

Dem Bestreben, der aktuellen Terminologie eines Fachs zu entsprechen und Veränderungen der Fachterminologie aufzunehmen, steht auf der anderen Seite die Gefahr gegenüber, wissenschaftliche »Moden« und »Modebegriffe« vorschnell in eine Klassifikation zu integrieren. Während bei Vernachlässigung des ersten Aspekts, der Ergänzung zeitgemäßer neuer Systemstellen, übergeordnete, thematisch weite Klassen mangels passender Alternative unverhältnismäßig viele Einzeltitel unter sich zu vereinen drohen, kann es bei Systemstellen, denen ein schnell veraltender Begriff zugeordnet ist, dazu kommen, dass sie nach kurzer Zeit »verwaisen« und ihnen keine neu erscheinende Literatur mehr zugeordnet werden kann. Als Beispiel für letzteren Fall mag die Systemstelle EC 1865 »New Criticism« innerhalb der RVK dienen. Eine Suche im Online-Katalog der Universitätsbibliothek Regensburg nach dieser Stelle zugeordneter Literatur führt zu nur sechs Einträgen, vier davon beziehen sich auf Veröffentlichungen aus den 1970er Jahren, die neueste verzeichnete Publikation stammt aus dem Jahr 1995.¹³

Die Relation der gegenseitigen Wechselwirkung zwischen wissenschaftlicher Fachterminologie und bibliothekarischer Klassifikation lässt sich nicht nur anhand von Details und einzelner Klassenbezeichnungen verdeutlichen. Auch die Gesamtstruktur einer Klassifikation und die Abbildung und Verteilung ganzer Wissenschaftsdisziplinen auf Notationsbereiche der Systematik oder auch das Fehlen eigener Bereiche für bestimmte Fachgebiete geben Aufschluss über den zugrundeliegenden historischen und kulturellen Kontext. Gerade die Repräsentation literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in aktuell im deutschsprachigen Raum gebräuchlichen Klassifikationssystemen macht deutlich, wie stark ausgeprägt die Abhängigkeit bibliothekarischer Klassifikationssysteme von ihrem jeweiligen sozio-kulturellen Wissenschaftskontext ist. Die beiden für den Gebrauch in den Bibliotheken der Hochschulneugründungen Anfang der 1970er Jahre in Deutschland ausgearbeiteten Universalklassifika-

wissenschaft seit der siebten Auflage von 2006 ein Kapitel »Literaturwissenschaft und Gender Studies«; vgl. Jürgen H. Petersen, Martina Wagner-Egelhaaf: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch. 7., vollst. überarb. Aufl. Berlin: Schmidt 2006.

13 Vgl. URL: <https://www.regensburger-katalog.de>, Menüpunkt »Fachliche Suche« (Zugriff: 30.07.2014).

tionen führen in identischem Wortlaut einen Fachkomplex »Allgemeine und vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft« ein, der jeweils auf der höchsten Hierarchiestufe, gemeinsam und parallel mit den Einzelphilologien angesiedelt ist.¹⁴ Dass die Aufnahme der eher komparativ und systematisch als nationalphilologisch und historisch arbeitenden Sprach- und Literaturwissenschaften hier nahezu zeitgleich und an so prominenter Position in zwei deutschsprachigen Fachsystematiken erfolgt, ist weniger der »inneren Logik« der jeweiligen Gesamtsystematiken geschuldet als vielmehr dem Stand der akademischen Ausdifferenzierung des philologischen Fächerspektrums in Deutschland zur Zeit des Entwurfs der beiden Systematiken. Unter dem Gesichtspunkt der Stringenz betrachtet, leiden die Systematiken durch die Aufnahme der zusätzlichen Hauptklassen eher, als dass sie gewinnen. Zumal auch die Teilsystematiken der Einzelphilologien mit Unterklassen zum Beispiel zum Vergleich der betreffenden Nationalliteratur mit anderen Literaturen ausgestattet bleiben. So kann es in der Praxis sehr schwierig werden zu entscheiden, ob eine Studie zur Wechselwirkung zwischen französischem und deutschem Roman des 19. Jahrhunderts nach RVK an der entsprechenden Stelle für die Geschichte des Romans innerhalb des Bereichs »Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft« aufzustellen wäre (Systemstelle EC 6665) oder im Bereich »Beziehungen zu anderen Literaturen bzw. Rezeption der deutschen Literatur im Ausland« innerhalb der Germanistik (GE 4401 – GE 4779) oder aber bei »Beziehungen zu anderen Literaturen« im Abschnitt »Französische Literatur« der Romanistik (IE 2610 – IE 2728).

Das Beispiel steht exemplarisch für die grundsätzlichen Abgrenzungsprobleme, die in neueren deutschsprachigen Klassifikationen zwischen Allgemeiner und vergleichender Literaturwissenschaft auf der einen und den Einzelphilologien auf der anderen Seite bestehen. Diese Probleme werden jedoch im konkreten Anwendungsfall mit Blick auf die jeweilige Hauptnutzergruppe in einer komparatistischen Institutsbibliothek sicher anders zu lösen sein als in einer Landes- oder Staatsbibliothek. Der Vergleich mit der DDC als einer im Kontext angloamerikanischer Wissenschaftstradition stehenden bibliothekarischen Klassifikation zeigt noch einmal, wie weitreichend der Einfluss des sozio-

14 Die RVK, zunächst an den neuen Universitäten in Bayern in Gebrauch, subsumiert dabei die Bereiche »Indogermanistik, Außereuropäische Sprachen« der entsprechenden Hauptklasse E, während diese philologischen Gebiete in der Gesamthochschulbibliothekssystematik (GHBS), konzipiert für die Bibliotheken der neu gegründeten Gesamthochschulen in Nordrhein-Westfalen, zusammen mit der »Klassischen Philologie« und der »Slavistik« (sic!) der eigenen Hauptklasse »Sonstige Philologien« zugeordnet sind. Die GHB-Systematik ist in der letzten für alle ursprünglich fünf ehemaligen Gesamthochschulbibliotheken verbindlichen Fassung online verfügbar unter: http://www.hbz-nrw.de/produkte_dienstl/ghb-sys/ghb.html (Zugriff: 18.08.2014).

kulturellen Entstehungs- und Nutzungszusammenhangs auf eine Klassifikation ist. Bleibt in RVK und GHBS die aus Sicht der deutschen universitären Tradition selbstverständliche Zusammengehörigkeit von Sprach- und Literaturwissenschaft unter dem Dach *einer* (National-)Philologie gewahrt, so sind in der DDC – betrachtet man sie aus dieser Perspektive – die Themenfelder *Language* (400) und *Literature* (800) bereits auf der obersten Hierarchieebene auseinandergerissen.¹⁵ Erst auf der zweiten Hierarchieebene verfolgt die Klassifikation dann konsequent eine Sprach- bzw. Kulturkreiskonzeption (430 »German & related languages«, 830 »German & related literatures«). Für die Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft stehen dann auf der dritten Ebene verschiedene Klassen zur Verfügung: 800 »Literature (Belles-lettres) and rhetoric«, 801 »Philosophy and Theory«, 808 »Rhetoric and collections of literary texts from more than two literatures«, 809 »History, description, critical appraisal of more than two literatures«.¹⁶ Eine eigene Oberklasse etwa für *Comparative Literature* sucht man auf den ersten Hierarchieebenen jedoch vergebens.

Alle angeführten Einzelbefunde laufen im Wesentlichen auf eine Zusammenfassung hinaus, die sich in Form einer weiteren These wiedergeben lässt:

These 3:

Bibliothekarische Klassifikationen sind nicht als quasi-objektive Instrumente zur kontextfreien Inhaltsbeschreibung von Dokumenten zu verstehen, sondern als in hohem Maß von ihrem jeweiligen Entstehungs- und Nutzungszusammenhang geprägte Sacherschließungswerkzeuge. Dies gilt in ganz spezifischer Weise für Klassifikationen, die zur Erschließung literaturwissenschaftlicher Publikationen entwickelt und eingesetzt werden.

Im Grundgedanken stimmt diese These gänzlich mit der Schlussfolgerung von Jens-Erik Mai überein: »To understand and evaluate [a] classification one needs to understand and, to a certain degree, be part of the social context in which the classification is used.«¹⁷

15 Vgl. zu allen Notationsbeispielen aus der DDC URL: dewey.info (Zugriff: 06.08.2014).

16 Am Rand sei auf das Detail hingewiesen, dass die DDC anders als RVK und GHBS seit der aktuellen 23. Auflage eindeutig zwischen solchen Materialien unterscheidet, die sich mit *mehr als zwei* Literaturen befassen und den Klassen 808 oder 809 zuzuordnen sind, und solchen, die den Vergleich zwischen zwei Literaturen zum Gegenstand haben und entsprechend in einer Einzelliteraturwissenschaft mit der zusätzlichen Klassifizierung zum Literaturvergleich einzugruppieren sind.

17 Mai: *The modernity of classification* (Anm. 6), S. 721.

3. Philologisches in bibliothekarischen Klassifikationssystemen – Lösungsansätze und Perspektiven

Die bislang dargestellten Probleme hinsichtlich der adäquaten Repräsentation literaturwissenschaftlicher Wissensordnungen durch bibliothekarische Klassifikationen beziehen sich in der Hauptsache auf die Anordnung physischer Buchbestände in einer klassischen, nicht digitalen Bibliothek. Die Konzentration auf Informationsordnung durch Buchanordnung mag dabei manchem anachronistisch scheinen. Auch kann daran erinnert werden, dass schon vor der Ergänzung des Medienbestands von Bibliotheken durch digitale Dokumente Klassifikationen zur *standortfreien* sachlichen Erschließung eingesetzt worden sind. Unter historischer Betrachtung ist diese Art der klassifikatorischen Sacherschließung über einen parallel zum alphabetischen Formalkatalog gehaltenen systematischen Katalog sogar als die frühere und lange Zeit vorherrschende anzusehen. Dennoch zeigt die jüngst noch von Achim Hölter vorgenommene Benennung von quasi vier Kernproblemen, »die sich unter komparatistischem Aspekt in Bibliotheken als hinderlich« erweisen, dass zumindest aus der Sicht der Vergleichenden Literaturwissenschaft nach wie vor die Anordnung des gedruckten Buchbestands in einer Bibliothek von ganz erheblicher Bedeutung für den Zugang zu dem unabdingbaren Arbeitsmaterial ist – der Primär- wie der Sekundärliteratur. Drei der vier von Hölter genannten Punkte beziehen sich unmittelbar auf die Anordnung des Buchbestands in einer literaturwissenschaftlich-komparatistischen Bibliothek: »die häufige Trennung von Belletristik und zugehöriger Philologie«, »die Trennung von Sprachen und zugehörigen Literaturen« sowie »die Vermischung von philologischen und linguistischen *Standorten*«. ¹⁸

Die existierenden Lösungsansätze, um diesen Problemen zu begegnen, setzen allesamt einen standortungebundenen Zugang zu den Informationsbeständen voraus, der heute über Online-Kataloge und den Zugriff auf Datenbanksysteme realisiert wird. Praktisch alle gebräuchlichen Online-Kataloge und ihre zugrundeliegenden Datenformate erlauben es, einzelnen Informationsressourcen mehrere Klassen einer verwendeten bibliothekarischen Klassifikation zuzuordnen. Auf diese Weise kann beispielsweise einem Buch, dessen thematischer Schwerpunkt ein linguistischer und das daher im sprachwissenschaftlichen Teil einer Bibliothek untergebracht ist, zusätzlich die Notation einer literaturwissenschaftlichen Systemstelle der Klassifikation zugewiesen werden, soweit auch literaturwissenschaftliche Fragestellungen behandelt werden. Wird im Online-

18 Achim Hölter: Bibliotheken. In: Handbuch Komparatistik. Theorien, Arbeitsfelder, Wissenspraxis. Hg. von Rüdiger Zymner und Achim Hölter. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013, S. 340–345, hier S. 343; Hervorhebung: P. B.

Katalog mit Hilfe der entsprechenden literaturwissenschaftlichen Klassennotation gesucht, lässt sich so auch Literatur finden, die zwar nicht unter der entsprechenden Notation in den Regalen eingeordnet ist, die aber dennoch das gesuchte Thema behandelt. Darüber hinaus ist das neben dem Klassifizieren zweite traditionelle Instrument der bibliothekarischen Sacherschließung speziell für den standortfreien sachlichen Zugang zu Informationsbeständen konzipiert. Die Vergabe von Schlagwörtern und ihre Nutzung für die thematische Literatursuche ermöglichen ebenso wie die Vergabe mehrerer Klassennotationen die Abbildung verschiedener thematischer Facetten einer Informationsressource, die sich durch die Einordnung an einen festen Ort innerhalb der Ordnung des Buchbestands nicht darstellen lassen.

Ebenso wie sogenannte Facettenklassifikationen, welche die größere Flexibilität der Schlagwortvergabe mit der Möglichkeit zur hierarchisierenden Informationsordnung von Klassifikationen zu verbinden suchen, indem vorgegebene thematische Facetten erst während der eigentlichen Sacherschließung zu inhaltsrepräsentierenden Klassennotationen zusammengefügt (postkombiniert) werden, lösen aber weder die Mehrfachvergabe von Notationen noch der Einsatz von Schlagwörtern das Problem der starren linearen thematischen Ordnung von physischen Buchbeständen in einer Bibliothek. Erst die Transformation in Richtung digitaler Bibliotheken, die in vollem Gange ist, macht den Zwang zur eindeutigen und eindimensionalen Standortzuweisung für jede einzelne Informationseinheit obsolet. E-Books sind *per se* standortungebunden. Ihnen können beliebige Notationen eines Klassifikationssystems zugewiesen werden, ohne dass dabei eine Notation notwendigerweise gegenüber den anderen stärker gewichtet wäre.

Ob aber Klassifikationen überhaupt noch den Nutzungsbedürfnissen im Umgang mit digitalen Bibliotheken entsprechen werden, ist kaum abzusehen. Einerseits gibt es starke Konkurrenz zur klassifikatorischen Informationsordnung in Form der Möglichkeit, Volltexte zu durchsuchen und auf der Grundlage maschineller Verfahren semantisch miteinander zu verknüpfen.¹⁹ Auf der anderen Seite könnte gerade die Entwicklung im Zusammenhang mit dem *Semantic Web* eine Renaissance der Klassifikation mit sich bringen. Denn es besteht hierbei durchaus ein Bedarf an zuverlässigen und erprobten Strukturierungsdaten, mit denen digitale Informationseinheiten angereichert werden können. Die Bereit-

19 Vgl. grundlegend zu den Nutzungsmöglichkeiten für bibliographische Daten, die sich aus dem *Semantic Web* ergeben, Fabian M. Fürste: Linked Open Library Data. Bibliographische Daten und ihre Zugänglichkeit im Web der Daten. Wiesbaden: Dinges & Frick 2011 (= B.I.T. online – Innovativ 33).

stellung eines Teils der DDC in maschinenlesbarer Form im Rahmen des Projekts *dewey.info* ist ein Hinweis darauf.²⁰

Es darf dabei allerdings nicht vergessen werden, dass bibliothekarische Klassifikationssysteme zur Erschließung von *Buch*beständen entworfen wurden und als Instrument zur inhaltlichen Beschreibung des gesamten Spektrums digitaler Informationsbestände schnell an ihre Grenzen stoßen. Letztlich gilt auch in dieser Hinsicht, was bereits als ein Grundprinzip für die Erstellung wie den Gebrauch von Klassifikationen benannt wurde: Ihr Wert bestimmt sich allein nach dem pragmatischen Nutzen in dem jeweils spezifischen Verwendungszusammenhang durch die Informationssuchenden.

20 Nähere Informationen dazu unter URL: <http://www.oclc.org/dewey/webservices.en.html> (Zugriff: 16.08.2014).

Daniel Syrový

Berufsfeld Bibliothek: Literaturwissenschaftler und Schriftsteller als Bibliothekare

Abstract

Im Mittelpunkt des Beitrages steht die Überlegung, ob bzw. in welcher Hinsicht ein systematischer Zusammenhang zwischen den Tätigkeitsfeldern Schriftsteller/in bzw. Literaturwissenschaftler/in einerseits, und Bibliothekar/in andererseits besteht. Neben einzelnen Fallstudien, die biographisch, finanziell, sowie werkspezifisch relevante Fragen aufwerfen, geht der Beitrag im zweiten Teil vor allem auf die populäre Wahrnehmung des ›Mythos Bibliothekar‹ ein, wobei die kulturelle Rolle des Bibliothekars abseits der alltäglichen Berufsrealität beleuchtet wird.

The paper focusses on the question if, and to what extent, a systematic correlation exists between working as a librarian and being a creative writer or scholar. Several case studies point to questions concerned with biographical and financial aspects, as well as those related to the interpretation of literary works. The second part of the article mainly concerns the popular view of the ›mythological librarian‹, throwing some light on the cultural function of the librarian apart from any actual professional reality.

Keywords

Bibliothekar – Dienstleistung – Schriftsteller – Mythologie – Grillparzer – Musil – Proust – Lessing – Huch – Borges

Librarian – public service – writer – mythology – Grillparzer – Musil – Proust – Lessing – Huch – Borges

1. Der Bibliothekar: Zur Einführung

Grundsätzlich wirkt für Literaten und Literaturwissenschaftler, Menschen also, die in jedem Fall mit Büchern arbeiten, die Tätigkeit als Bibliothekar geradezu ideal. Von Büchern umgeben erscheinen sie sozusagen im natürlichen Lebensraum. So ist die Liste der Personen lang, die entweder als Literaturwissenschaftler oder Schriftsteller tätig waren, und andererseits eine Position als Bibliothekar innehatten, vorübergehend oder über längere Zeit. Ihre Anfänge sind wie so häufig schon in der Antike zu finden (Kallimachos und Zenodotus in Alexandria¹), und sie reicht bis in die Gegenwart, enthält teils illustre Namen (Lessing, Goethe, Borges) aber natürlich auch reihenweise weniger bekannte. Dabei stellt sich allerdings die Frage, inwiefern der Schriftsteller-Bibliothekar eine Kategorie darstellt, die nicht gleichzusetzen ist mit Auflistungen von Schriftsteller-Ärzten oder Schriftsteller-Postbeamten.

Grundsätzlich erscheint der Konnex zwischen dem Bibliothekarsberuf und dem Schreiben schon auf den zweiten Blick vielschichtig. Wenn wir uns das moderne Berufsbild des Bibliothekars vor Augen führen, stoßen wir auf eine Diskrepanz, der es in der Folge nachzugehen gilt: Buchbestände zu verwalten, zu ordnen, zu klassifizieren, heißt nicht, sie aufmerksam zu lesen und zu studieren, eher im Gegenteil. Natürlich variieren die Aufgaben eines Bibliothekars mit der Konzeption und der Größe seiner Bibliothek, doch allgemein gilt: Soll eine Sammlung für eine größere Zahl an Benutzern zugänglich sein, wird ihre Verwaltung im Mittelpunkt stehen. Von geringfügigen Verschiebungen durch Sammlungsschwerpunkte, Bestände und Benutzerzahlen abgesehen, umfasst der Aufgabenbereich des Bibliothekars die unmittelbare Benützbarmachung der Bände, also ihre Aufstellung, Aushebung, Entlehnung sowie Dienstleistungen wie Auskunft bzw. Beratung, ferner die Bestandserhaltung, Katalogisierung und Langzeitarchivierung von Büchern und Manuskripten. In manchen Fällen ist der Bibliothekar auch für buchwissenschaftliche Forschungsfragen zuständig,² und

1 »At the head of the library was a Director appointed by the court [...]. The first to hold the post was Zenodotus, famous as a pioneer in establishing a sound text of the Homeric poems. He was perforce a pioneer in library science as well, since it must have been he who set up the system the library used for shelving its holdings.« Lionel Casson: *Libraries in the Ancient World*. New Haven, London: Yale University Press 2001, S. 37; zum Dichter Kallimachos, dem »Erfinder« der Bibliographie, ebd. S. 38–41.

2 Dazu auch: *Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*. Hg. von Konrad Umlauf und Stefan Gradmann. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, *passim*, aber bes. Kap. 5.3: Die Bibliothek und ihre Dienstleistungen, S. 89–110, bzw. Kap. 5.14: Die Bibliothek als forschende Einrichtung, S. 209–227. Sowie sehr ausführlich die entsprechenden Abschnitte (Kap 7: Beruf, Studium und Ausbildung) in: Engelbert Plassmann, Jürgen Seefeldt: *Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland*. Ein Handbuch. 3., völlig Neubearb. Aufl. des durch Gisela von Busse und Horst Ernestus begr. Werkes. Wiesbaden: Harrassowitz 1999, S. 401–425.

bekannterweise zählte in der Antike und im Mittelalter auch das Erstellen von Abschriften noch zu den wesentlichen Aufgaben von Bibliotheksmitarbeitern.³

Zwar kann man sich, je nach finanziellem Hintergrund, auch in den eigenen vier Wänden eine stattliche Bibliothek einrichten (man denke etwa an Umberto Eco), ist damit aber noch nicht zwingend Bibliothekar, wenigstens nicht im modernen Sinn. Somit darf man, angesichts dieser Situation, bereits vorsichtig mutmaßen, dass die landläufige Vorstellung vom Schriftsteller-Bibliothekar nicht unbedingt auf einen Beruf abzielt, mehr schon auf eine Berufung. Etwas einfacher scheint es sich hingegen mit dem Fall des Literaturwissenschaftlers zu verhalten.

2. Literaturwissenschaftler als Bibliothekare

Dabei ist die Verbindungslinie vom akademischen Literaturwissenschaftler zum Bibliothekar ebensowenig wie die zum Schriftsteller eine direkte und selbstverständliche: »Nur kein Akademiker« heißt es in Heimito von Doderers *Dämonen*, als der Prinz Alfons Croix seinen idealen Privatbibliothekar sucht.⁴ Das Wort ist nicht nur eine gute Pointe. Historisch ist belegt, dass sich die Bibliothekarsausbildung im Laufe des 19. Jahrhunderts weiterhin »am akademischen Ideal des umfassend gebildeten Subjekts orientiert, während der an der Hochschule arbeitende Akademiker sich allmählich spezialisiert«. Diese Entwicklung führt zu einem markanten Gegensatz zwischen »akademischem Spezialisten« und »bibliothekarisch[em] Polyhistor«.⁵ Die ›Spezialisierung‹ des Berufsbildes

3 Vgl. Ladislaus Buzas: Deutsche Bibliotheksgeschichte des Mittelalters. Wiesbaden: Reichert 1975 (= Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 1), Kap. 9: Bibliotheksverwaltung, S. 135–155. Die Verwaltungstätigkeit ist für diese Zeit wie folgt charakterisiert: »ohne methodische Überlegung beschrieben die ›Consuetudines‹ oder ›Constitutiones‹ der Augustinerchorherren, Kartäuser, Zisterzienser, Dominikaner, bzw. ihre einzelnen Klöster in ihren Kapiteln ›De armario‹ u. ä. die Pflichten und Tätigkeiten des Bibliothekars. Die meisten Bestimmungen zielten nicht auf die Benützbarkeit ab, enthielten also [...] weniger Hinweise auf Erwerbung, Aufstellung und Katalogisierung, sondern galten in erster Linie der Sicherung des Buchbestandes. Diesem Zweck dienten die Vorschriften über Inventarisierung und Revision ebenso, wie die empfohlenen Maßnahmen gegen den Verderb der Bücher und die Verluste durch Benützung« (ebd., S. 135).

4 Heimito von Doderer: Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. München: Beck 1995, S. 843. Diesen wird Croix schließlich im vormaligen Gurtweber Leonhard Kakabsa finden. Vgl. zu dieser ›Menschwerdung‹ Kakabsas sowie zum Bibliotheksmotiv bei Doderer allgemein Achim Hölter: Bibliothekar beim Prinzen Croix – Heimito von Doderers Kulturideal und sein Hintergrund. In: Gassen und Landschaften. Heimito von Doderers »Dämonen« vom Zentrum und vom Rande aus betrachtet. Hg. von Gerald Sommer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004 (= Schriften der Heimito von Doderer-Gesellschaft 3), S. 254–278.

5 Uwe Jochum: Bibliotheken und Bibliothekare 1800–1900. Würzburg: Königshausen &

schlägt sich also paradoxerweise in einer Forderung nach Universalität nieder, deren Wurzeln mit dem Ursprung der modernen Bibliothek verflochten sind.

Schon nachdem die Klosterbibliotheken in der Folge der Reformation weitgehend von Privatbibliotheken Gelehrter, Universitätsbibliotheken sowie höfischen bzw. fürstlichen Bibliotheken abgelöst wurden, waren es nämlich akademisch umfassend gebildete Männer, die die Verwaltung und Erweiterung der Sammlungen über hatten. Dies überrascht wenig, denn natürlich sind der Gelehrtenstand als solcher, sowie die mit ihm assoziierten Berufe ganz allgemein zeittypisch.⁶ Konsequenterweise kann eine strenge Trennung – noch bei Gottfried Ephraim Lessing oder Johann Wolfgang Goethe, und erst recht bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Gabriel Naudé oder Isaac Casaubon⁷ – zwischen den Tätigkeitsfeldern ›Literat‹, ›Philosoph‹ oder ›Literaturwissenschaftler‹ nur in einzelnen Fällen gelingen.⁸ Dennoch gilt auch schon in dieser Zeit, dass man die Gelehrten als Bibliothekare durchaus an den Maßstäben der Zunft messen darf, d. h. gemäß ihrer Bedeutung für die Aufstellung, Katalogisierung oder Erweiterung der ihnen anvertrauten Bestände. Hier ergibt sich rasch ein recht großes Gefälle. Allerdings interessiert uns weniger, wie die Nachwelt jene Geistesgrößen bewertet hat, als welche Implikationen für unser Thema sich daraus ergeben.⁹ Obwohl am Begriff des Professorenbibliothekars klar ersichtlich ist, dass die

Neumann 1991, S. 66. Jochum bezieht sich u. a. auf Friedrich Adolf Eberts *Die Bildung des Bibliothekars* (1820). Ebert (1791–1834) war selbst Literaturwissenschaftler im weitesten Sinn sowie Bibliothekar in Leipzig, Wolfenbüttel und Dresden. Vgl. zu ihm auch Katrin Nitzschke: Bibliothekar und Wissenschaftler – Bedeutende Bibliotheksdirektoren. In: Von der Liberey zur Bibliothek. 440 Jahre Sächsische Landesbibliothek. Hg. von Günter Gattermann. Dresden: Sandstein 1996, S. 43–55, bes. 47–49.

6 Vgl. etwa die Kapitel »Vir eruditus« und »Homo politicus«. Soziale Stellung und Selbstverständnis der Autoren« (Anke-Marie Lohmeier) bzw. »Buchwesen« (Peter Cersowsky) in: *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hg. von Albert Meier. München: Hanser 1999 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur 2), S. 156–175 bzw. 176–200.

7 Lessing war ab 1770 bekannterweise Bibliothekar in Wolfenbüttel, ebenso wie zuvor Leibniz, der aber auch in Hannover tätig war; Goethe war ab 1797 für die heutige Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar verantwortlich, ab 1819 zusätzlich für die Universitätsbibliothek Jena. Naudé war der Bibliothekar von Kardinal Mazarin in Paris, Casaubon von 1604 bis 1610 als Hofbibliothekar Heinrichs IV tätig.

8 Insofern sollte auch Immanuel Kant Erwähnung finden, der ab 1766 als Subbibliothekar der Königsberger Schlossbibliothek tätig war. Die Daten stammen z. T. aus Gottfried Rost: *Der Bibliothekar. Schatzkammerer oder Futterknecht?* Leipzig: Edition Leipzig 1990 (= Historische Berufsbilder), S. 76–83 bzw. 116–125. Vgl. aber auch Ladislaus Buzas: *Deutsche Bibliotheksgeschichte der Neuzeit (1500–1800)*. Wiesbaden: Reichert 1976 (= Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 2).

9 Im Fall Lessings etwa ist die tendenziell negative Kritik seiner bibliothekarischen Leistung durchaus umstritten. Bernd Reifenberg: *Lessing und die Bibliothek*. Wiesbaden: Harrassowitz 1995 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 23), S. 2 betont besonders, »wie unangemessen« bibliothekarische Normen des 19. und 20. Jh. »bei der Beurteilung der Arbeit eines Bibliothekars aus dem 18. Jahrhundert« seien.

Verwaltung von Buchbeständen bis ins 19. Jahrhundert als natürliche Nebenbeschäftigung des Gelehrten galt, für die keine Fachausbildung notwendig war,¹⁰ schwingt bei derlei Überlegungen doch stets die Frage mit, inwiefern eine Tätigkeit als Bibliothekar sich über den professionellen Alltag hinaus im Werk der jeweiligen Personen niedergeschlagen hat. Und eine solche Frage, obwohl sie zweifellos in die richtige Kerbe schlägt, ist in genereller Hinsicht kaum zu beantworten. Zu unterschiedlich sind letzten Endes die Persönlichkeiten, ihr Werk, und natürlich auch die zeitlichen Umstände ihres Wirkens. Naudé hat 1627 immerhin sein einflussreiches *Advis pour dresser une bibliothèque* publiziert;¹¹ aber für jeden Naudé gibt es eine ganze Reihe von Gelehrten, die über die Bibliotheken kaum ein Wort verlieren. Mutmaßlich brachte der einfache Zugang zu den Bänden der jeweiligen Sammlungen zumindest eine Arbeitserleichterung mit sich.

Ähnliche Schwierigkeiten entstehen aber auch in jenen Fällen, wo moderne Literaturwissenschaftler, also nach der oben angesprochen Ausdifferenzierung der Berufsfelder, zusätzlich als Bibliothekare tätig sind. In diesem Zusammenhang darf man vielleicht schon Johann Valentin Adrian und die Brüder Grimm anführen,¹² sollte aber in jedem Fall auch Werner Kraft¹³ und Hanns W. Eppelsheimer erwähnen. Gerade bei letzterem, bekannt als Begründer der *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (BDSL), erscheint die literaturwissenschaftliche Tätigkeit fast offensichtlich eng mit der bibliothekarischen verwandt, allerdings wurde sein *Handbuch der Weltliteratur* (1937) auch als »Werk des »erzwungenen Ruhestandes« unter der Herrschaft der Nationalsozialisten bezeichnet.¹⁴

10 Vgl. Nikolaus Scholl: Bibliothekar und Wissenschaft. Studien zur Geschichte des bibliothekarischen Berufs. In: Bibliothek und Wissenschaft 1 (1964), S. 142–200.

11 Dazu ausführlich Robert Damien: *Bibliothèque et État. Naissance d'une raison politique dans la France du XVIIe siècle*. Paris: PUF 1995.

12 Adrian (1793–1864) war Professor für neuere Sprachen und Literatur in Gießen und Bibliothekar in Würzburg und Gießen; Jacob Grimm hatte mehrere Bibliothekarsstellen inne, u. a. in Kassel und Göttingen, sein Bruder Wilhelm war ebenfalls Bibliothekar in Göttingen sowie Sekretär der Kasseler Bibliothek. Vgl. Hans-Georg Schede: *Die Brüder Grimm*. Erw. Neuaufl. Hanau: CoCon 2009, bes. S. 48; 122f.; 171–176.

13 Kraft (1896–1991) war Literat, Literaturwissenschaftler und ausgebildeter Bibliothekar in Leipzig (1922–1926) und Hannover (1928–1933). Vgl. dazu Werner Kraft (1896–1991). *Bibliothekar und Schriftsteller*. Hg. von Ulrich Breden. Hildesheim: Lax 1992 (= Kleine Schriften der Niedersächsischen Landesbibliothek 1), bzw. die von Jörg Drews bearbeitete Sondernummer *Werner Kraft* des Marbacher Magazins (75/1996).

14 Vgl. Hanns W. Eppelsheimer (1890–1972): *Bibliothekar, Literaturwissenschaftler, Homme de lettres*. Frankfurt/Main: Deutsche Bibliothek 1990, S. 51 (im Beitrag von Harro Kieser); Eppelsheimer war Bibliothekar in Mainz und Bibliotheksdirektor in Darmstadt und Frankfurt am Main; seine bedeutendste Leistung als Bibliothekar ist die Entwicklung einer neuen Sacherschließungsmethode; vgl. den Beitrag Franz Fischers im zit. Band, S. 23–29. Darüber hinaus sind u. a. zu nennen: Heinrich Schneider (1889–1972), Germanist und Bi-

3. Der Schriftsteller als Bibliothekar

Interessieren wir uns hingegen für Schriftsteller-Bibliothekare, dann wohl ganz besonders in dem Ausmaß, in dem aus der Verknüpfung von Beruf und Werk Erkenntnisse gewonnen werden können, die über den biographisch-materiellen Aspekt, also dem Erwerb eines Lebensunterhaltes, hinausreichen. Zunächst einige Namen und Orte:

Nuria Amat (Barcelona); Apollonios von Rhodos (Alexandria); Reinaldo Arenas (Havanna); Georges Bataille (Paris; Carpentras); Jorge Luis Borges (Buenos Aires); Giacomo Casanova (auf Schloss Dux, dem Anwesen des Grafen Joseph von Waldstein); Ignaz Franz Castelli (Wien); Ina Coolbrith (Oakland); François Coppée (Paris); Federico De Roberto (Catania), Salvatore Di Giacomo (Neapel); Franz von Dingelstedt (Stuttgart); Alexandre Dumas père (Paris); Anatole France (Paris); Gerhard Fritsch (Wien); Constance Garnett (London); Johann Wolfgang Goethe (Weimar), Franz Grillparzer (Wien); Friedrich Halm (Wien); Lorenz Leopold Haschka (Wien); Friedrich Hebbel (Weimar); Wilhelm Heinse (Aschaffenburg); Hoffmann von Fallersleben (Breslau); Friedrich Hölderlin (Homburg); Ricarda Huch (Zürich); Kallimachos (Alexandria); Erhart Kästner (Wolfenbüttel); Johann Georg Keil (Weimar); Ivan Krylov (Sankt Petersburg); Philip Larkin (Hull); G.E. Lessing (Wolfenbüttel); Pamphile Le May (Québec); Leconte de Lisle (Paris); Archibald MacLeish (Washington, D.C., als Librarian of Congress); Eduard Mautner (Wien); Prosper Mérimée (Paris); Pietro Metastasio (Wien); Adam Mickiewicz (Paris); Marianne Moore (New York); Wilhelm Müller (Dessau); Theodor Mundt (Berlin); Robert Musil (Wien); Alfred de Musset (Paris); Charles Nodier (Paris); Boris Pasternak (Moskau); August von Platen (Erlangen); Marcel Proust (Paris); Joachim Ringelnatz (Klein-Oels; Hannover); C. A. Sainte-Beuve (Paris); August Strindberg (Stockholm); C. A. Vulpius (Weimar).

Ganz abgesehen von der Frage, ob eine strenge Definition, nach der eine einzige Publikation den Bibliothekar bereits zum Autor macht, für unsere Fragestellung sinnvoll ist, sieht man bereits an dieser (zweifelsohne unvollständigen¹⁵) Auf-

bibliothekar an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel bzw. der Stadtbibliothek Lübeck; Wilhelm Mannhardt (1831–1880), Mythologe und Bibliothekar in Danzig; Rochus Freiherr von Liliencron (1820–1912) Germanist, Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie und Hofbibliothekar Herzog Bernhards II. von Sachsen-Meiningen; Jakob Werner (1861–1944), klass. Philologe und Romanist sowie Bibliothekar in Zürich; Joseph Gregor (1888–1960), Theaterwissenschaftler und Bibliothekar in Wien, sowie Mitverfasser einiger Operntexte für Richard Strauss, darunter *Capriccio*. Zahlreiche Philosophen (u. a. N. F. Fedorov), sowie Sprachwissenschaftler und Bibliothekswissenschaftler, die auch Bibliothekare waren, können hier nicht genannt werden. Ein Hinweis soll aber auf Aby Warburg und seine Kulturwissenschaftliche Bibliothek gestattet sein; vgl. Ernst H. Gombrich: Aby Warburg. An Intellectual Biography. 2nd Ed. Oxford: Phaidon 1986. Das Buch enthält zudem einen Anhang aus dem Nachlass Fritz Saxls zur Geschichte der Bibliothek Warburg.

15 Hier reicht schon ein Vergleich mit den 91 Namen, die Richard Dedo anführt (Dichter unter den deutschen Bibliothekaren. In: Aufsätze Fritz Milkau gewidmet. Hg. von Georg Leyh. Leipzig: Hiersemann 1921, S. 37–47), während er gleichzeitig »annähernd dreihundert bei

listung, dass eine unmittelbare Übertragung des Berufes auf das Werk nur in manchen Fällen naheliegt und in jedem Fall einer gesonderten Untersuchung bedarf. Da gibt es sicherlich jene Dichter, die auch für ihre eigene Produktion durchaus von der Vielfalt der von ihnen verwalteten Bestände profitieren.¹⁶ Beinahe umgekehrt stellt sich der Fall Franz Grillparzers dar,¹⁷ der im Laufe seiner Beamtenkarriere zwischen 1811 und 1844 immer wieder vergeblich um Bibliothekarsstellen angesucht hatte, auch nachdem er 1832 Direktor des Hofkammer-Archivs geworden war. Seine tatsächliche Tätigkeit als Bibliothekar beschränkt sich allerdings auf neun Monate zwischen Februar und Dezember 1813, wo er unentgeltlich als Praktikant arbeitet (und im April, ohne ernste Folgen, von einer Leiter stürzt). Das negative Urteil über die seines Erachtens (und zu Unrecht so charakterisierte) »unsystematische« Arbeit an der Bibliothek, das er in seiner *Selbstbiographie* fällt, steht somit im Widerspruch zu seinen nachhaltigen Bemühungen um einen Posten als Bibliothekar. In seinem Werk finden sich Spuren seiner Tätigkeit in der Bibliothek, bzw. der Bibliothek als Motiv, meist nur in Gelegenheitsgedichten. Die Gründe für seine Nichtbestellung liegen im Übrigen vor allem an der mangelnden Fachkompetenz. Eugen Paunel erwähnt ein Gutachten vom Juli 1834, worin es sinngemäß heißt, es handele sich beim Amt des Vorstandes der Wiener Universitätsbibliothek »um keinen Ruheposten für einen Gelehrten oder Literaten«¹⁸ und es scheint nicht unwahrscheinlich, dass eine derartige Erwartung mit ein Grund für Grillparzers wiederholte Ansuchen war. Dabei spielt mit Sicherheit auch der Aspekt der Repräsentation eine gewisse Rolle, denn eine Stelle als Hofbibliothekar bringt gewiss mehr Renommee mit sich als ein Posten in einer kleinen Bücherei. Aber

-
- der Vorarbeit gesammelt[e] Namen« erwähnt (S. 47). Aufgrund des schwachen Bekanntheitsgrades vieler Namen ist unsere Liste daraus um nur wenig ergänzt. Ein weiteres Verzeichnis vornehmlich deutschsprachiger Bibliothekare findet sich im Eintrag »Dichterbibliothekare« (H. M. Werhahn) in: Lexikon des gesamten Buchwesens. 2. völlig neu bearb. Aufl. Hg. von Severin Corsten. Bd. II: Buck – Foster. Stuttgart: Hiersemann 1989, S. 297–302.
- 16 Stellvertretend vgl. Roberto Simanowski: Die Verwaltung des Abenteurers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998 (= Palaestra 302), der Vulpius' Schaffen wie folgt charakterisiert: »Vulpius eignet sich die Bücher anderer an, um ein eigenes zu schreiben, er beschreibt Abenteuer, die andere beschrieben haben. Er produziert Texte aus Texten« (S. 213) bzw. »in der Bibliothek sucht und findet er seinen Stoff« (S. 216).
- 17 Nach Eugen Paunel: Grillparzer als Bibliothekar. Meinungen – Hoffnungen – Enttäuschungen. In: Bibliothek. Bibliothekar. Bibliothekswissenschaft. Festschrift Joris Vorstius zum 60. Geburtstag dargebracht. Hg. von Heinrich Roloff. Leipzig: Harrassowitz 1954, S. 357–383.
- 18 Paunel (Anm. 17), S. 374. Die Stelle als Leiter der Hofbibliothek, um die sich Grillparzer 1844 bemühte, ging übrigens an Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen (als Dramatiker unter dem Pseudonym Friedrich Halm bekannt). Die erwähnten Gelegenheitsgedichte sind von Paunel angeführt, ebenso wie die einschlägigen Bemerkungen in den Tagebüchern und der *Selbstbiographie*.

beide Zugänge, also der produktive Zugriff auf viele Texte wie auch die Indifferenz der Bibliothek gegenüber, kommen in unterschiedlichsten Variationen vor. Weder der eine noch der andere erlauben letztlich allgemeine Rückschlüsse auf den Bibliothekarsberuf.

Zwar liegt nahe, dass nicht wenige Dichter eine Bibliothekarsstelle wegen der vermeintlich guten Arbeitsbedingungen angetreten haben – also um viel Zeit für die Lektüre zu haben, ganz im Sinne des schon früh überlieferten und oft wiederholten Wortes über Lessing in Wolfenbüttel, der »mehr die Bibliothek nützen solle, als diese ihn«. ¹⁹ Gleichzeitig bleibt die Frage der Praxis jedoch uneindeutig. Zahlreiche Schriftsteller wurden durch die Tätigkeit in der Bibliothek eher vom Schreiben (und Lesen) abgehalten, als dass sie ihnen selbiges erleichtert hätte. ²⁰

So trat z. B. Robert Musil zunächst höchst unfreiwillig, im Wesentlichen auf Nachdruck von väterlicher Seite, im April 1911 eine Volontariatsstelle an der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien an. Dort blieb er, wenn auch ab Ende 1911 in einer festen Anstellung, ²¹ nur bis zum Februar 1914, war zudem ab April 1913 aus gesundheitlichen Gründen praktisch vom Dienst freigestellt. ²²

In dieser Hinsicht ähnelt Musils Bibliothekarskarriere ein wenig der von Marcel Proust, auch wenn es letzten Endes unwahrscheinlich ist, dass Proust sich in der Pariser Bibliothèque Mazarine, wo er 1895 – wohl auf Druck seiner Familie – eine Stelle als Volontär antrat, oft blicken hat lassen. Das mag u. a. daran gelegen haben, dass sein Arbeitsplatz nicht im Hauptgebäude am Quai de Conti lokalisiert war, sondern in der Rue de Grenelle. Sicher ist nur, dass er bis zum Jahr 1900 immer wieder krankheitsbedingt vom Dienst (der immerhin fünf Stunden alle zwei Tage umfasste) freigestellt wurde. ²³

19 Die Aussage geht scheinbar auf eine Stelle in einem Brief Lessings an seinen Vater (Juli 1770) zurück, wo sie nur in der ersten Person formuliert ist, vgl. Reifenberg: Lessing (Anm. 9), S. 34.

20 Vgl. einen Brief Jacob Grimms vom 26. 11. 1831, »Viele hübsche, seltnen Bücher da; aber was helfen sie mir, ich kann sie nicht lesen, kaum nachschlagen, ich habe sie nur einzutragen, zu holen und aufzusetzen.« Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Hg. von Camillus Wendeler. Heilbronn: Henninger 1880, S. 143. Die Stelle ist zitiert bei Achim Hölter: Zum Motiv der Bibliothek in der Literatur. In: *Arcadia* 28 (1993), H. 1, S. 65–72. Ähnlich erging es auch dem Wiener Autor Gerhard Fritsch, vgl. Stefan Alker: Das Andere nicht zu kurz kommen lassen. Werk und Wirken von Gerhard Fritsch. Wien: Braumüller 2007 (= Wiener Arbeiten zur Literatur 23), bes. S. 101–104.

21 Dazu die Wiener Zeitung vom 21. 12. 1911: »Der Minister für Kultus und Unterricht hat bei der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien [...] den Praktikanten Dr. Robert Musil zum Bibliothekar zweiter Klasse ernannt.« Nach einem Hinweis bei Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2003, S. 1576 n. 37.

22 Dazu Corino: Musil (Anm. 21), S. 439f., bzw. auch Alfred Schmidt: General Stumm dringt in die »weltberühmte Hofbibliothek« ein. Robert Musil, »Der Mann ohne Eigenschaften«, Kapitel 100. In: *Bibliotheken in der Literatur*. Wien: Österreichische Nationalbibliothek 2005 (= *Biblos* 54, 2005/2), S. 101–106.

23 Vgl. Jean-Yves Tadié: Marcel Proust. Paris: Gallimard 1996, S. 263–265.

Zwar hat sich bei Robert Musil, im Gegensatz zu Proust, die verhasste Tätigkeit (»unerträglich, mörderisch« nennt er sie 1911 in seinem Tagebuch) im berühmten Kapitel 100 von *Der Mann ohne Eigenschaften* niedergeschlagen, »eines der Kabinettstücke, das er gerne und mit Erfolg immer wieder vorlas«,²⁴ und das satirisch das Nichtlesen der Bücher als den Grund für die Expertise der Bibliothekare inszeniert. Allerdings sind diese wenigen Seiten des riesigen Romanfragments wohl eine recht punktuelle Auswirkung, die trotz ihrer zentralen Position im Text inhaltlich doch in erster Linie eine Antithese zum idealen Weltbild Musils darstellt.

Für Ricarda Huch scheint die Halbtagsanstellung in der Zürcher Stadtbibliothek (1892–1894) vor allem eine Geldquelle nach dem Tod ihrer Eltern gewesen zu sein. Huch, die bereits ihr Doktorat in Geschichte abgeschlossen und während ihres Studiums Broschüren zur Französischen Revolution für die Bibliothek katalogisiert hatte, ist »die erste Akademikerin an einer schweizerischen Bibliothek«. Die Arbeit dort, die vornehmlich im Katalogisieren bestand, war für sie zwar von Langeweile geprägt, allerdings »ließ sie ihr [...] doch nicht genügend Zeit und Kraft, sich dem Schreiben zu widmen«. ²⁵ Die Bedeutung der Bestände der Stadtbibliothek für das umfassende literarische Schaffen Huchs lässt sich vor allem an einem Punkt festmachen, dem der Untersuchung *Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich*.²⁶ Der als »Abschiedsgabe« an die Bibliothek verstandene Aufsatz ist unmittelbar als Anregung für die Novelle *Eine Teufelei. Nachgelassene Papiere des Staatsschreibers Potzmarterle* zu sehen, die ebenfalls 1895 erschien.²⁷ Nach der Kündigung bei der Bibliothek wandte Huch sich vollends ihrer schon nebenbei betriebenen Unterrichtstätigkeit zu.

Insgesamt lassen sich also wenig generelle Beobachtungen aus der Bibliothekarstätigkeit von Dichtern und Romanautoren ableiten. Philip Larkins dreißig Jahre als Universitätsbibliothekar in Hull etwa bleiben für sein lyrisches Werk von eher geringer Bedeutung und erfahren nur in seinem Roman *A Girl in Winter* (1947) ein lakonisches Echo, wo die Heldin Katherine als Bibliotheksassistentin arbeitet:

What would they imagine from her letter? To them, the phrase ›working in a library‹ would call up a picture of calf-bound aisles [...] they would be under the impression

24 Vgl. Corino: Musil (Anm. 21), S. 417. Der Tagebucheintrag nach ebd., S. 418.

25 Ricarda Huch. 1864–1947. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs [...]. Marbach/Neckar: Dt. Schillergesellschaft 1994 (= Marbacher Kataloge 47), S. 60 bzw. 61. Für weitere biographische Details vgl. Cordula Koepcke: Ricarda Huch. Ihr Leben und ihr Werk. Frankfurt/Main: Insel 1996.

26 Erschienen als: Neujahrsblatt auf das Jahr 1895. Herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich. Zürich: Fäsi & Beer 1895.

27 Dazu der Ausstellungskatalog (Anm. 25), S. 65 f.

that the work involved some form of studying, unaware that library assistants are forced to do everything to books except read them.²⁸

Es bleibt die Frage nach der besonderen Expertise des Bibliothekars, über die Bibliothek zu schreiben, zumal die wenigsten Erzählungen in Büchermagazinen spielen. Für die bloße Verarbeitung des Bibliotheksmotives reicht es in der Regel, Benutzer einer solchen zu sein.²⁹ Die Crux der Sache liegt vielmehr anderswo.

4. Zum Mythos Bibliothekar: Form und Ursachen

Jorge Luis Borges gilt wohl allgemein als Inbegriff des Schriftsteller-Bibliothekars. Die meisten Werke zum Thema Bibliothek berufen sich spezifisch auf ihn, oder erinnern wenigstens an seine Person.³⁰ Dabei ist sein Fall wenigstens kurios: Geboren in Buenos Aires, verbrachte Borges die Jahre seiner Jugend u. a. in Genf und Madrid. Erst die letzte schwere Krankheit seines Vaters zwang ihn, im Jahr 1939 (also mit 40 Jahren), eine Stelle als Bibliothekar in Buenos Aires anzunehmen. Zuvor war er u. a. Journalist und Zeitschriftenherausgeber. Weil die Bibliothek Miguel Cané im Arbeiterviertel Almagro Sur in Buenos Aires für das magere Gehalt nur wenig Arbeitsleistung forderte (»he could finish his day's ration of cataloging in an hour and spend the rest of his time reading or writing«³¹), konnte Borges ungehindert seiner Passion nachgehen. Sein Schaffen und die Tätigkeit als Bibliothekar scheinen also auf den ersten Blick eng verknüpft. Doch die frühe Prägung findet bereits in der Privatbibliothek des Vaters statt, wo Borges ungezählte Stunden mit der Lektüre verschiedenster Texte verbringt. Dass der argentinische Staat Borges nach dem Sturz Peróns 1955 infolge seines literarischen Ruhms schließlich die Direktion der Nationalbibliothek antrug, war sicher von symbolischer sowie auch praktischer Bedeutung

28 Philip Larkin: *A Girl In Winter*. London: Faber & Faber 1975, S. 22. Der Hinweis auf Larkin stammt aus Klaus Döhmer: *Merkwürdige Leute. Bibliothek und Bibliothekar in der Schönen Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1982, S. 73.

29 Der »guardiano di libri« Mattia Pascal in Pirandellos Roman hat als Bibliothekar indes nicht nur die Zeit, viele Bücher wenigstens häppchenweise zu lesen (»poi apro il libro e mi metto a leggiucchiarlo«), sondern auch, seinen Lebensbericht zu schreiben. Luigi Pirandello: *Il fu Mattia Pascal*. Milano: Garzanti 1993, S. 4 bzw. S. 6.

30 Ohne viele Belege zusammenzutragen: Das *Handbuch Bibliothek* (Anm. 2) zitiert ihn schon in der ersten Zeile, Uwe Jochum (Anm. 5) führt mit ihm (und Michel Foucault) zum Thema der Willkür jedes (bibliothekarischen) Ordnungssystems hin, und ein Ergänzungsband der Borges-Werkausgabe bei Hanser (München, Wien 1987) heißt gar »Der mythische Bibliothekar«, was recht gut das zentrale Konzept benennt. Vgl. auch den Beitrag von Bernhard J. Dotzler in diesem Band.

31 Edwin Williamson: *Borges. A Life*. New York: Viking 2004, S. 231. Alle Details zu Borges stammen aus diesem Band.

für den Schriftsteller, doch Borges war zu jenem Zeitpunkt bereits fast vollständig erblindet und konnte ohne Hilfe weder lesen noch schreiben. Allerdings ließ er sich über 17 Jahre lang in seinem geräumigen Büro u. a. vorlesen, diktierte neue Texte und korrigierte Übersetzungen.³² Borges ist wohl auch deshalb besonders geeignet, das mythische Element der Bibliothek herauszuarbeiten, da hier die populäre Vereinfachung des wahren Sachverhaltes klar sichtbar wird, während sein Werk andererseits alle Elemente enthält, die einer solchen Sichtweise Vorschub leisten.

Wenn wir uns also endlich dem Mythos nähern, dann im Sinne Roland Barthes', der das »unablässige Versteckspiel von Sinn und Form« als zentrales Element des Konzeptes hervorstreicht. Nach Barthes ist das wesentliche Charakteristikum des Mythos die »Regression von Sinn zur Form, vom linguistischen Zeichen zum mythisch Bedeutenden«; der Mythos enthält Wissen, aber dieses Wissen ist »konfus, aus unbestimmten, unbegrenzten Assoziationen gebildet«.³³

Es ist genau diese Dimension, das »semiologisch[e] System« das »als ein Faktensystem gelesen«³⁴ wird, das sich im Zentrum des Bibliothekarsmythos findet. Nicht der eigentliche Beruf, sondern das, was er für die Leser symbolisiert, steht dabei im Mittelpunkt. Einerseits gibt es eine perspektivische Verkürzung in der allgemeinen Vorstellung, durch welche die Bibliothekarstätigkeit mit dem Umgang mit Büchern *tout court* zusammenfällt, diesen letztlich symbolisiert, und ohne das Detail der Lektüre als solche auskommt.

Andererseits, und das ist vielleicht noch von größerer Bedeutung, sind es die Leser selbst, die den Mythos fördern: Ohne Leser, d. h. ohne die Überhöhung der Bibliothek zum utopischen Ort (bzw. ihrem Verständnis als Heterotopie), würde dieser Mythos nicht mehr greifen. Unter diesem Blickwinkel repräsentiert der Bibliothekar das Konzentrat der Sehnsüchte des Lesers nach dem ununterbrochenen Lesen, nach einer vollkommenen Verfügbarkeit aller Bücher, die alle Assoziationen und Lüste befriedigen, und dies letztlich auch in der zeitlichen und finanziellen Dimension. Nämlich in Form eines Berufes, der scheinbar das Vergnügen am Lesen zum einzigen Lebensinhalt machen kann. Der Mythos hat mit der bibliothekarischen Wirklichkeit nur die Begriffe gemein. Als Phänomen verkörpert er etwas völlig anderes; doch das ist ihm inhärent: »Der Mythos ist weder eine Lüge noch ein Geständnis. Er ist eine Abwandlung.«³⁵

32 Vgl. dazu Alberto Manguel: Die Bibliothek bei Nacht. Frankfurt/Main: Fischer 2007, S. 298–301.

33 Roland Barthes: Mythen des Alltags. Dt. von Helmut Scheffel. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1964, S. 98; 97; 99.

34 Ebd., S. 115.

35 Ebd., S. 112. Man muss an dieser Stelle aber auch die letzte Schlussfolgerung aus Barthes' Darstellung ziehen: In einer Welt, in der das Lesen keinerlei symbolische Bedeutung mehr

Speziell bei Borges konvergiert offensichtlich die literarische Verarbeitung des Bibliotheksmotivs in seinen unterschiedlichen Ausprägungen³⁶ mit dem Anschein einer rein literarischen Lebensführung, die ihrerseits mit der Wirklichkeit und dem Alltag wenig zu tun hat³⁷: die Bibliothek wird dabei zu einer stabilitätsstiftenden Instanz, ihre Ordnung ein Gegenpol zur Unübersichtlichkeit des Lebens.³⁸

Wie bekannt ist, wird der Bibliothekar oft als »Hüter des Schatzes« Bibliothekar oder auch Wegweiser in seiner labyrinthischen Vielfalt« begriffen.³⁹ Grund für diese Sichtweise ist wohl auch die Literatur selbst, die in einem *mise-en-abyme*-artigen Verweis immer wieder Bibliotheken in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Dazu kommt freilich der Gegensatz von Leben und Lesen, wie er seit dem *Don Quijote* die Gemüter bewegt, und der sich – über die Literatur vermittelt, die in großen Mengen immer latentes, ungenütztes Wissen im Positiven wie im Negativen repräsentiert – immer auch speziell auf den Leser bezieht. Um allerdings nicht zu sehr in Gemeinplätze abzugleiten, müssten für die Konstitution des Mythos Bibliothekar neben so ursprünglichen Motiven wie den oben genannten (»Hüter« und »Wegweiser«), sowie »Wissen als Magie« als »Heiligtum«⁴⁰

hat, läuft auch der Mythos Bibliothekar Gefahr, zu verschwinden. Die Historizität der mythischen Begriffe bewirkt gleichzeitig, dass »die Geschichte sie leicht vernichten« kann (ebd., S. 101).

- 36 Viel wurde über das Motiv der Bibliothek bei Borges geschrieben, vgl. stellvertretend Monika Schmitz-Emans: Lesen und Schreiben nach Babel. Über das Modell der labyrinthischen Bibliothek bei Jorge Luis Borges und Umberto Eco. In: *Arcadia* 27 (1992), H. 1–2, S. 106–124.
- 37 Nicht ganz unschuldig ist hier u. a. Umberto Eco, der Borges in *Der Name der Rose* im blinden Bibliothekar Jorge von Burgos ein Denkmal gesetzt hat. Vgl. Dietmar Rieger: Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten in der Literatur. München: Fink 2002, S. 11–14. Zu Eco außerdem: Alfred Noe: In der Bibliothek gibt es nichts zu lachen. Umberto Ecos »Il nome della rosa«. In: *Bibliotheken in der Literatur* (= *Biblos* 2/2005), S. 91–100.
- 38 Vielleicht ist es dieser Tendenz geschuldet, dass gerade die Textinterpretationen Williamsens in seiner Borgesbiographie (Anm. 31) als allzu gut gemeintes Korrektiv erscheinen, wobei biographische Momente und freudianische Interpretationsmuster Leben und Werk enger verknüpfen sollen, als das zuvor in der Forschung passiert ist, die sich auf »zeitlose« sowie apolitische Aspekte konzentrierte, und Biographisches weitgehend vernachlässigte.
- 39 So im *Handbuch Bibliothek* (Anm. 2), S. 4 (Kap. 2: Die Bibliothek als Idee, S. 3–32).
- 40 Stellvertretend dafür Folgendes: Im »Scylla and Charybdis« Kapitel in Joyces *Ulysses* reflektiert Stephen Dedalus: »Coffined thoughts around me, in mummycases, embalmed in spice of words. [...] They are still. Once quick in the brains of men« (S. 186), unentschlossen zwischen dem impliziten ewigen Leben der Bücher und dem Tod des lebendigen Wortes. Der Besuch Leopold Blooms in der Bibliothek ist für ihn eine Störung, auch weil Bloom die *Kilkenny People* wegen einer mondänen Werbeanzeige einsieht, doch wird die Episode im »Ithaca« Kapitel zusammengefasst als »the visit to museum and national library (holy place)« (S. 681). Nicht zu vergessen der Plan des jungen Dedalus für seine »Epiphaniën«: »copies to be sent if you died to all the great libraries of the world, including Alexandria« (S. 41); und in der Bibliothèque Sainte Geneviève sitzt er noch als Student lesend, »sheltered from the sin of Paris, night by night« (S. 26). Zitate nach James Joyce: *Ulysses*. The 1922 Text.

oder ›Bücher als Machträger‹ auch die konkreten Repräsentationen von Bibliotheken und Bibliothekaren in der Literatur in Betracht gezogen werden.⁴¹

Freilich kann an dieser Stelle kaum der Versuch unternommen werden, die umfangreiche Literatur zum Thema systematisch auszuwerten. Die Aufstellung (Bestand, Ort) der Sammlung, der Bibliothekar und der Benutzer sind die drei Punkte, zwischen denen sich die Bibliothek als Metapher bewegt; dazwischen gibt es beinahe alle Variationen, und eine Trennung zwischen den Bereichen scheint so gut wie unmöglich. Gerade der psychologische Aspekt hilft indes, den Komplex ein wenig zu umreißen.

Bei Michel de Montaigne etwa, der in seiner Privatbibliothek in einem Turm seines Hauses ›sans ordre et sans dessin‹ blättert und liest, um sich die Zeit zu vertreiben, aber auch, um Lektionen für ein besseres Leben zu lernen, ist der Umgang mit Büchern ausgesprochen individuell und entspannt.⁴² Ähnlich verhält es sich mit der in einem Brief Niccolò Machiavellis beschriebenen Episode, wo der Verfasser von seiner Lektüre erzählt, die er als Dialog mit dem Autor begreift, und für die er sich folglich vornehm kleidet.⁴³ Und auch für Marcel Proust liegt der Wert der Lektüre vornehmlich in deren Bezug zum eigenen Leben, als Speicher für persönliche Erinnerungen.⁴⁴

Der Gegenpol dazu steht wiederum in enger Verbindung mit der Bibliothek als Wissensspeicher, als Metapher für das Universum.⁴⁵ Angesichts einer totalen Bibliothek wächst auch das Gefühl der Ohnmacht ihres Benutzers. Die *Bibliothek von Babel* spielt durchgehend mit diesem Taumel dem gesamten ›Wissen‹ gegenüber, das keinerlei Überprüfung mehr erlaubt, weil es in allen Varianten

Oxford: OUP 1993. Vgl. auch Stuart Gilbert: James Joyce's Ulysses. A Study. New York: Vintage 1955, bes. S. 211–216.

41 Der mystische, sowie Machtaspekt ist besonders bei Rieger: *Imaginäre Bibliotheken* (Anm. 37), S. 167–172 behandelt. Überhaupt liefert der Band den bis dato umfassendsten Beitrag zum Thema. Vgl. auch Günther Stocker: *Schrift, Wissen und Gedächtnis. Das Motiv der Bibliothek als Spiegel des Medienwandels im 20. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997 (= *Epistemata* 210). Zudem von besonderem bibliotheksgeschichtlichem Interesse: Edward Baker: *La biblioteca de don Quijote*. Madrid: Marcial Pons 1997. Speziell zur Figur des Bibliothekars vgl. die Stellensammlung Döhmers (Anm. 28), S. 29–56 (›Die Verwaltung‹) bzw. S. 57–91 (›Die Bibliothekare‹), der zahlreiche Texte auf motivische Verwendungsformen der genannten Topoi sichtet und klassifiziert.

42 *Essais* III, iii ›De trois commerces‹. Vgl. Michel de Montaigne. *Essais*. Hg. von Emmanuel Naya, Delphine Reguig-Naya und Alexandre Tarrête. Paris: Gallimard 2009, Bd. 3, S. 69.

43 Zitiert bei Anthony Grafton: *Le lecteur humaniste*. In: *Histoire de la lecture dans le monde occidental*. Hg. von Guglielmo Cavallo und Roger Chartier. Paris: Seuil 2001, S. 221–263, hier S. 221 f.

44 Vgl. die ›Journées de Lecture‹ in *Pastiches et Mélanges*; bzw. Mauriac Dyers Eintrag ›Bibliothek‹ in: Marcel Proust *Enzyklopädie. Handbuch zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung*. Hg. von Luzius Keller. Hamburg: Hoffmann und Campe 2009, S. 111 f.

45 Borges beginnt *La biblioteca de Babel* mit den Worten: ›El universo (que otros llaman la Bibliotheca)‹, vgl. Jorge Luis Borges: *Ficciones*. Madrid: Alianza 1997, S. 86.

existiert. Hier gibt es alle denkbaren Bücher, aber sie haben keinen Nutzen, sind oft unlesbar oder überhaupt sinnlos, und kein Bibliothekar kennt ihre Inhalte. Das ist die kosmische Version dessen, was in der zumindest konzeptuell noch fassbaren Fülle eines Bestandes wie dem der Wiener Hofbibliothek bei Robert Musil bereits zur ›Leichenstarre‹ wird und zur ›geometrischen Epidemie‹, die Loslösung der Ordnung von ihrer Anwendung auf das Leben.⁴⁶ Man denkt hier wie dort an die Vermessenheit des Turmbaus zu Babel, der im Titel von Borges' Erzählung neben der Sprachverwirrung – die ja dessen direkte Folge ist – anklängt.

Und selbst die zunehmenden Neurosen Peter Kiens in Elias Canettis *Die Blendung*, der als Herrscher in seiner Bibliothek agiert, bis diese schließlich in Flammen aufgeht, zielen gewissermaßen in dieselbe Richtung, ist der Brand einer Bibliothek spätestens seit Alexandria auch ein Symbol für die Vergänglichkeit menschlichen Wissens.⁴⁷ Nun erscheint es, angesichts dieses historischen Ballasts und der daraus entstehenden Rolle des Bibliothekars als Hüter des Schatzes Bibliothek, recht unwahrscheinlich, dass der Bibliothekar als literarische Figur rundum gesunde Züge tragen sollte. Spätestens hier muss aber erneut auf die mittlerweile ausschließlich mythologische Dimension einer solchen Figur verwiesen werden: den echten Bibliothekaren dürfte es mutmaßlich nicht schlechter gehen als ihren Mitmenschen. Ob sich die im Entstehen begriffene, wirklich gewordene Utopie der Bibliothek, nämlich in Form des digitalen Netzwerks von Volltexten, Katalogen und gescannten Bänden im Internet – die sicher einen Wandel der inhärenten Fragilität von Büchersammlungen mit sich bringt (wenn sie auch andere Probleme birgt) – letztlich auch in der literarischen Repräsentation von Wissen und Bibliotheken und Bibliothekaren spiegeln wird, ist eine spannende Frage, die vorerst unbeantwortet bleiben muss.

46 Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Hg. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, Bd. 1, S. 464.

47 Dazu kommt im Fall Canettis auch eine politische Dimension, da die Ordnung der Bibliothek durch die Revolution (und ein Feuer, analog zum Brand des Wiener Justizpalastes 1927) zerstört wird. Vgl. Günther Stocker: Eine andere Welt – Die Bibliothek in Canettis »Blendung«. In: Bibliotheken in der Literarischen Darstellung. Hg. von Peter Vodosek und Graham Jefcoate. Wiesbaden: Harrassowitz 1999 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 33), S. 65–88. Alle genannten Beispiele werden recht häufig in vergleichbaren Diskussionen angeführt, vgl. nur das zitierte Kapitel »Die Bibliothek als Idee« des *Handbuchs Bibliothek* (Anm. 2), S. 6–8.

Das Bibliotheksmotiv im literaturwissenschaftlichen Diskurs

Abstract

Der Forschungsbericht widmet sich den seit den 1980er Jahren in zunehmender Frequenz erscheinenden Monographien, Sammelbänden, Anthologien und Aufsätzen zur Bibliothek in der Belletristik. Inzwischen hat die Vergleichende Literaturwissenschaft alle wesentlichen Funktionen und Bedeutungen der Bibliothek in Texten zwischen der frühen Neuzeit und der Postmoderne analysiert. Die Bedrohung der Institution Bibliothek scheint durch die große Aufmerksamkeit der Philologen kompensiert zu werden, die in ihren Studien über Bibliotheken in Text und Film eine metareferentielle Bestätigung ihrer Tätigkeit erzeugen. Zu leisten ist noch eine Synthese des gewaltigen Materials und eine systematische Auswertung der Bildlichkeit, die auf Bibliotheken angewendet wird.

This research survey focuses on the monographs, edited volumes, anthologies and essays on libraries in fiction, which have been published with increasing frequency since the 1980s. Meanwhile, comparative literature studies have analyzed all essential functions and meanings of the library in texts between the early modern period and postmodernism. It seems as though the current threat to the library as an institution is being compensated by the enormous attention of philologists, who are producing studies on libraries in texts and films as a metareferential confirmation of their own activities. A synthesis of the vast material and a systematic analysis of the imagery applied to libraries still need to be done.

Keywords

Forschungsbericht – Bibliotheken in der Literatur – Postmoderne – Bildlichkeit – Vergleichende Literaturwissenschaft – Thematologie – Bibliographie

Research survey – libraries in literature – postmodernism – imagery – comparative literature – thematic criticism – bibliography

1. Am 23. 11. 2010 erschien im *Guardian* ein 10-Fragen-Buchquiz unter dem Titel »Libraries in literature«. »[N]ot only«, heißt es dort, »are libraries a crucial part of the book world, they also play an integral role within literature«.¹ Die Bibliothek als Sujet der schönen Literatur ist im weiten Sinn tatsächlich beinahe so alt wie die Literatur selbst, im engen Sinn ein Produkt der frühen Neuzeit und im emphatischen Sinn ein Epiphänomen der für die postmoderne Epoche typischen Neigung zur Selbstreferenz. In diesem Vorab-Resümee steckt auch schon die Andeutung, dass die Literaturwissenschaft eine Beobachtung zweiter Ordnung über diese Tendenz schwerpunkthaft seit der Spätphase der Postmoderne, also seit den 1990er Jahren errichtet hat. Dabei erscheint als ironischer Effekt, möglicherweise aber auch als kausale Basis der verstärkten Neigung zum Sprechen und Schreiben der Literatur über die Bibliothek, dass dies gerade in einer Phase erfolgt, in der die Institution zwar dank einer Reihe spektakulärer Neubauten architektonisch unerhört präsent ist, zugleich aber als technischer Wissensspeicher rasant in Frage gestellt wird. Mindestens gilt dies, was ihre traditionelle Erscheinungsweise als Hort papierener Bücher, analoger Wissensauswertung und menschlicher face-to-face-Dienstleistung betrifft. Die Bibliothek scheint in dem Maß in der Literatur überleben zu wollen, in dem sie in der Realität bedroht ist. Der folgende Forschungsbericht bezieht seine Berechtigung nicht zuletzt aus dem Faktum, dass inzwischen in diversen Analyse-Sprachen der Komparatistik Studien vorliegen, die sich unter deutlich konvergierenden Gesichtspunkten dem Sujet »Bibliothek« widmen (die Terminologie-debatte über »Motiv«, »Stoff«, »Thema«, »Symbol«, »Metapher« usw. lässt sich gerade hier trefflich durchexerzieren), und mehr noch: die dies zwar an einem breiten und tendenziell unüberblickbaren Textkorpus tun, dabei aber eine sehr enge Selektion quasi kanonischer Bibliothekstexte immer wieder neu interpretieren.

2. Die ausführlicher zu besprechenden Monographien beginnen in der Regel selbst mit einem Blick auf die Forschung; darauf kann hier nur verwiesen werden. Der vermutlich früheste Hinweis auf das Motiv stammt aber von Gerd Kriebisch (1971), der in einer kurzen Skizze Beispiele für die Behandlung öffentlicher Bibliotheken in internationalen Romanen liefert: bei Saroyan, Pasternak, Henry Miller etwa, der aber zu dem Schluss kommt, »Häufigkeit und Ausführlichkeit der romanhaft-ausgeschmückten oder sachlich-informierenden Gestaltung dort beschriebener Bibliotheken« verhielten sich »proportional zum Bibliotheksstandard des Landes« (S. 959), womit eine deutsche Klage über die »Nicht-Beachtung unserer Bibliotheken in großen Kreisen unserer Bevölkerung« (ebd.) intendiert ist. Aus dieser vor-literaturwissenschaftlichen Sicht

1 Libraries in literature. In: theguardian.com, 23. 11. 2010. URL: <http://www.theguardian.com/books/quiz/2010/nov/23/libraries-in-literature-book-quiz> (Zugriff: 14. 10. 2014).

sind Romane mit Bibliotheksszenen also eine Art erwünschter Werbemaßnahme, und als solche werden einschlägige Texte bis heute von Bibliotheksverbänden und Bildungsinstitutionen gleichsam bestellt. Ein Beispiel ist *The Library Book* (2012), das von der britischen »Reading Agency« promotet wird und eine Anzahl von kurzen, eigens für diesen Band verfassten Texten vorstellt, die auf meist autobiographische Weise den Zugang eines englischen Autors oder einer nach Großbritannien emigrierten Autorin (Julian Barnes, Stephen Fry, Zadie Smith, Karin Slaughter u. a.) schildert. Der gemeinsame Nenner liegt nicht nur im wiederholten Plädoyer für das Lesen, sondern im Einblick in die Bedeutung meist kleinerer lokaler Bibliotheken für die Selbstfindung und Berufswahl der Autoren.

Die Überlegungen Achim Hölters (1993), initiiert durch den Versuch einer ersten thematischen Übersicht samt Schwerpunktbiographie (Chaintreau/Lemaitre 1990), waren der einzige und naturgemäß knappe Versuch, das »strukturell unauffällig[e]« (S. 67) Bibliotheksmotiv *systematisch* zu umreißen, während verständlicherweise sonst die Auffächerung der Semantik ins Zentrum tritt:

Eine Bibliothek ist eine Sammlung von Büchern [...], deren Existenz sich in Raum und Zeit erstreckt, die gegründet, besessen, verwaltet oder bewahrt wird von bestimmten Personen, und deren Geschichte sich, sofern es sich um eine öffentliche Sammlung handelt, in der Regel einsinnig abspielt, d. h. einen Anfang, aber kein Ende zu haben scheint. Die Existenz einer Bibliothek hängt prinzipiell nur von den sie konstituierenden Büchern ab, praktisch ist sie gebunden an Räumlichkeiten, die in Gebäuden und diese wiederum in Städten beheimatet sind, mit der Folge einer meist eindeutigen Bezugsetzung. Eine Bibliothek ist also ein Bücher-Raum mit Geschichte, Atmosphäre, Charakter, geprägt von Architekten, Kustoden, Benutzern. Eine Bibliothek besteht aus derlei individuellen Elementen, zu denen nicht zuletzt die spezielle Zusammensetzung der Sammlungen zählt, und aus Standardkomponenten, die zu praktisch jeder Bibliothek gehören, ohne dieser an sich ein Gesicht zu verleihen [...]. (Hölters 1993, S. 67)

Günter Stocker hat 2002 die bisherigen Arbeiten umfassend gebündelt und sich eher nominell auf die deutschsprachige Literatur beschränkt, denn faktisch ist das Bibliotheksmotiv international. Nebenher – dies zeigt Stocker 1998 – ist die Universalität und Ubiquität des Sujets ein manifester Beweis für die Aktualität der Motivforschung.

Auch einige der großen Studien (s. u.) bieten Bibliographien. Besonders zu erwähnen ist aber eine an der Krakauer Universität erschienene Sammlung von Einzelinterpretationen über Texte zwischen der *Monachomachie* Ignaz Krasickis und dem Werk Melchior Wańkowicz' (Bednarska-Rusajowa 1998), die eine über 500 Titel umfassende Primärbibliographie (S. 17–53) enthält. Eine anders gelagerte, umfangreiche Bibliographie bietet Renato Nisticò (1999, S. 87–98), bei der der Schwerpunkt naturgemäß stärker auf der italienischsprachigen Ro-

manliteratur zwischen Manzoni und Eco liegt. Nisticò, von dem auch der einzige Eintrag zu Bibliotheken in einem literaturwissenschaftlichen *Themenlexikon* stammt (Nisticò 2007), versucht nicht nur eine Typologie der modernen Textbibliotheken seit Cervantes und Swift bis zur Postmoderne, sondern beginnt mit Überlegungen zum innerliterarischen Effekt von Bibliotheken und zur Funktion und Typologie von Bibliotheken.

3. Die Digitalisierung und scheinbar schwindende Bedeutung des umbauten Papiers hat eigentümlicherweise nicht nur nicht zur Abschaffung von Bibliotheken geführt, sondern könnte in einem kompensatorischen Zusammenhang mit den zahlreichen opulenten und architektonisch oft innovativen Bibliotheksneu- oder -umbauten des letzten Jahrzehnts gesehen werden. Analog dazu sind historische und rezente Bibliotheken seit einigen Jahren auch vermehrt Objekt künstlerischer Fotografie. Bände wie die von Guillaume de Laubier (2003), Susanne von Meiss (2004), Candida Höfer (2005), Sascha Hastings (2008), Manuela Roth (2011) oder Sas Mays (2014), um nur neuere zu nennen, setzen öffentliche und private Bücherräume ins Bild, wobei im Hintergrund stets der gesamte Theoriediskurs der Kulturwissenschaften mitzitiert oder als von der Architektur mitgedacht vorausgesetzt wird. Der »Impact« (O’Sullivan 1990) einzelner Klassiker wie Jorge Luis Borges ist bei der zunehmenden Andacht für und Inszenierung von ›unendlichen‹ Büchermassen mit Händen zu greifen.

Auch die Wirkung von James W.P. Campbells monumentaler Kulturgeschichte der Bibliothek (2013) geht sicher primär von Will Pryces Fotografien aus, so dass sich wiederum bestätigt, wie sehr der Bibliotheksdiskurs ein Ensemble festgeprägter Bilder (Raumfluchten, Büchermassen, Lesesäle, Kuppeln, Pracht und Halbdunkel) ist. Dennoch scheint hier inzwischen die Architekturgeschichte mit dem Repertorium an verbalen Denkbildern zu konvergieren, die Bibliotheken ausmachen: Campbells Kapitel 2–7 stehen jeweils unter summierenden Formeln aus materialen Leitbegriffen (»Schränke, Ketten, Nischen« für das 16. Jh. oder »Eiserne Magazine, Gaslampen, Zettelkataloge« für das 19.; S. 90 bzw. 204), die jeweils eine bestimmte Episteme definieren. Ähnlich verfuhr auch Manguel (2009) in seiner Illustrationen, Textzitate und einen Jahrtausende durchschreitenden Diskurs verbindenden Übersicht, die keinen primär baugeschichtlichen Ansatz vertritt und dennoch die Wissenspoetik aus den Räumen herleitet: Die Attraktivität des Bandes beruht dabei nicht nur auf der Vielgestaltigkeit des ausgebreiteten Materials und der genüsslichen Labyrinthik, mit der die virtuellen Regale durchstößt werden, sondern auch auf der dem Ganzen zugrundeliegenden (durchaus Überschneidungen in Kauf nehmenden) Ordnung des Korpus nach Metaphern und Funktionen. Bei Manguel erscheint die literarische Bibliothek also nacheinander als Mythos, Ordnung, Raum, Macht, Schatten, Form, Zufall, Werkstatt, Verstand, Insel, Überleben, Vergessen, Phantasie, Identität und Zuhause.

Bedeutende Bibliotheken vergewissern sich ihrer Tradition auch, indem sie eigene Kataloge mit Bild- und/oder Textdokumenten aus der Bau- und Benutzungsgeschichte herausgeben. Dabei spielen gerade berühmte Autoren und die Schilderung der betreffenden Bibliothek in deren Werk eine legitimierende bis glorifizierende Rolle. Literarische Textexzerpte fungieren hier als historisches Dokument und autonome ästhetische Repräsentation (Beispiel: Hollender 2008). Eine Zusammenstellung seltener kleiner Bibliothekstexte mit diesfalls Wiener Schwerpunkt, also der Hofbibliothek bzw. der Österreichischen Nationalbibliothek, von Charles Sealsfield bis Gina Kaus bietet Evelyne Polt-Heinzl (2009). Dass die fiktive Bibliothek als Sujet der Fiktion unmittelbar verbunden sein kann mit realer Bibliotheksnutzung und vor allem realem Bücherbesitz, zeigt sich ideal an der berühmten Sammlung des Romantikers Ludwig Tieck, die 1849/50 versteigert wurde und aktuell in einem Wiener FWF-Projekt rekonstruiert wird,² denn Tiecks Werk verweist in diversen Genres auf Buchsammlungen und Bibliophilie (Hölter 1989, S. 85–110).

4. Erzähltexte und Filme lassen sich komparatistisch nur noch schwer trennen. Von der Literatur aus ist die Bibliothek im Film gewissermaßen ein Nebenterritorium, obwohl sich Hunderte von Spielfilmen und Serienfolgen benennen lassen, in denen die Bibliothek die ›Hauptrolle‹ spielt – oder, dies ist hinzuzufügen, eine Bibliothekarin meist die erwartbar ausgestaffierte Nebenrolle. Dario d’Alessandro hat eine Filmographie erstellt, die sogar ins Deutsche übersetzt wurde, der er eine umfangreiche Phänomenologie voranstellt, nach Orten und Sorten der Bibliotheken, Dienstleistungen, Personen- und Handlungsstereotypen, auch dem Thema »Liebe in der Bibliothek« (D’Alessandro 2002, S. 76–80). Abgesehen von den zu beklagenden unsichtbaren Mauern zwischen den geisteswissenschaftlichen Disziplinen dürfte der Hauptgrund für die Exzentrizität solcher Bücher (vgl. auch Chaintreau/Lemaître 1990, die schwerpunktmäßig Filme, Kinderbücher und Comics aufnehmen) der Medienwechsel sein, dessentwegen ›Bibliotheken im Film‹ eben nicht den Reiz der Selbstreferenz ausüben wie etwa ›Filmstudios im Film‹. Dass es dennoch deutlich mehr einschlägige Filme gibt, als oberhalb einer erwartbaren durchschnittlichen Verwendung von Bibliotheken als Schauplätzen zu erwarten wäre, könnte nun paradoxerweise daran liegen, dass Bibliotheks- und Cinematheksbenutzer sich selbst oder diese beiden Handlungsrollen als so verwandt be-

2 Ludwig Tiecks Bibliothek. Anatomie einer romantisch-komparatistischen Büchersammlung. FWF-Projekt P 26814. URL: <http://complit.univie.ac.at/forschungsprojekte-und-schwerpunkte/ludwig-tiecks-bibliothek-anatomie-einer-romantisch-komparatistischen-buechersammlung/> (Zugriff: 22. 10. 2014). Dass die Erforschung realer Dichterbibliotheken mit dem innerliterarischen Bibliotheksmotiv über die empirischen bibliophilen Autoren eng verknüpft ist, liegt auf der Hand. Das für die deutsche Literatur maßgebliche Verzeichnis (Folter 1975) bedarf dringlich der Aktualisierung.

trachten, dass indirekt doch der Effekt von Metareferenz entsteht. Eine weitere Monographie zu diesem Thema fokussiert sich ganz auf die Bibliothekarsfiguren, wobei die Filmgeschichte zwar in Epochen aufgeteilt wird, aber im Großzeitraum 1932–1979 eigentlich immer wieder Stereotype registriert werden. Mit dem Schlusskapitel »A Plethora of Librarians, 1980–1999« bewegen sich die Autoren in die Postmoderne, die gar nicht anders kann, als jede Art von Medium in den Mittelpunkt zu stellen. Natürlich enthält auch dieser Band eine Filmographie, Stills und Ansätze zu einer Statistik. Sprechender dürfte sein, dass die filmographischen Listen mit u. a. folgenden Kürzeln aufgeschlüsselt sind: B für »Bun«, E für »Eyeglasses« und R für »Receding hairline, balding, or bald« (Tevis 2005, S. 193). Man mag dies für eine pedantische Klassifikation halten, aber wenn die Bibliothek als impersonale Masse von Büchern im Filmbild hauptsächlich attraktiv wird, sobald ein charakteristisches architektonisches Setting hinzutritt,³ ist es bei den Bibliotheksmenschen das nicht immer karikaturistische Klischee, welches Geschichten oder Phantasien in Gang setzt (ähnlich den stehenden Bühnenfiguren der *Commedia dell'arte*): »Dutt, Brille, Glatze« als primäre Checkliste für weibliche und männliche Bibliothekare (s. u.). – Eine Seitenlinie neben bzw. vor dem Film stellt natürlich die umfangreiche Ikonographie des Lesens und speziell der Bibliothek dar. Hier ist die Schnittmenge zur Literatur durch Buchillustrationen ebenso gegeben wie durch die autoreferentielle Innendekoration der Bibliotheken selbst (Wunderlich/Klemt-Kozinowski 1985; Nies 1991). Als 2008 der Ausstellungskatalog *Logotopia* erschien (Hastings/Shipman 2008, S. 120–123), war eine Art Fluchtpunkt und Pointe, diese Institution auch in der Netzwelt von »Second Life« wiederzufinden, was wenige Jahre später wohl obsolet ist.

5. Einige Kanoniker dominieren die Forschung zu erzählten Bibliotheken. Die Über-Ikone des Bibliotheksdiskurses ist offenbar Jorge Luis Borges (1991 und 1995), weniger wegen einer Anzahl von Bibliotheksgedichten, die kaum bekannt zu sein scheinen, als wegen seiner rätselhaften Allegorie *La biblioteca de Babel* (1941, nach einer Erstfassung *La biblioteca total*) und der davon onomastisch abgeleiteten 30-bändigen Kollektion phantastischer Erzählliteratur. Auslöser für viele der in den 1990er Jahren publizierten Studien dürfte unmittelbar oder indirekt Umberto Eco's Erfolgsroman *Il nome della rosa* (1980) gewesen sein, der nicht nur die Suche nach einem tödlichen Buch in einer fiktiven mittelalterlichen Idealbibliothek spannend in Szene setzte, sondern auch – im Roman und danach – praktische und theoretische (Intertextualität, Zeichentheorie, Vergnügen an Listen) Aspekte der Bibliothek diskutierte (Eco 1987, zweimal 2009). Rolf Köhn (1988) maß die in einem komplexen Aedificium oberhalb eines Skriptoriums

3 Ingo Tornow: »Ich finde Bibliotheken wahnsinnig erotisch!«. Bibliotheken im Film. In: Nerdinger (2011), S. 345–360.

errichtete Bibliothek des namenlosen Klosters an der verbürgten Baugeschichte und dem typischen Handschriftenbestand historischer monastischer Bibliotheken und kam zu dem Resultat, dass die gewollten Anachronismen dazu führen, dass sie »heutigen Bibliotheken ähnlicher« ist »als denen des späten Mittelalters« (S. 111).

Immer wieder wird schließlich Elias Canetti herangezogen (vgl. Scheichl 1998). Der vermutlich meistbesprochene Bibliothekstext im engeren Sinn ist sein Roman *Die Blendung* (1936), worin der in vier isolierten Räumen aufgestellten, 25.000 Bände zählenden Privatsammlung des Sinologen Peter Kien zahlreiche Massesymbole zugeordnet werden, in erster Linie Geld und Feuer, und die Bücher außerdem mit traditionellen Topoi (einzige Freunde, Streitkräfte, Weltersatz) belegt werden. Ein Querschnitt durch die komparatistische Auseinandersetzung mit dem Motiv/Thema »Bibliothek« ließe sich also an Canetti durchführen: Dabei ist beinahe erstaunlich, dass etwa in Gerhard Neumanns Überlegungen zu Canettis *Blendung* im Zeichen des »Masse«-Konzepts nicht die Büchermassen im Mittelpunkt stehen, sondern die psychiatrisch-mythologischen Verschmelzungen. Es ist wahr: Peter Kien erscheint die Bibliothek »als Wahrnehmungsorgan der Welt, ja des Kosmos« (Neumann 2002, S. 102) und, vielleicht wichtiger noch: Therese und Fischerle verwandeln die Bücher und ihre Zeichen »in monetäre Währung«, in »leere Signifikanz« (ebd. S. 103). Was aber bedeutet das Massenhafte, das Gleichförmige, das Militärische an den Büchern? Vielleicht Ordnung, Pazifikation, Egalität bis zur Monotonie als Prinzip? – Alexander Honold skizziert die Berührung von Canettis Roman mit Tradition und Denkfigur der Bücherverbrennung. Dabei wird eine rationale Erklärung für den Schluss des Buches, für Kiens Wahnsinnstat, nicht recht deutlich. Dies wiederum ist plausibel – Wahnsinn muss keinem Zweck zuarbeiten, und doch, wenn die Frage gestellt wird, ob das Anzünden der Bücher »die Unabhängigkeitserklärung schlechthin« (Honold 2008, S. 93) bedeutet, ist dies immer auch der Versuch, die Rechnung aufgehen zu lassen. Weiter scheint zu führen, wenn Honold daran rührt, dass jede Erwähnung von Feuer Kien schon in die Richtung treibt, dass die »manische Fixierung des Büchernarren auf das über alles gefürchtete Feuer [...] ihn selbst zum Brandstifter werden lässt« (ebd. S. 94). – Mona Körte schließlich interessiert sich für die Konsumtion von bedrucktem Papier in den Werken Canettis. Die »symbolischen Handlungen gegen das Buch« (Körte 2008, S. 113) beginnen dabei nicht bei ihm, aber wichtig ist, dass das Verbrennen ebenso wie das Aufessen oder die Gewalt gegen Bücher eine breite kulturelle Phantasie reproduzieren (im Sammelband von Körte/Ortlieb 2007 aufgefächert), die sich hauptsächlich an der »Materialität der Bibliothek« (Körte 2008, S. 118) entwickelt, an Papier und Druckerschwärze, Leder und Leinwand, namentlich aber am Tausch unbelebter Buchmaterie mit belebtem Fleisch und Blut (Hölter 1999). Gerd Schmidt (1990) trug Belege für die Leitmetaphern

»Waffenkammer« und »Friedhof« zusammen; die Bibliothek erscheint also seit dem 12. Jahrhundert als Arsenal geistiger Kriegführung und bis heute ebenso als Ort, an dem Ideen beerdigt werden (Steinhauer 2014). – Das von der Apokalypse bis zu Eco ausstrahlende Motiv der Bibliophagie, des buchstäblichen Sicheinverleibens von Papier bzw. Wissen, ist mehrfach (Haddad 1998) und am umfangreichsten von Christine Ott (2011) untersucht worden. Es wird naturgemäß nicht selten im sättigenden Umkreis einer Bibliothek inszeniert. Als erstaunliche Konstante stellte sich Gewalt von und mit Büchern heraus (Hölter 1995), das seit dem Mittelalter begegnende Motiv des handgreiflichen Kampfes von stillen Gelehrten oder Mönchen mit Büchern bzw. die Schlacht anthropomorpher Bücher aus ihren Regalen heraus (Swift, Boileau). In beiden Texttypen ist die Intertextualität zentrales Movens, denn die Bücher werden praktisch immer individuell benannt.

6. Basistopos der erzählten Bibliothek ist die Selbstreferenz. Bibliotheken im Text zeigen, woher genau der Text, den man liest, selbst stammt, wörtlich oder bildlich. Sie deuten auf ihren eigenen medialen Standort, rahmen oder spiegeln sich selbst als »mise en abyme« und generieren nicht selten Handlungen, in denen die Figuren gleichsam in die Bücherwelt, für die als Abbreviation die Bibliothek steht, »eintauchen« – wie etwa habituell in der Thursday Next-Reihe von Jasper Fforde 2001 ff. – oder auch wieder daraus hervorschreiten. Die permanente Erwartung dieses metaleptischen Ebenensprungs macht Bibliotheken offenbar als Handlungsorte spannend und bindet das Motiv eng an das technische Repertoire der Postmoderne. Die metareferentielle Geste ist bereits an den Titeln mancher Untersuchungen abzulesen: Philippe Hamon nannte einen kurzen Aufsatz »La bibliothèque dans le livre« (1980), Ralph-Rainer Wuthenow sein Buch *Im Buch die Bücher* (1980), Felix Philipp Ingold seine Studie *Das Buch im Buch* (1988) usw.

Bibliotheken sind eine Domäne der Erzählliteratur, doch gibt es sie auch im Drama (z. B. in Clemens Brentanos *Gustav Wasa*) und mehr noch in der Lyrik, die in den Studien bisher deutlich unterrepräsentiert ist (siehe aber Werle 2007, S. 117–128). Dabei erlaubt der kumulierte Diskurs zur Bibliothek auch, einzelne literarische Texte zu bestimmten Bibliotheken übergreifend und nicht nur werkimmanent oder auf die einzelne Institution bezogen zu deuten. Ein Beispiel ist Hölters Interpretation von Gottfried Benns lyrischer »Pseudo-Schelte« (2010, S. 42) auf die Berliner Staatsbibliothek. Die meisten Untersuchungen bestehen mittlerweile aus einem generalistischen, motivbezogenen Teil, der oft kaum originell sein kann, und der individuellen Fallstudie. Eine Forschungsmöglichkeit ist der Längsschnitt durch Existenz und Werk eines Autors, wie ihn etwa Dietmar Rieger (1998) für Gérard de Nerval vornahm. In Heimito von Doderers *Die Dämonen* (1956) spielt nicht nur die Wiener Universitätsbibliothek die Rolle der rettenden Insel beim Justizpalastbrand 1927; vor allem ist es eine fürstliche

Privatbibliothek, die die ›Menschwerdung‹ des Arbeiters Leonhard Kakabsa vollenden hilft, der dort sein gelerntes Latein anwenden kann (Hölter 2004). Julia Przybós (1988) las aus der Bibliothek von Huysmans' Protagonisten des Esseintes das ganze dekadentistische Programm ab. Umgekehrt erhält die Bibliothek auch in autorenbezogenen Studien als Motiv gelegentlich einen Seitenblick, etwa bei Firges (2012) zu Sartres *La nausée*,⁴ und auch in Untersuchungen anderer Motive ist die Bibliothek Unterthema, z. B. bei Steinhauers (2011) Vampyrologie.

7. Die wichtigsten Bücher zum Thema verdienen etwas chronologische Ausführlichkeit: Eine erste echte Monographie stammt aus den USA und blieb in Europa weitgehend unbeachtet: Die übergreifende, also im engeren Sinn komparatistische Studie (Castillo 1984) mit immerhin über 300 Seiten hat den Nachteil eines sehr generischen Obertitels (*The Translated World*), dessen Erläuterung im Untertitel (*A Postmodern Tour of Libraries in Literature*) prompt den Blick zu sehr verengt. Es geht präzise und generell um Bibliotheken in der Literatur, aber dass die »the world« repräsentieren, ist auf genauso blasse Weise wahr wie die Monographie keineswegs nur von postmodernen Texten handelt, sondern allenfalls das Bedürfnis mitteilt, die eigene Position 1984 unbedingt der Postmoderne zuzuordnen. Die am umfassendsten besprochenen Autoren sind Beckett, Borges, Canetti, Cervantes, Doris Lessing, Sartre und William Carlos Williams *The Great American Novel* und *Paterson*. Hier ist schon spürbar, dass es nicht nur um physische Bibliotheken, sondern stark um Intertextualität geht. Entsprechend sind die meistzitierten Theoretiker Derrida, Foucault, Freud und Nietzsche. Am wichtigsten ist aber, dass bereits einige Konstanten quer zu den Texten verfolgt werden: der Babel-Mythos, der Katalog, das Labyrinth.

Eine der wenig rezipierten Publikationen ist auch Jean Roudauts Versuch über die »représentation et évocation des bibliothèques« (1996). Nicht nur, weil dieser Text eher essayistisch wirkt und sein Autor zwischen Literaturkritiker und Romancier anzusiedeln ist, sondern auch, weil die Kategorien hauptsächlich metaphorisch angegeben werden, was schon beim Obertitel beginnt, weil die kurzen Kapitel kaum kompatibel sind mit literaturwissenschaftlichen Texten, weil nur eine minimale Bibliographie angefügt ist. Und doch hat Roudaut die gleichen Denkfiguren aufgestöbert wie andere: die Ordnung der Bücher, die brennende Bibliothek usw. Und er beginnt mit Beobachtungen zu Bibliotheken »dans le roman« (Roudaut 1996, S. 13–19).

Die vielleicht repräsentativste Studie zum Thema stammt von Günter Stocker (1997), denn in den Textanalysen des umfangreichsten Teils werden nicht weniger als zwölf unterschiedlich kanonische, aber jeweils einschlägige und spannende Texte zwischen Musil und Thomas Lehr, Borges und Antonia Byatt

4 Firges 2012, S. 149–151: Roquentin verlässt die Bibliothek.

diskutiert. Hier ist die Literatur des 20. Jahrhunderts als eigene Epoche der Bibliotheksdarstellung herausgelöst, ohne dass eine Abgrenzung nach vorne oder hinten zwingend erschiene. Die übrigen Kapitel stellen dem individuell-analytischen Ansatz plausibel, und, wie man sagen darf, gültig, einige systematische Kategorisierungen gegenüber. Das kulturtechnisch-kognitive Potential der Bibliothek ist durch die Schlüsselbegriffe »Schrift«, »Wissen«, »Gedächtnis« gekennzeichnet. Leider kommt die in einem dritten Teil konzentrierte Darstellung der Konstanten von Bibliotheksmotivik und -symbolik (S. 102–109) eher zu kurz, wenngleich der Ansatz weiterführende Perspektiven öffnet.

Einer der früheren Sammelbände stammt von Peter Vodosek und Graham Jefcoate (1999). Dass die Bibliothek, namentlich im Film, aus dominant »männlichem Blick« gesehen sei, ist eine inzwischen mehrfach aufgekommene These (Nagl in Vodosek/Jefcoate 1999, S. 115–126), die an sich keine Überraschung bietet, doch mag es erstaunen, wenn Indizien dafür angeführt werden können, dass eine patriarchalische Sichtweise auch heute noch in Literatur und Film nachwirkt (Koch 2011). Auch Castillo hatte den Schwerpunkt auf einige Stichwörter gelegt, wie sie inzwischen als Achsen die umfangreiche Literatur zu Bibliothekstexten gliedern (Katalog, Brand, auch negative Empfindungen in der Bibliothek bis zum Wahnsinn der Leser und der Bibliothekare), aber das Schreiben über Bibliotheken, das in ihrem Hauptkapitel ganz die Frauen in den Mittelpunkt stellt (1984, S. 196–262), auch aus einer Genealogie von Bücherfrauen von Charlotte Brontë bis zu Iris Murdoch hergeleitet. – In Vodosek/Jefcoates Sammelband (1999, S. 167–188) liefert Gerd Schmidt eine der wenigen Kurzübersichten über Bibliotheksmetaphorik. Eine stille Karriere hat inzwischen die Konstellation Bibliothek und Verbrechen gemacht; mehrere Untersuchungen lenken den Blick auf die Rolle der Bibliothek als setting im Kriminalroman (Ron Brownes Bibliographie in Vodosek/Jefcoate 1999, S. 217–221). Bibliotheken im Kriminalroman zählen übrigens auch Hügel/Urban/Hoffmann 1996 auf.

Eine ausladende und zugleich wiederum merkwürdig isolierte romanistische Studie stammt von François Géal (1999). Sie widmet sich (auf über 700 Seiten Text zuzüglich Quellen- und Abbildungsanhängen) hauptsächlich dem spanischen siglo de oro. Géals Arbeit ist in gewissem Sinn die avancierteste, auf jeden Fall eine der gründlichsten Studien zur intraliterarischen Bibliothek, gerade weil sie das Thema nicht allein als Sujet angeht, sondern den gesamten Diskurs für eine nationalkulturelle Epoche rekonstruiert. Es handelt sich also um eine im emphatischen Sinn hispanistische Untersuchung, die Medien-, Wissens- und Motivgeschichte der Literatur und der bildenden Kunst sowie auch Architektur- und Institutionengeschichte verknüpft. Der erste Teil befasst sich mit der Bibliothekssituation und den Plänen für eine königliche Bibliothek unter Philipp II. Hier wird die Privat- oder Kopfbibliothek Don Quijotes als »contre-projet«

(S. 201) eingeflochten, als bisher gründlichste Auseinandersetzung mit der donquijotesken Sammlung, dem »escrutinio« und der Kanonproblematik. Der zweite Teil behandelt die Gegenreformation, zunächst ein Manuskript von Diego de Arce (1608) über Bibliotheken und einen Text (1631) von Francisco de Araoz über die beste Bücherordnung. Im Mittelpunkt aber steht der französische Jesuit Claude Clément mit seinen Vorstellungen einer sakralen Bibliothek und einer idealen *eruditio*. Géal leitet über zu zeitgenössischen Projekten anderer Länder (u. a. der Bodleian Library), bevor er die Suche nach der idealen Bibliothek bei Baltasar Gracián analysiert. Der dritte Teil thematisiert die Bibliothek als Abstraktum, die Vernetzung der Gelehrten in Spanien, die Techniken des Katalogisierens und Bibliographierens mit dem großen Projekt des Nicolás Antonio, der »Bibliotheca Hispana«, von wo aus schließlich der Beginn einer spanischen Litterärgeschichte skizziert wird.

Einen völlig anderen, sozusagen distanzierteren und zugleich abstrakteren Zugang wählt Nikolaus Wegmann (2000), der nicht so sehr literarische Fiktionen in den Mittelpunkt stellt, sondern eher Bibliotheksgeschichte, Bibliotheksphilosophie, Medientheorie, und dann natürlich die Semantik der Bibliothek, wie sie sich in den traditionellen Topoi der Romane und Gedichte niederschlägt. Auch bei Wegmann geht es um die üblichen thematischen und bildlichen Schwerpunkte, um einen diachronen roten Faden und große Namen, aber die Perspektive hat sich bereits in Richtung einer wissenspoetologischen Betrachtung verschoben, so dass etwa im zweiten Kapitel (S. 47–77) die Bibliothek nicht nur als »Moloch« oder auch »Mülldeponie« (S. 78) gesehen wird, was dem Katalog an Metaphern nur eine weitere hinzufügen würde, sie vielmehr als Moloch, als Effekt von Zahlen transparent gemacht wird. Wegmann stellt also hier die vielen Ziffern und Ziffernfolgen ins Zentrum, die die Anzahl von Medieneinheiten, Quadratmetern, Lesern beschreiben. Ähnlich betrachtet er auch die Suche nach dem richtigen Buch via Katalog oder Fragen nach Geschwindigkeit, Zufall, Suche und Fund als habituelle Prozeduren, die am Ort Bibliothek die meistverbreiteten Praktiken repräsentieren. Was bei dieser Kölner Habilitationsschrift speziell wirkt, ist die Spannweite, mit der Wegmann den Begriff der »Bibliotheksliteratur« (S. 1–8) einführt.

Eine der umfangreichsten Untersuchungen zum Motiv stammt von Dietmar Rieger (2002), der mit äußerster Akribie ein immenses Repertoire an Bibliothekstexten einer chronologisch-typologischen Ordnung unterwirft: Als einer von wenigen Philologen bezieht Rieger mittelalterliche Bibliotheksdarstellungen mit ein (z. B. Richard de Bury, *Philobiblon*), widmet sich Bibliotheken in der Gattung Utopie, fasst die Bibliotheken der frühen Neuzeit bis zur Romantik unter der Rubrik »Macht und Zerstörung« (S. 165) zusammen und erkennt in der Bibliothek die häufig genutzte Möglichkeit, einen literarischen Kanon konkret abzubilden oder gar poetologische Ideale zu repräsentieren. Speziell im

19. Jahrhundert scheint überdies das exzentrische Individuum verstärkt in der Gestalt von Bibliotheksmenschen gespiegelt (wie bei Huysmans oder Anatole France). Bedauerlicherweise ist durch die Fachsystematik eine Konzentration auf romanische Literaturen vorgegeben, wobei Rieger umfangreiches weiteres Material in den systematischen Nischen seiner Darstellung unterbringt. Ein zweites Manko ist, gerade bei einem so umfassend dokumentierten Band, das Fehlen einer Bibliographie. Rieger hat schon zuvor zentrale romanische Autoren, die dem Bibliotheksmotiv besondere Aufmerksamkeit widmen, regelrecht systematisch erschlossen. So arbeitete er über brennende Bibliotheken bei Victor Hugo (1997), über Manzoni und Pirandello (Rieger 1998), über die bei Jules Verne mehrmals begegnende Idee zukünftiger Bibliotheken – berühmt ist die des Kapitän Nemo an Bord seiner »Nautilus« – (1999), und über die Semantik der Bibliothek im realistischen und dekadentistischen Erzählen (2000). Utopische Bibliotheken bespricht übrigens ebenso Normand Lalonde, der gleich einleitend Utopie und Büchersammlung unter dem Signum der Totalität verknüpft (1994, S. 43). Auch bei Gabriel Naudé – so Hartmut Stenzel (1993) – steht im Mittelpunkt des Bibliotheksgedankens eine idealisierende Utopie.

In der literaturwissenschaftlichen Behandlung der Bibliotheksmotivik und -thematik lässt sich der Automatismus beobachten, der in den Kulturwissenschaften jede Ausdifferenzierung von Arbeitsgebieten auslöst. Die Studie von Kirsten Dickhaut (2004) steigert die Untersuchungen von Stocker einerseits und Rieger andererseits, insofern sie den internationalen Kanon von Bibliothekstexten erneut diskutiert und interpretiert und durchaus wiederum romanische Texte (Charles Naudier, Nerval, Flaubert, Huysmans usw.) in den Mittelpunkt stellt, aber das Buch erweitert seinen Argumentationsraum in mehrfacher Hinsicht: Erstens durch Rekurs auf einzelne bildliche Darstellungen und die Verknüpfung dieser ikonischen Ästhetik mit einem der Leitthemen, nämlich der Deformation von Bibliotheken, zweitens, indem die Modi der Deformation mit den schon topischen Bedrohungen Feuer, Wasser, Menschen usw. dargestellt werden, drittens durch Einbettung des Themas in die sich zu Beginn des Jahrtausends entwickelnde Raumtheorie (so dass die Bibliothek naturgemäß als Foucaultsche »Heterotopie« erscheint, S. 43), viertens durch eine weiterentwickelte und entsprechend stärker differenzierte Bestandsaufnahme dessen, was Bibliotheken als Denkfiguren (S. 49) freisetzen und fünftens durch ein 22-seitiges Literaturverzeichnis, das hier nicht analysiert werden kann. Indes liegt auf der Hand, dass auch diese Bibliographie am Ende eines Buches über Bibliotheken wiederum die Figur einer virtuellen Bibliothek über das Bibliotheksmotiv erfüllt. Zugleich summiert sie einen Diskurs, der um die Jahrtausendwende erstmals die spürbare Expansion in Richtung einer weltliterarisch-komparatistischen Arbeit am Thema zeigt.

Eine außerhalb der Slavistik nicht rezipierte russische Studie (Matveev/Ra-

vinskii 2003) befasste sich schon zuvor primär mit dem »Bild« der Bibliothek in russischsprachigen Texten, aber keinesfalls ausschließlich. Sie beginnt mit Anatole France' *Le crime de Sylvestre Bonnard* und bewegt sich über Sartres *La nausée*, Bradburys *Fahrenheit 451*, Nossacks *Der Fall d'Arthez* und Ecos *Il nome della rosa* vor allem in Richtung der phantastischen Literatur (Lovecraft, King u. a.) und endet mit mehreren nur im Internet publizierten russischen Erzähltexten. Diese Arbeit investiert nicht viel Theorieaufwand auf die Textbeispiele, fügt aber den 20 Kapiteln, die jeweils eine individuelle Lektüre durchführen, eine umfangreiche Bibliographie hinzu, die nach Prosa, Lyrik, Drama und Anthologien sortiert ist. Wer eine »vollständige« Liste von Bibliothekstexten erstellen wollte, müsste diese Aufstellungen auswerten.

In einem weiteren, diesmal rein italienischen Sammelband (Morriello/Santoro 2004) werden einerseits Ikonen (Borges) und Topoi (Brennbarkeit) der Bibliotheksfiktion angesprochen, andererseits vor allem die Rolle des Bibliothekars in den Texten beleuchtet. Die teils gewichtigen 17 Beiträge widmen sich daneben auch z. B. der Bedeutung der Bibliotheken für die Kriminalliteratur (Rino Pensato, mit einer umfangreichen Primärbibliographie, S. 66–70). Der Untertitel, der auf Wege und Kontexte abhebt, ist in einigen Beiträgen wörtlich zu nehmen. Piero Innocenti und Cristina Cavallaro etwa bemühen sich um Prä- und Rekonstruktion von Lektüreverläufen im Medium der textuellen Bibliothek (S. 99–116).

2005 erschien ein Themenheft der Zeitschrift der Österreichischen Nationalbibliothek *Biblos*, in dem nicht nur Protagonisten des Themas zu Wort kamen, sondern auch sozusagen kanonische Aspekte abgearbeitet wurden, z. B. durch Aufsätze zu Ecos *Il nome della rosa* (Alfred Noe), zu Canetti (Christoph Eggenberger) oder Musils 100. Kapitel (Alfred Schmidt).⁵ Hier fällt eher auf, dass auch historische und fikionalisierte Beschreibungen realer Bibliotheken wie etwa der Wiener Hofbibliothek in den Gesichtskreis rücken.

Eine geradezu vorbildliche, erschöpfende Untersuchung über Bibliotheken in der polnischen Literatur stammt von Krystyna Bednarska-Ruszajowa (2006). Sie untersucht das Motiv in Hunderten von Texten, bezogen auf die Autoren, die künstlerische Dimension und die thematologischen Differenzierungen. Für die hier verfolgte Perspektive ist maßgeblich, dass in einem Band von 250 Seiten eine solche Masse von Texten und Autoren aus einer nicht kleinen, aber im Weltmaßstab auch nicht dominanten Nationalliteratur aufgeführt und interpretiert werden kann, dass daraus eine Omnipräsenz des Themas abzuleiten ist. Die Aussage dieser Monographie, zusammen mit dem oben erwähnten Sam-

5 Bibliotheken in der Literatur. Wien: Österreichische Nationalbibliothek 2005 (= *Biblos* 54, 2005/2).

melband, ist also eine quantitative und, durch die minutiöse Detailgliederung, auch eine qualitative, in Richtung der Reichhaltigkeit des Sujets.

In einem Sonderband der schweizerischen Zeitschrift *Versants* vereinigte Alessandro Martini 2007 nicht weniger als 18 Aufsätze zum Sujet, die alle in den romanischen Literaturen beheimatet sind, beginnend mit imaginären Bibliotheken in der spanischen Literatur des Mittelalters und endend mit postmodernen Texten wie Jacques Roubauds *La belle Hortense* oder Carlos Ruiz Zafóns *La sombra del viento*. 350 Seiten beweisen, dass in der französischen, italienischen und kastilischen Literatur die Bibliothek eine auffällig dichte thematische Tradition aufweist. Hierbei macht sich strukturell bemerkbar, dass die meisten Aufsätze sich mit genau einem Text befassen und dadurch vor allem den Status quo bestätigen, dass ein Überblick über den Zusammenhang nicht mehr nötig, aber auch kaum noch möglich ist. Sie beschränken sich in diesem Band überdies genau auf Romanliteratur, was insofern die strukturierende und gattungskonditionierende Potenz des Sujets kennzeichnet, als in der *library fiction* längere Narrationen begünstigt sind. Das hat mit der Anforderung zu tun, Bibliotheken durch Beschreibung von Büchermassen einerseits und die Veranschaulichung durch eine gewisse Anzahl von Einzelexemplaren andererseits zu evozieren.

Ebenfalls 2007 erschien der Tagungsband *Ecrire la bibliothèque aujourd'hui* (André/Ducas 2007), der 14 Vorträge mit Diskussionsbeiträgen, Einführungen usw. zusammenführt. Die Beiträge widmen sich ganz der französischen Literatur, wobei, dank des ausrichtenden Bibliothekarsverbands, auch das Berufsbild in den fiktionalen Texten sowie ein Schwerpunkt in der Kinder- und Jugendliteratur zu beobachten sind. Charakteristisch für diesen Band ist die – eine Dynamik mindestens andeutende – systematische Gliederung, nach der in der Literatur die Bibliothek vielleicht dargestellt, vielleicht neu erfunden, auf jeden Fall aber »gesagt«, d.h. versprachlicht wird. In zwei Sektionen begegnet eine aktuelle Skepsis, zum einen dort, wo in Texten die Bibliothek »verlassen« wird, zum andern, wo (wie etwa bei Claude Simon oder Pascal Quignard) ein Schreiben gegen die Bibliothek, eine Bibliophobie, ja ein Bücherhass behauptet wird. Die von der Literatur proponierte und der Literaturwissenschaft bisher als selbstverständlich supponierte bestätigende Liebe der Bücher zu den Büchern wird hier teilweise in Frage gestellt.

Typischerweise ist die frühe Neuzeit besonders im Fokus umfassenderer Untersuchungen, die sich auch nicht so sehr auf einzelne Autoren konzentrieren. Ein monumentales Beispiel dafür ist Werles (2007) Werk, das »imaginierte«, also fiktionale und ideale Bibliotheken in den Mittelpunkt stellt und dabei immer wieder auf die Polarität der Gesamtheit und des Einzelbuchs kommt, die in der Enzyklopädie zur Synthese gebracht wird.

Eine der avanciertesten Arbeiten zu Büchern und Bibliotheken, die eben nicht bei der räumlichen Akkumulation von Schrift beginnt, sondern gezielt ihr

Korpus nach Antikulturtechniken ordnet, ist die Studie von Mona Körte (2012). Sie rubriziert die zahlreichen weltliterarischen Beispiele unter den Vernichtungsprozeduren ›Löschen‹, ›Brennen‹ und ›Einverleiben‹ und stellt diesen einmal als Hauptmetaphern identifizierten Aktionen weitere, oft an vernichtete oder beschädigte Materie geknüpfte Handlungen gegen Bücher zur Seite. So steht das zu Asche gewordene Papier für Vergessen, das verbrannte Papier für viele andere Arten der »Buchhinrichtungen« (S. 180) und das verspeiste oder gekaute Papier auch für die Rückkehr zur Mündlichkeit.

Beim Sammelband von Gemmel und Vogt (2013) ist der Eindruck nicht abzuweisen, dass bereits mit sicherem Blick Lücken geschlossen werden, d. h., dass nicht nur über Bibliotheken bei Borges oder Eco diskutiert wird, sondern auch über Tieck, E.T.A. Hoffmann und Jean Paul, über Horrorliteratur, Gedächtnis-skepsis und *graphic novels*.

8. Die Bibliothek wird standardmäßig mit literarischen Menschentypen verknüpft. Der/die Bibliothekar(in) ist da nur die am meisten zu Klischees einladende Gestalt (Rost 1990). Eine andere ist der männliche Bibliomane (Desormeaux 2001). Schon Klaus Döhmer (1984) bot vor dem Hintergrund einer in erster Linie belletristischen Interessenslage einen Überblick, übrigens diskursiv ausformuliert, in Abteilungen gegliedert und mit einer knapp 300 Titel umfassenden Primärbibliographie versehen, über die »merkwürdige[n] Leute«, die man in der Verwaltung und im Service der Bibliotheken antrifft, bis hin zu den empirischen Autoren, die im Hauptberuf Bibliothekare waren.⁶ Werner von Koppenfels beleuchtet die Gelehrtsatire (vgl. Košenina 2004, S. 343–362), wie sie im Medium der »absurden Bücherliste« (Koppenfels 2007, S. 251) seit Rabelais (2. Buch) Gestalt gewann und bei Johann Fischart, John Donne, Gilles Ménage, Jonathan Swift bis zu J. L. Borges als Katalog abstruser Buchtitel fortgeschrieben wurde. Georg Ruppelt (1997) widmet sein Buch, das durch ein Register auch erschlossen ist, in erster Linie den Bibliomanen und allen sonstigen Handlungsrollen des Literaturbetriebs, von Druckern und Setzern bis zu den Autoren, aber auch den notorischen Bücherdieben, womit er am Rand eine Dokumentation zum Thema der geschändeten, geplünderten Bibliotheken eröffnet, genauso wie er den innerliterarischen Typus des Bibliomanen mit einem realen Hintergrund ausstattet. Bernhard Metz (2008) schließlich bietet eine dichte Geschichte der Bibliomanie (und Lesewut) von Lukian und Seneca bis zur Postmoderne.

9. Eigentümlicherweise wird das umfassende, von der Gedächtnistheorie bis zur Architekturpraxis und vor allem aus institutioneller Sicht argumentierende *Handbuch Bibliothek* (2012) durch einige literaturwissenschaftliche Überle-

6 Bei Döhmer, S. 141–143, auch eine frühe Sekundärbibliographie zu Bibliothekar(inn)en in der schönen Literatur.

gungen eröffnet (Stefan Gradmann, S. 4–10), indem nämlich einige »Metaphern« oder »Ideen«, die das Gebilde »Bibliothek« bündig summieren können, aus Erzähltexten von Stifter, Musil und natürlich Borges entlehnt werden, zusammen mit dem Alexandria-Mythos, so dass der Gedanke der Ordnung und seine Negation ebenso wie der der Ewigkeit/Unendlichkeit, gepaart mit der physischen Fragilität riesiger Sammlungen einen gleichsam mythologischen Unterbau erhält. Daran erscheint die wissenspoetologische Geste bedeutsam, dass über Bibliotheken am meisten und pointiertesten kommuniziert werden kann, wenn man die Angebote der kanonischen literarischen Texte nutzt und diese nicht abseits einer Theorie versteht, sondern als völlig konvergent mit einem denkbaren theoretischen Metatext. Dasselbe gilt übrigens auch auf anderer Ebene oder mit anderem Material für die Metaphorik, die sich in den Raumformeln der kanonischen Bibliotheksbauten konkretisiert.

Ein kurzer, aber instruktiver, die wesentlichen Denkfiguren zusammenfassender Überblick über fiktionale Bibliotheken stammt denn auch von Dickhaut/Rieger/Schmelz (1999),⁷ die Ordnung und deren Verlust, Selbst- und Weltreferenz, Verlust und Untergang, Büchersammeln und Bücherfressen als Faszinosa eines Zeitalters ausmachen, das vom schwindenden Medium besessen scheint. Einen ähnlichen Überblick bringt Rieger ebenso in dem maßgeblichen Katalog zu fiktiver/fiktionaler Architektur (Nerdinger 2011).⁸ Eine knappe, aber die zentralen Gesichtspunkte bündelnde Übersicht boten wiederum Kirsten Dickhaut u. a. (2005), die folgende Aspekte in den Mittelpunkt rückten: Ordnung des Wissens und deren Verlust, Buchkultur, »Spiegelungseffekte« (S. 15), womit andeutungsweise metareferentielle Effekte gemeint sind, die zahllosen Verwendungen der reziproken Formel ›Buch und Welt‹, das Verlieren von Büchern und Bibliotheken bis hin zu deren Vernichtung im Brand (vgl. Körte 2012, S. 191–199), die Unerschließbarkeit des Labyrinths, und die Exzesse der Bibliomanie bis zur Buchverspeisung. Als 2008 erstmals ein Lexikon literarischer Symbole erschien, war die Bewusstmachung des Kollektivsymbols ›Bibliothek‹ weit genug gediehen, um auch ihm ein Lemma zu reservieren. Dickhaut (S. 43f.) gliederte das Material in aller Kürze in fünf semantische Kategorien; die Bibliothek begegne in der Literatur als Symbol »des Wissens«, »der Ordnung bzw. Unordnung«, »des kulturellen und kollektiven Gedächtnisses«, »der Macht« und »poetologischer Verfahren«, namentlich der Intertextualität. Diese überzeugende und grundsätzlich für Ergänzungen offene (dies zeigt schon die »individuelle[n] Identitätsbildung«, die noch unter die memoriale Symbolik subsumiert ist) Kategorisierung ist geeignet, fast alle bekannteren Primärtexte

7 Wiederabgedruckt in: Bibliotheken in der Literatur. Wien 2005, S. 13–25.

8 Darin Dietmar Rieger: »Unsere Bibliothek ist nicht wie die anderen«. Bibliotheken in der Literatur, S. 327–344.

funktional einzuordnen. Beschreibt man die Beobachtung zweiter Ordnung, wie sie solche Artikel vornehmen, so ist bezeichnenderweise das Schaffen von Ordnung auch hier dominiert.

Monika Schmitz-Emans (2005) identifiziert die »imaginäre Bibliothek« als eines der wiederkehrenden Symbole in der Weltliteratur. Im gleichen Jahr betont Dickhaut (2005) die Heterogenität; man könnte es mit ihr »Paradox« nennen, aber auch eine Art Aporie oder vorprogrammierte, in der Kollektivsymbolik nach Jürgen Link ja angelegte Ambiguität (vgl. generell Parr/Thiele 2010) der der Bibliotheksmetapher unterlegten Semantik (»Gedächtnisort«, »Heterotopie« usw.). Eine der häufigsten Referenzen ist Foucaults fruchtbar-kryptische Formulierung von der Heterotopie. Günther Stocker etwa deutete die Kiensche Bibliothek in Canettis *Blendung* als »andere Welt«. ⁹ Ab und zu ist die Bibliothek jedoch kein unheimlicher, sondern ein schützender Anders-Ort (Djoufack 2010, S. 260–265: »Ort der Identität. Die Bibliothek als Heim und Heimat«). Wiederum Monika Schmitz-Emans hat die Fragmentierung von Sinn in der Postmoderne am »Mythologem von Babel« (1992, S. 107) in Borges' Erzählungen und der darauf basierenden Meta-Erzählung in Ecos Roman *Il nome della rosa* gezeigt. Die Metapher von der Welt als unlesbarer Schrift korreliert der Metapher von der Bibliothek als Labyrinth (auch: Joseph 1991; Werle 2007, S. 462–476), in der der Sinn oder Weg unfindbar bleibt. ¹⁰ Analog dazu zeigt Hölter (1991) die Parallelen dieses Leitsymbols zum Genre des *carmen figuratum*.

Insgesamt fällt in der Semantik der Bibliothekstexte die Tendenz zur binären Codierung der Hauptmotive ins Auge: Ordnung/Unordnung, Papier/Steingebäude, oder auch Papier/Mensch, Materie/Geist, Schriftlichkeit/Oralität, Stille/Gewaltausbruch, Männlichkeit/Weiblichkeit. Inzwischen sind fast alle dieser zentralen Semantikbereiche auch in einzelnen umfangreichen Studien abgearbeitet. Ein Desiderat wäre trotzdem noch die Zusammenstellung von Leitmetaphern, die die Bibliothek in den meisten Texten und Diskursformen charakterisieren, jener Denkfiguren und Gleichnisse (»Optogramm«, »Schattenbild«, aber auch: »Bibliothek«, S. 55–58), wie sie analog Bernd Stiegler (2006) für das Medium der Fotografie gesammelt hat. Sämtliche memorialen Metaphern sind inzwischen diskutiert worden; einen ersten Ansatz lieferte aber schon die Übersicht von Klaus Döhmer (1984, S. 15–28), der Ordnungsmuster wie »Heiligtum«, »ideale Welt« oder »Mausoleum« gebraucht, vor allem aber auch (S. 24–28) die »Kathedrale der Verliebten« (nach Karl Shapiro) beschreibt.

10. Man muss nur die Erscheinungsdaten der hier aufgeführten Studien auswerten, um festzustellen, dass die 1990er Jahre einen Höhepunkt literaturwissenschaftlicher Diskussion über Bibliotheken, namentlich innerhalb oder

⁹ In: Vodosek/Jefcoate (Hg.), S. 65–88.

¹⁰ Zur Metapher des Labyrinths und dessen Epistemologie auch Wegmann (2000), S. 282–286.

am Rande der Fiktion, bedeuten. Sollte man dies als unbewusst und ungeplant nostalgische Übereinkunft der Philologen deuten? Als summierende Erledigung eines zu Untergang oder mindestens radikaler Umgestaltung verurteilten Mediums? Als zufällige Koinzidenz von exponentiell wachsender Digitalisierung, die durch das Internet erstmals in den 1990ern überzeugende und irreversible Züge annimmt, mit der Millenniumsangst vor dem Ende auch der gewohnten Kulturtechniken? Die Analyse der Bibliotheksmetaphorik zeigt, dass Büchermassen *immer schon* den Handlungskeim zur Zerstörung durch Feuer, Wasser, Vandalismus, Unordnung, dann auch Staub und Säurefraß in sich tragen. Ist dem Gedanken an viele Bücher der an ihre Verletzlichkeit inhärent, so wird plausibel, warum zum Jahrtausendende die Literatur verstärkt ihr eigenes Walhall bespricht. Matthew Battles' Übersicht (2003) ist paradigmatisch für Bücher des letzten Jahrzehnts, die den Medienspeicher Bibliothek zelebrieren und in ihrer Summe den Eindruck eines kollektiven, kulturpessimistischen Abgangs nicht vermeiden können. Schon Christa Schlumbohm konstatierte für den italienischen Gegenwartsroman »immer wieder die Vision eines Verlustes tradierter Kulturwerte«, die sich »verdinglicht in dem literarischen Motiv der Bibliothek« (1992, S. 121).

Unter komparatistischem Blickwinkel fällt zweierlei auf: Einerseits liefert das Sujet ›Bibliotheken in der Literatur‹ seit den 1980er Jahren, also seit ein markantes Interesse daran registrierbar ist, einen sehr stabilen Kanon an Primärtexten. Diese enge Auswahl von ca. zwei Dutzend Texten aus diversen Literatursprachen ist umgeben von einem breiteren, maximal hundert Texte umfassenden Feld international bekannter Zeugnisse, die gelegentlich in der Diskussion begegnen. Dieser weitere Kreis schließlich inkludiert noch nicht die vielen Hundert Texte, die nur in den auf einen Autor, eine Epoche oder eine Nationalliteratur konzentrierten oder begrenzten Untersuchungen begegnen. Darüber hinaus, das darf man unterstellen, ist ein vierter, weitester Kreis vorhanden, der sich aus dem Korpus bisher gar nicht im Rampenlicht stehender Literaturen, aus trivialen, okkasionellen, weder zu einem klassischen Literaturkanon noch zum Mainstream gehörigen oder neuerdings aus nicht in Papier publizierten Texten speist. Dieses Phänomen wiederholt sich in der Weltliteratur mindestens bei all jenen Sujets, die global verbreitet und relevant sind, was für Bibliotheken unstrittig ist. Andererseits aber – und dies ist ein bedauerlicher Befund für die Praxis der Vergleichenden Literaturwissenschaft – kann man allenfalls für die markante Schnittmenge im Zentrum des Kreises, nicht aber für andere Felder einen stabilen diskursiven Zusammenhang konstatieren. Die disziplinären Routinen sind offenbar nicht stark genug, oder anders gesagt: die vor allem sprachlichen Grenzen sind zu stark, als dass Studien entstanden wären, die den beinahe obligaten Kanon überschritten oder die jeweiligen sprachkulturellen Felder in einen Dialog brächten. Man könnte einwenden, dass

dem eine umfassende bibliographische Anstrengung vorausgehen müsste, aber auch vermuten, dass das Ergebnis der thematologischen Forschung von den Vorannahmen bereits gesteuert wird, wodurch doch immer wieder der Kanon aus Cervantes, Canetti, Eco usw. bestätigt würde. Die Postmoderne scheint weniger die erste Epoche zu sein, in der solche Texte florieren, wohl aber die Schlüsselepoche für deren erstmalige gebündelte Wahrnehmung und Deutung. Die Bibliothek bietet als Denkfigur jede Art poetologischer Selbstabbildung der Literatur, insbesondere im Rahmen der Intertextualitätsidee, und als Mikroabbildung literarischer Systeme gehört die Bibliothek zu den zentralen metareferentiellen Literaturmetaphern.

Zwischen den 1980er und den 1990er Jahren ändert sich mindestens im deutschen Sprachraum allmählich die Adressierung; richten sich die Sammlungen zunächst erkennbar an lesende Laien, so differenzieren sie die Erscheinungsformen der Buchmotivik später wissenschaftlich und inkludieren die Bibliothek als eines der zugehörigen Phänomene (Kliemann 1984; Ráth-Végh 1984; Schöffling 1985; Kalka 1991; Jansohn 1998; Tebbe 1998). Die Existenz einer Reihe von Anthologien, übrigens auch zur Buch- und Bibliothekslyrik (Herbst/ Wallmann 2003, bes. S. 142–162), die durchaus nicht immer dieselben Texte enthalten, beweist eine Konstanz des Themas. Auch z. B. im Englischen erscheinen Textsammlungen (Taylor 1993; Graeber 1999), die freilich international kaum wahrgenommen werden. Es lässt sich aber ablesen, dass einige Klassiker der Bibliotheksmotivik (Borges, Canetti, Cervantes, Musil) fast immer begegnen. Es liegt auch nahe, dass diese kanonischen Texte als erste und am häufigsten in den inzwischen zahlreichen Einzelstudien analysiert wurden. Dies bestätigt sich nicht zuletzt in den literaturwissenschaftlichen Sammelbänden, wengleich Ausweichbewegungen (z. B. zu Jean Paul, Sebald, Benjamin, Jandl, um nur deutschsprachige zu nennen) in den letzten Jahren klar erkennbar wird. Monographien und Sammelbände begleiten einander und bestätigen chronologisch die Intensivierung des Diskurses. Die Einzelstudien (Castillo 1984; Stocker 1997; Géal 1999; Rieger 2002; Matveev/Ravinskii 2003; Dickhaut 2004; Werle 2007; Brandt 2012; Körte 2012) und die z. T. sehr zahlreiche Aufsätze enthaltenden *edited volumes* (Bednarska-Rusajowa 1998; Vodosek/Jefcoate 1999; Morriello/Santoro 2004; Bibliotheken in der Literatur 2005; Martini 2007; André/Ducas 2007; Gemmel/Vogt 2013) erfüllen dieselbe wissenschaftliche Funktion: das Untersuchungsfeld gleichsam zu kartographieren und der dynamischen Ausdifferenzierung auf der Seite der Belletristik mit vergleichbarer Dynamik zu entsprechen. Dass dies umgekehrt auch wieder die Produktion neuer Bibliothekstexte beeinflussen oder anregen wird, ist systemisch vorprogrammiert (vgl. Hölter 2013, S. 205).

Generell lässt sich festhalten, dass Bibliotheksbücher entweder schwerpunkthaft Illustrationen bieten, also die Inszenierung von Raumfluchten und

Büchermassen, oder zumeist ganz auf Bilder verzichten und sich dem Thema rein diskursiv nähern. Die Titelgebung der Studien und namentlich der Sammelbände, die zu einem größeren gemeinsamen Nenner verpflichtet sind, verrät, wie sehr die Thematik in ihren vorhersagbaren Spuren inzwischen festgeschrieben ist. Das muss kein Nachteil sein, denn wissenschaftstheoretisch ist eine massive intersubjektive Bestätigung innerhalb des Diskurses festzustellen, wengleich um den Preis der Tautologie. Dies lässt sich leicht auch daran ablesen, dass die wechselseitige Zitation nur selektiv stattfindet und vor allem: dass implizite Sprachbarrieren die Diskussionsräume trennen (s. o.), so dass allenfalls auf der Ebene der weltliterarischen Klassiker eine verbindliche gemeinsame Plattform erkennbar wird. Dies hat mit der Pseudo-»Abgeschlossenheit« des Sprachraums, etwa für die polnische Literatur, zu tun, vor allem aber mit der Nicht-Verfügbarkeit der primären und sekundären Texte (mangels Übersetzung, aufgrund unterschiedlicher Literaturversorgung). Die Literatur über Bibliotheken in der Literatur ist oft nicht in den Bibliotheken.

Bibliotheken sind ein Thema für junge Wissenschaftler(innen): Eine Diplomarbeit wie die von Elisabeth Blasch (2006) führt zwar im Titel die »aktuelle Unterhaltungsliteratur« und beschränkt sich auf die »phantastische[] Bibliothek«, doch ordnet sich die dort entwickelte Motivanalyse selbst – mit Recht – ganz selbstverständlich entlang den Kategorien Raum, Bestand, Metafiktion und nicht zuletzt den menschlichen Aktanten. Ganz ähnlich verfährt die Studie von Shoshana Brandt (2012), die zwar die Postmoderne vorschaltet, aber im wesentlichen drei Romane analysiert, Thomas Lehrs *Zweiwasser*, Antonia Byatts *Possession* und Ermanno Cavazzonis *Le tentazioni di Girolamo*, nicht ohne diese Analysen zu rahmen durch eine kurze Geschichte und Semantik des Bibliotheksmotivs. An solchen akademischen Studien fällt generell auf, dass offenbar Studierende und Professoren eines gemein haben: Sie widmen sich gerne und leicht der Evidenz des Motivs, verfallen dem Charme seiner Selbstreferenz, erkennen also ihre eigenen Erkenntnis- und Arbeitsbedingungen im Gegenstand wieder, und vor allem: Die Primärtexte sind in gewissem Maße austauschbar, so dass das bisher germanistisch-romanistisch dominierte Thema vermutlich noch in anderen Einzelsprachphilologien Karriere machen wird. Die Theorierahmungen und insbesondere die bibliotheks- und motivhistorischen Schwerpunktsetzungen aber duplizieren sich, wie ja bereits bei den großen Untersuchungen auf höchstem Niveau (Stocker, Rieger, Dickhaut, Werle) deutliche Überschneidungen auffallen. Das Gedächtnis-, das Raum-, das Wissens-, das Schriftparadigma haben sich weitgehend erschöpft, das Kanon-, das Rhetorik- und das Metareferenzparadigma bieten mindestens noch Raum zu einer theoretischen Gesamtexplikation. Der Diskurs wird zwar allmählich gedrosselt werden, doch zunächst wird die internationale Maschinerie der Literaturwis-

senschaft noch in anderen Sprachen, an anderen Beispielen und in breiterer Streuung vergleichbare Studien generieren.

Was bleibt zu tun? Jenseits der Notwendigkeit einer umfassenden Primär- und Sekundärbibliographie (auch dies kann nur eine unvollständige Skizze sein) bedarf das kaum noch in Disziplinen aufteilbare Arbeitsfeld ›fiktive/fiktionale Bibliotheken‹ einer internationalen Dokumentation, die Bilder, Texte und Interpretationen zusammenbringt. Eine künftige methodologische Möglichkeit würde darin bestehen, die in den 2000er Jahren florierende Theoriebildung zu metareferentiellen ästhetischen Verfahren (namentlich durch Werner Wolf) anzuwenden auf die Erforschung der Bibliothekssemantiken, insofern offenbar der Impuls zur Entwicklung von und die Überzeugungskraft der entwickelten Interpretationsmodelle nicht nur verstärkt werden, indem sich diese Modelle evident wechselseitig bestätigen, sondern auch dadurch, dass jegliche Form der Feststellung von Selbstreferenz mit einem banal oder kaum ganz aufzuklärenden Lustgewinn an dieser Selbstbezüglichkeit selbst einhergeht. Steht also die Bibliothek synekdochisch für den Gegenstand ›Literatur‹ selbst, so steht sie genauso für das Methodenrepertoire, also für die Literaturwissenschaft. Damit verkörpert die erdichtete oder erzählte Bibliothek Objekt und Metadiskurs in einem, wie in realen Universalbibliotheken Romane *und* Literaturwissenschaft aufgestellt sind. Es mag sein, dass die hintergründigste Symbolik der Bibliothek in der Literatur deshalb in der impliziten These besteht, dass beides untrennbar verbunden, wenn nicht eins ist, oder, wenn man es zurückhaltender und lebensverbundener betrachten will: dass Literaturwissenschaftler in einem Kontinuum zu Hause sind, welches noch alles zugleich verfügbar hält und erlaubt. Vermutlich kompensiert diese Lustphantasie die Defizite des Alltags. Das wäre eine weitere Erklärung dafür, warum Literaturwissenschaftler seit den 1980er Jahren und bis heute so gerne über Bibliotheken schreiben.

Bibliographie

- André, Marie-Odile, Sylvie Ducas (Hg.): *Écrire la bibliothèque aujourd'hui*. Paris: Ed. du Cercle de la librairie 2007
- Battles, Matthew: *Die Welt der Bücher. Eine Geschichte der Bibliothek*. A. d. Amerikan. von Sophia Simon. Düsseldorf: Patmos 2003
- Bednarska-Ruszajowa, Krystyna (Hg.): *Biblioteki i książki w literaturze*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego 1998
- Bednarska-Ruszajowa, Krystyna: *Biblioteki w literaturze polskiej*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego 2006
- Bibliotheken in der Literatur. Wien: Österreichische Nationalbibliothek 2005 (= *Biblos* 54, 2005/2)

- Blasch, Elisabeth: Das Motiv der phantastischen Bibliothek in der aktuellen Unterhaltungsliteratur. Diplomarbeit, Universität Wien 2006
- Borges, Jorge Luis: Die Bibliothek von Babel. Erzählungen. A. d. Span. übertr. von Karl August Horst und Curt Meyer-Clason. M. e. Nachw. hg. von José A. Friedl Zapata. Stuttgart: Reclam 1991
- Borges, Jorge Luis: Persönliche Bibliothek. Übers. von Gisbert Haefs. Frankfurt/Main: Fischer 1995
- Brandt, Shoshana: Ort der Gnade, Schatzkammer oder Inferno? Die Fiktionalisierung der Bibliothek im Kontext der Postmoderne. Marburg: Tectum 2012
- Campbell, James W. P., Will Pryce: Die Bibliothek. Kulturgeschichte und Architektur von der Antike bis heute. A. d. Engl. von Gregor Runge, Dörte Fuchs und Jutta Orth. München: Knesbeck 2013
- Castillo, Debra A.: The Translated World. A Postmodern Tour of Libraries in Literature. Tallahassee: Florida State University Press 1984
- Chaintreau, Anne-Marie, Renée Lemaître: Drôles de bibliothèques ... Le thème de la bibliothèque dans la littérature et le cinéma. Préface de Roger Chartier Paris: Editions du Cercle de la Librairie 1990
- D'Alessandro, Dario: Hauptrolle: Bibliothek. Eine Filmographie. Übers. und bearb. von Karin Heller. Innsbruck u. a.: StudienVerlag 2002 (Original: Silenzio in sala! La biblioteca nel cinema, presentazione di Morando Morandini. Roma: AIB 2001)
- Desormeaux, Daniel: La figure du bibliomane. Histoire du livre et stratégie littéraire au XIXe siècle. Saint-Genouph: Nizet 2001
- Dickhaut, Kirsten: Bibliothek. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole. Hg. von Günter Butzer und Joachim Jacob. Stuttgart, Weimar: Metzler 2008, S. 43f.
- Dickhaut, Kirsten: Das Paradox der Bibliothek. Metapher, Gedächtnisort, Heterotopie. In: Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Hg. von Günter Oesterle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005 (= Formen der Erinnerung 26), S. 297–331
- Dickhaut, Kirsten: Verkehrte Bücherwelten. Eine kulturgeschichtliche Studie über deformierte Bibliotheken in der französischen Literatur. München: Fink 2004
- Djoufack, Patrice: Entortung, hybride Sprache und Identitätsbildung. Zur Erfindung von Sprache und Identität bei Franz Kafka, Elias Canetti und Paul Celan. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010
- Döhmer, Klaus: Merkwürdige Leute. Bibliothek und Bibliothekar in der Schönen Literatur. 2., verb. und erg. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann 1984
- Eco, Umberto: Die unendliche Liste. A. d. Ital. von Barbara Kleiner. München: Hanser 2009
- Eco, Umberto: Die Bibliothek. A. d. Ital. von Burkhart Kroeber. München, Wien: Hanser 1987
- Eco, Umberto: Die Kunst des Bücherliebens. A. d. Ital. von Burkhart Kroeber. München: Hanser 2009
- Firges, Jean: Jean-Paul Sartre – la Nausée. Die Entdeckung der Existenz in Sartres Roman »Der Ekel«. Annweiler am Trifels: Sonnenberg 2012
- Folter, Roland: Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge. Stuttgart: Eggert 1975 (= Bibliographien des Antiquariats Fritz Eggert 6)

- Géal, François: *Figures de la bibliothèque dans l'imaginaire espagnol du siècle d'or*. Paris: Honoré Champion 1999
- Gemmel, Mirko, Margrit Vogt (Hg.): *Wissensräume. Bibliotheken in der Literatur*. Berlin: Ripperger & Kremers 2013
- Gradmann, Stefan: »Bibliothek« als Begriff und Metapher: Von der Büchersammlung zur Programmbibliothek. In: *Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*. Hg. von Konrad Umlauf und Stefan Gradmann. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 3–10
- Graeber, Eric (Hg.): *Magic & Madness In The Library. Protagonists Among The Stacks*. Delhi, NY: Birch Brook Press 1999
- Haddad, Gérard: *Manger le livre. Rites alimentaires et fonction paternelle*. Paris: Hachette 1998
- Hamon, Philippe: *La bibliothèque dans le livre*. In: *Interférences* 11 (1980), S. 7–13
- Hastings, Sascha, Esther E. Shipman (Hg.): *Logotopia. The Library in Architecture, Art and the Imagination*. Cambridge: Cambridge Galleries Design at Riverside 2008
- Herbst, Hiltrud, Hermann Wallmann (Hg.): *zeilenweise. Gedichte über die vielen Seiten des Buches*. Münster: Daedalus 2003
- Höfer, Candida: *Bibliotheken. Mit einem Essay von Umberto Eco*. München: Schirmer/Mosel 2005
- Hollender, Martin (Hg.): »Denn eine Staatsbibliothek ist, bitte sehr! kein Vergnügungs-etablissemang«. *Die Berliner Staatsbibliothek in der schönen Literatur, in Memoiren, Briefen und Bekenntnissen namhafter Zeitgenossen aus fünf Jahrhunderten*. Berlin: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz 2008
- Hölter, Achim: »Schöpfungsstunde«. Gottfried Benn in der Staatsbibliothek. In: *Produktive Rezeption. Beiträge zur Literatur und Kunst im 19., 20. und 21. Jahrhundert*. Hg. von Lothar Bluhm und Achim Hölter. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2010 (= Kleine Reihe 6), S. 25–42
- Hölter, Achim: *Bibliomorphie und Anthropomorphie. Ein Doppelmotiv des literarischen Selbstbezugs*. In: *Allgemeine Literaturwissenschaft – Grundfragen einer besonderen Disziplin*. Hg. von Rüdiger Zymner. Berlin: Schmidt 1999 (= Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften 1), S. 121–139 [2. Aufl. 2001]
- Hölter, Achim: *Bibliothekar beim Prinzen Croix – Heimito von Doderers Kulturideal und sein Hintergrund*. In: *Gassen und Landschaften. Heimito von Doderers »Dämonen« vom Zentrum und vom Rande aus betrachtet*. Hg. von Gerald Sommer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004 (= Schriften der Heimito von Doderer-Gesellschaft 3), S. 254–278
- Hölter, Achim: *Die Bücherschlacht. Ein satirisches Konzept in der europäischen Literatur*. Bielefeld: Aisthesis 1995 (= Aisthesis-Essay 5)
- Hölter, Achim: *Ludwig Tieck – Literaturgeschichte als Poesie*. Heidelberg: Winter 1989 (= Beihefte zum Euphorion 24)
- Hölter, Achim: *Umberto Ecos »Il nome della rosa« – der Roman ein Figurengedicht?* In: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 15 (1991), S. 418–433
- Hölter, Achim: *Zum Motiv der Bibliothek in der Literatur*. In: *Arcadia* 28 (1993), S. 65–72
- Hölter, Achim: *Zur Konvergenz von Literatur und Philologie. Eine Skizze*. In: *Literaturwissenschaft heute. Gegenstand, Positionen, Relevanz*. Hg. von Susanne Knaller und Doris Pichler. Göttingen: V&R unipress 2013, S. 193–213

- Honold, Alexander: Canettis »Blendung« und die brennende Bibliothek. Zur Literaturgeschichte des Autodafés. In: *Der Überlebende und sein Doppel. Kulturwissenschaftliche Analysen zum Werk Elias Canettis*. Hg. von Susanne Lüdemann. Freiburg, Berlin, Wien: Rombach 2008 (= Rombach Litterae 150), S. 75–95
- Hügel, Hans-Otto, Regina Urban, Hermann Hoffmann: *Mord in der Bibliothek*. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft 1996 (= Marbacher Magazin 73)
- Ingold, Felix Philipp: *Das Buch im Buch*. Berlin: Merve 1988
- Jansohn, Christa (Hg.): *Das Buch zum Buch*. Leipzig: Reclam 1998
- Jochum, Uwe: Die Bibliothek als »locus communis«. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 72 (1998), Sonderheft »Medien des Gedächtnisses«, S. 14–30
- Joseph, Gerhard: *The Labyrinth and The Library en abyme: Eco, Borges, Dickens ...* In: *City Images. Perspectives from Literature, Philosophy, and Film*. Hg. von Mary Ann Caws. New York u. a.: Gordon and Breach 1991, S. 42–59
- Kalka, Joachim (Hg.): *Die argen Bücher. Geschichten für vorwitzige Leser*. Frankfurt/Main: Fischer 1991
- Kliemann, Horst (Hg.): *Stundenbuch für Letternfreunde. Besinnliches und Spitziges über Schreiber und Schrift, Leser und Buch*. M. e. Vorw. von Ernst Penzoldt. Dortmund: Harenberg 1984
- Koch, Ulrike: *Macht durch Bücher. Die patriarchale Dimension der Bibliothek*. Diplomarbeit, Universität Wien 2011
- Köhn, Rolf: »Unsere Bibliothek ist nicht wie die anderen ...«. Historisches, Anachronistisches und Fiktives in einer imaginären Bücherwelt. In: »... eine finstere und fast unglaubliche Geschichte? Mediävistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman »Der Name der Rose«. Hg. von Max Kerner. 3. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1988, S. 81–114
- Koppenfels, Werner von: *Der Andere Blick oder Das Vermächtnis des Menippos. Paradoxe Perspektiven in der europäischen Literatur*. München: Beck 2007
- Körte, Mona, Cornelia Ortlieb (Hg.): *Verbergen – Überschreiben – Zerreißen. Formen der Bücherzerstörung in Literatur, Kunst und Religion*. Berlin: Schmidt 2007 (= Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften 9)
- Körte, Mona: *Essbare Lettern, brennendes Buch. Schriftvernichtung in der Literatur der Neuzeit*. München: Fink 2012
- Körte, Mona: Von Buchstabenessern und Bücherstürmern. Der uneigentliche Gebrauch der Bücher bei Elias Canetti. In: *Der Überlebende und sein Doppel. Kulturwissenschaftliche Analysen zum Werk Elias Canettis*. Hg. von Susanne Lüdemann. Freiburg, Berlin, Wien: Rombach 2008 (= Rombach Litterae 150), S. 109–124
- Košenina, Alexander: *Der gelehrte Narr. Gelehrten satire seit der Aufklärung*. 2. Aufl. Göttingen: Wallstein 2004
- Kriebisch, Gerd: Das Bild der Öffentlichen Bibliotheken in der Schönen Literatur. Eine Skizze. In: *Buch und Bibliothek* 23 (1971), S. 957–959
- Lalonde, Normand: *Flaubert, Verne, Huysmans: Trois bibliothèques utopiques*. In: *Les Lettres Romanes* 48 (1994), S. 43–58
- Laubier, Guillaume de, Jacques Bossier: *Die schönsten Bibliotheken der Welt*. A. d. Frz. von Bettina Blumenberg. München: Knesebeck 2003

- Manguel, Alberto: *Die Bibliothek bei Nacht*. A. d. Engl. von Manfred Allié und Gabriele Kempf-Allié. Frankfurt/Main: Fischer 2009
- Martini, Alessandro (Hg.): *Biblioteche nei romanzi. Les bibliothèques dans les romans. Las bibliotecas en las novelas* (= Versants 53–54). Genf: Slatkine 2007
- Matveev, M. Ju., D. K. Ravinskii: *Obraz biblioteki v proizvedeniiakh khudozhestvennoi literatury. Literaturno-sotsiologicheskie ocherki*. St. Petersburg: Rossiiskaja Natsionalnaia Biblioteka 2003
- Mays, Sas (Hg.): *Libraries, Literatures, and Archives*. New York, London: Routledge 2014 (= Routledge studies in library and information science 10)
- Meiss, Susanne von, Reno Guntli: *Bücherwelten. Von Menschen und Bibliotheken*. Hildesheim: Gerstenberg 2004
- Metz, Bernhard: *Bibliomania and the Folly of Reading*. In: *Comparative Critical Studies* 5 (2008), S. 249–269
- Morriello, Rossana, Michele Santoro (Hg.): *La biblioteca e l'immaginario. Percorsi e contesti di biblioteconomia letteraria*. Milano: Editrice Bibliografica 2004
- Nerdinger, Winfried (Hg.): *Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken*. München, London, New York: Prestel 2011. Darin: Dietmar Rieger: »Unsere Bibliothek ist nicht wie die anderen«. *Bibliotheken in der Literatur*, S. 327–344; Ingo Tornow: »Ich finde Bibliotheken wahnsinnig erotisch!« *Bibliotheken im Film*, S. 345–360
- Neumann, Gerhard: *Bibliothek und Psychiatrie. Wissensordnung und Autodafé in Cannetis Roman »Die Blendung«*. In: *Masse und Medium. Verschiebungen in der Ordnung des Wissens und der Ort der Literatur 1800/2000*. Hg. von Inge Münz-Koenen und Wolfgang Schäffner. Berlin: Akademie 2002, S. 97–112
- Nies, Fritz: *Bahn und Bett und Blütenduft. Eine Reise durch die Welt der Leserbilder*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991
- Nisticò, Renato: *Art. »Biblioteca«*. In: *Dizionario dei temi letterari*. Hg. von Remo Ceserani, Mario Domenichelli und Pino Fasano. Vol. I. Torino: UTET 2007, S. 284–286
- Nisticò, Renato: *La biblioteca*. Bari: Laterza 1999 (= *Temi letterari* 11)
- O'Sullivan, Gerry: *The Library is on Fire. Intertextuality in Borges and Foucault*. In: *Borges and His Successors. The Borgesian Impact on Literature and the Arts*. Hg. von Edna Aizenberg. Columbia u. a.: University of Missouri Press 1990, S. 109–121
- Ott, Christine: *Feinschmecker und Bücherfresser. Esskultur und literarische Einverleibung als Mythen der Moderne*. München: Fink 2011
- Parr, Rolf, Matthias Thiele: *Link(s). Eine Bibliographie zu den Konzepten »Interdiskurs«, »Kollektivsymbolik« und »Normalismus« sowie einigen weiteren Fluchtlinien*. 2., stark erw. und überarb. Aufl. Heidelberg: Synchron 2010
- Pechmann, Alexander: *Die Bibliothek der verlorenen Bücher*. Berlin: Aufbau 2007
- Polt-Heinzl, Evelyne (Hg.): *Abenteuer Bibliothek. Ein Ort des Wissens und der Fantasie*. Wien: Brandstätter 2009
- Przybós, Julia: *De la poétique décadente: la bibliothèque de des Esseintes*. In: *L'Esprit créateur* 28 (1988), S. 67–74
- Ráth-Végh, István: *Die Komödie des Buches*. A. d. Ungar. übertr. von Erika Széll. 3. Aufl. Leipzig: Kiepenheuer 1984
- Rieger, Dietmar, Kirsten Dickhaut, Cornelia Schmelz: *Bücher in Bibliotheken – Das Motiv der Bibliothek*. In: *Spiegel der Forschung* 16 (1999), S. 14–23

- Rieger, Dietmar: »Il ne faut rien prématurer, pas même le progrès«. Jules Verne und die utopische Bibliothek. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 236 (1999), S. 70–93
- Rieger, Dietmar: »La lueur de sang qui se mêle à l'aurore«. Les bibliothèques en feu chez Victor Hugo. In: Revue d'histoire littéraire de la France 97 (1997), S. 1031–1055
- Rieger, Dietmar: »La tour de Babel en deux cents volumes«. Gérard de Nerval und die exzentrische Bibliothek. In: Romanische Forschungen 110 (1998), S. 348–365
- Rieger, Dietmar: Bibliothek und Welterfahrung. Balzacs ›César Birotteau‹ und Huysmans' ›À Rebours‹. In: Blumen und andere Gewächse des Bösen in der Literatur. Festschrift für Wolfram Krömer zum 65. Geburtstag. Hg. von Ursula Mathis-Moser u. a. Frankfurt/Main u. a.: Lang 2000, S. 181–197
- Rieger, Dietmar: Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten in der Literatur. München: Fink 2002
- Rieger, Dietmar: Von Don Federigo Borromeo zu Monsignore Boccamazza: Bibliotheken bei Manzoni und Pirandello. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte / Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes 22 (1998), S. 151–175
- Rost, Gottfried: Der Bibliothekar. Schatzkämmerer oder Futterknecht? Leipzig: Edition Leipzig 1990 (= Historische Berufsbilder)
- Roth, Manuela: Library Architecture + Design. O.O.: Braun 2011 (= Masterpieces)
- Roudaut, Jean: Les dents de Bérénice. Essai sur la représentation et l'évocation des bibliothèques. Paris: Deyrolle 1996
- Scheichl, Sigurd Paul: »Er sah es gern, wenn man die Interessen seiner Bücher wahrte.« Peter Kien als Bibliothekar. Zu Canettis »Blendung«. In: Kulturerbe und Bibliotheksmanagement. Festschrift für Walter Neuhauser zum 65. Geburtstag. Hg. von Heinz Hauffe. Wien: Österreichische Nationalbibliothek 1998 (= Biblos-Schriften 170), S. 433–447
- Schlumbohm, Christa: Die Bibliothek als Sinnbild der Gefährdung. Zum Kulturverständnis im italienischen Roman des 20. Jahrhunderts. In: Romanistisches Jahrbuch 43 (1992), S. 108–122
- Schmidt, Gerd: Waffenlärm und Grabesstille. Buch und Bibliothek im Spiegel der Metapher. In: Philobiblon 34 (1990), S. 3–12
- Schmitz-Emans, Monika: Lesen und Schreiben nach Babel. Über das Modell der labyrinthischen Bibliothek bei Jorges (!) Luis Borges und Umberto Eco. In: Arcadia 27 (1992), S. 106–124
- Schmitz-Emans, Monika: Topographien der Weltliteratur: ›Museum‹, ›Atlas‹, ›Luftfracht‹ und ›Imaginäre Bibliothek‹. In: Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext. Hg. von Hartmut Böhme. Stuttgart, Weimar: Metzler 2005 (= Germanistische Symposien, Berichtsbände 27), S. 371–392
- Schöffling, Klaus (Hg.): Geschichten vom Buch. Eine Sammlung. Frankfurt/Main: Insel 1985
- Steinhauer, Eric W.: Vampyrologie für Bibliothekare. Eine kulturwissenschaftliche Lektüre des Vampirs. 2. Aufl. Hagen-Berchum: Eisenhut 2011 (= Bibliothope 1). Darin: Kap 6: Die Bibliothek in der Vampirliteratur (s.p. im Inhaltsverzeichnis).
- Steinhauer, Eric W.: Büchergrüfte. Warum Büchersammeln morbide ist und Lesen gefährlich. Darmstadt: Lambert Schneider 2014
- Stenzel, Hartmut: Gabriel Naudé et l'utopie d'une bibliothèque idéale. In: Les Lieux de

- mémoire et la fabrique de l'œuvre. Actes du 1er colloque du Centre de Rencontres sur le XVIIe siècle. Hg. von Volker Kapp. Paris, Seattle, Tübingen: Papers on French Seventeenth Century Literature 1993, S. 103–115
- Stiegler, Bernd: Bilder der Photographie. Ein Album photographischer Metaphern. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2006
- Stocker, Günther: »Lesen« als Thema der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 27 (2002), S. 208–241
- Stocker, Günther: Das Motiv der Bibliothek in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Zur Aktualität der Motivforschung. In: Weimarer Beiträge 44 (1998), S. 554–574
- Stocker, Günther: Schrift, Wissen und Gedächtnis. Das Motiv der Bibliothek als Spiegel des Medienwandels im 20. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997 (= Epistemata 210)
- Taylor, Alan (Hg.): Long Overdue. A Library Reader. London: Library Association Publishing / Edinburgh: Mainstream Publishing 1993
- Tebbe, Thomas (Hg.): Wenn Kopf und Buch zusammenstoßen. Ein Lesebuch übers Lesen. München, Zürich: Piper 1998
- Tevis, Ray und Brenda: The Image of Librarians in Cinema, 1917–1999. Jefferson/N.C., London: McFarland & Co. 2005
- The Library Book. London: Profile Books 2012
- Vodosek, Peter, Graham Jefcoate (Hg.): Bibliotheken in der literarischen Darstellung. Libraries in Literature. Wiesbaden: Harrassowitz 1999 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 33)
- Wegmann, Nikolaus: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2000
- Werle, Dirk: Copia librorum. Problemgeschichte imaginerter Bibliotheken 1580–1630. Tübingen: Niemeyer 2007 (= Frühe Neuzeit 119)
- Wunderlich, Heinke, Gisela Klemt-Kozinowski: Leser und Lektüre. Bilder und Texte aus zwei Jahrhunderten. Dortmund: Harenberg 1985
- Wuthenow, Ralph-Rainer: Im Buch die Bücher oder Der Held als Leser. Frankfurt/Main: Europäische Verlagsanstalt 1980

Kurzbiographien der Autoren

WOLFGANG ADAM, geboren 1949. Studium der Germanistik, Geschichte und Klassischen Archäologie; Promotion 1977, Habilitation 1985; Venia für das Gesamtfach Deutsche Philologie. Lehrstuhl für *Deutsche Literatur der Frühen Neuzeit im europäischen Kontext* an der Universität Osnabrück. Direktor des *Interdisziplinären Instituts für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit (IKFN)*. Seit 1993 Herausgeber der Zeitschrift *Euphorion*. Publikationen zur Literatur der des 16. bis 18. Jahrhunderts; Schwerpunkte: Montaigne, Antikenrezeption, Bibliotheks- und Wissenschaftsgeschichte.

STEFAN ALKER, geboren 1980 in Wien, Mag. Dr. phil.; Studium der Germanistik sowie Library and Information Studies in Wien. 2005/06 Projektmitarbeiter der Wienbibliothek im Rathaus, seit 2006 Mitarbeiter in der NS-Provenienzforschung, seit 2008 Fachreferent für Germanistik und seit 2010 Leiter der Fachbereichsbibliothek Germanistik, Niederlandistik und Skandinavistik der Universitätsbibliothek Wien. Lehraufträge an der Universität Wien, Publikationen zur österreichischen Literatur und zum Bibliothekswesen. Mitglied in der Redaktion der *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* und Mitherausgeber der Schriftenreihe *Bibliothek im Kontext*.

PETER BLUME, geboren 1968 in Bochum, Dr. phil.; Studium der Allgemeinen Literaturwissenschaft, Philosophie und Neueren deutschen Literaturgeschichte an der Bergischen Universität Wuppertal. 2004 bis 2005 Zusatzstudium zum Master of Library and Information Science an der Fachhochschule Köln. 2005 bis 2013 Fachreferent an der Universitätsbibliothek Wuppertal. Seit 2013 Fachreferent für Medien-, Sozial- und Geisteswissenschaften an der Universitätsbibliothek Ilmenau. Publikationen zur Fiktions- und Erzähltheorie sowie zu bibliotheksfachlichen Fragen, u. a. *Fiktion und Weltwissen: Der Beitrag nicht-fiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzählliteratur* (2004), *Bibliothek und Gattung* (in: *Handbuch Gattungstheorie*, 2010).

ANDREAS BRANDTNER, seit 2011 Direktor der Universitätsbibliothek Mainz, zuvor stellvertretender Leiter der Universitätsbibliothek Wien, stellvertretender Leiter der Handschriftensammlung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek (heute: Wienbibliothek im Rathaus), Projektmanager an der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, Inspizient am Kirgisischen Staatstheater in Bishkek, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich in Linz. – Lehre an den Universitäten Wien, Innsbruck und Albuquerque. – Studium der Deutschen Philologie, Philosophie, Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft in Wien, München und Paris; Postgraduate Studium der Library and Information Studies in Wien; Postgraduate Studium von Arts Management in Salzburg, Chicago und Shanghai. – Veröffentlichungen zum (Literatur-)Archiv- und Bibliothekswesen, zur Literaturtheorie, zur literaturwissenschaftlichen Grundlagenforschung und zur Literatur von der Frühen Neuzeit bis zur (Post-)Moderne.

BERNHARD J. DOTZLER, seit 2004 Professor für Medienwissenschaft an der Universität Regensburg. Zuvor Referent in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates, Wissenschaftlicher Assistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur sowie Projektleiter am SFB/FK 427: »Medien und kulturelle Kommunikation« der Universität zu Köln, Visiting Lecturer an der University of Cambridge, UK, und Forschungsdirektor für Literatur- und Wissenschaftsgeschichte am Zentrum für Literaturforschung Berlin. 2010 Visiting Kade Professor an der University of California, Santa Barbara. Veröffentlichungen zur Medien- und Wissenschaftsgeschichte, History of Computing, Literatur und Medien, Archäologie der Medien(theorie). Buchpublikationen u. a.: *Papiermaschinen. Versuch über communication & control in Literatur und Technik* (1996); *L'Inconnue de l'art. Über Medien-Kunst* (2003); *Diskurs und Medium I-III* (2006–2011); *Bild/Kritik* (Hg., 2009).

ACHIM HERMANN HÖLTER, geboren 1960, Studium der Germanistik, Mediävistik, Philosophie, Romanistik und Allgemeinen Literaturwissenschaft in Wuppertal und Düsseldorf. Promotion 1988. Habilitation 1993. Professor für Komparatistik an der Universität Münster (1997–2009). Professor für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien (seit 2009). Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (2005–2011). Publikationen u. a.: *Ludwig Tieck: Literaturgeschichte als Poesie* (1989); *Die Invaliden. Die vergessene Geschichte der Kriegskrüppel in der europäischen Literatur bis zum 19. Jahrhundert* (1995); *Die Bücherschlacht. Ein satirisches Konzept in der europäischen Literatur* (1995); *Marcel Proust. Leseerfahrungen deutschsprachiger Schriftsteller von Theodor W. Adorno bis Stefan Zweig* (Hg., 1998); *Comparative Arts. Universelle Ästhetik im Fokus der Ver-*

gleichenden Literaturwissenschaft (2011); *Handbuch Komparatistik. Theorien, Arbeitsfelder, Wissenspraxis* (Hg. mit Rüdiger Zymner, 2013); *Literaturgeschichte und Bildmedien* (Hg. mit Monika Schmitz-Emans, 2014). Forschungsschwerpunkte: Romantikforschung, Themen- und Diskursforschung, Kunst- und Literaturhistoriographie, Ritualisierungen der Literatur, Ästhetische Selbstreferenz, Supramediale Ästhetik/ Comparative arts, Internationale Rezeptionsgeschichte, Kanonforschung, Bibliotheken und Literatur.

MICHAEL PILZ, geboren 1982 in Rosenheim, Mag. Dr. phil., Dipl.-Bibl. (FH); 2001 bis 2005 Studium der Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der HTWK Leipzig, 2006 bis 2011 Diplomstudium Deutsche Philologie an der Universität Innsbruck, 2011 bis 2013 ebendort Doktoratsstudium Literatur- und Kulturwissenschaft, daneben praktische Arbeit im Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationswesen. 2013 Promotion bei Stefan Neuhaus mit einer Arbeit über *Ernst Toller und die Medien. Performativität und Autorinszenierung in der Zwischenkriegszeit*. 2009 bis 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Innsbruck und Koblenz-Landau im Rahmen zweier FWF-Projekte zur Edition des Gesamtwerks und der Briefe Ernst Tollers. Seit April 2014 Universitätsassistent am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck und Leiter des Innsbrucker Zeitungsarchivs (IZA). Veröffentlichungen und Herausgeber-schaften zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, zur Literaturkritik und Literaturvermittlung, zur Editions-wissenschaft sowie zur Feuilleton- und Zeitschriftenforschung.

DANIEL SYROVY studierte Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien, wo er seit 2008 unterrichtet und seit 2013 eine Position als Universitätsassistent inne hat. Forschungsschwerpunkte gelten den Literaturen der frühen Neuzeit, insbesondere der Romania und Deutschlands, und ihren Wechselbeziehungen, sowie der habsburgischen Bücherzensur im 18. und 19. Jahrhundert. Veröffentlichungen u. a. *Tilting at Tradition: Problems of Genre in the Novels of Miguel de Cervantes und Charles Sorel* (2013) und *2500 Jahre Liebesdichtung* (Hg., 2013).

DIRK WERLE, Privatdozent am Institut für Germanistik der Universität Leipzig. 2014/15 Vertretung der Professur für Neuere deutsche Literatur/Geschichte der Germanistik am Institut für deutsche Literatur der HU Berlin. Studium der Neueren deutschen Literatur, Latinistik und Philosophie in Freiburg i.Br., Pisa und Berlin. Promotion 2005 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Habilitation 2012 in Leipzig. Wichtigste Publikationen: *Copia librorum. Problemgeschichte imaginierter Bibliotheken 1580–1630* (2007); *Ruhm und Moderne. Eine Ideengeschichte (1750–1930)* (2014). Arbeitsschwerpunkte: Europäische Literaturge-

schichte im Kontext der *intellectual history* seit dem 16. Jahrhundert; Literaturtheorie; Wissenschaftsgeschichte der Geistes- und Kulturwissenschaften.